Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

No. 13

Germinal

Aus dem Inhalt:

Holländischer Rätekommunismus
Karl Kautsky: Von Marx zu Hitler
Anarchismus: Partei oder Ideenströmung
Ante Ciliga
Das anglo-russische Komitee
Antonio Gramsci und der italienische Kommunismus
Rezensionen und Hinweise

Notgeld

Fünfhun

Dichter der Jobsiade.

500

zahlen die städ

l

Bochum, den 15. A

Reihe I

der Stadt Bochum

derttausend

000 Mark

ltischen Kassen in Bochum dem Ein-
eferer dieses Scheines.

uguit 1923.

Der Magistrat der Stadt Bochum

K

Oberbürgermeister

Bürgermeister

Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Johannes Materna

Anschrift der Redaktion: Wolfgang Braunschädel
Oskar-Hoffmannstr. 121
44789 Bochum
Tel.: 0234/330756

Das ARCHIV kann abonniert werden; die Hefte im Abonnement werden mit einer Preisermäßigung von 20 % gegenüber dem Einzelverkaufspreis einzeln berechnet.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit
Fernwald (Annerod): Germinal Verlag
Erscheint unregelmäßig - Nr. 6 (1984) - Nr. 8 (1987) u.d.T.:
Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit
Früher im Karin Kramer Verlag, Berlin
Aufnahme nach Nr. 9 (1989)
ISSN 0936-1014
NE: Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit Nr. 6 (1984) - Verlagswechsel

(c) Germinal Verlag, Siemensstr. 16, 35463 Fernwald (Annerod)
1. Auflage 1994
Umschlagfoto: Wolfram Altenhövel
ISBN 3-88663-413-2
ISSN 0936-1014
Printed in Germany

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Inhalt:

Zu diesem Heft 7

Philippe Bourrinet
Holländischer Rätekommunismus: Von den »Groepen van Internationale Communisten« zum »Spartacusbond« 9

Paul Mattick
Karl Kautsky: Von Marx zu Hitler 47

Václav Tomek
Anarchismus als eigenständige politische Partei oder als breite Gefühls- und Ideenströmung.
Dokumente zu einer Diskussion über die Zukunft des tschechischen Anarchismus im Jahr 1914 63

Philippe Bourrinet
Nationalistische Barbarei oder Weltrevolution?
Ante Ciliga (1898-1992): Lebensweg eines Kommunisten aus Kroatien 91

Arkadij Maslow
A. Ciliga: »Au pays du grand mensonge«
Mit einer Vorbemerkung von Georg Scheuer 119

Aleksandr J. Watlin
Das anglo-russische Komitee und der innerparteiliche Kampf in der KPdSU (B) 137

Rolf Wörsdörfer
Verschiebebahnhof der Revolution: Antonio Gramsci, der italienische Kommunismus und die Sowjetunion 157

Rezensionen und Hinweise

Petra Weber, Sozialismus als Kulturbewegung. Frühsozialistische Arbeiterbewegung und das Entstehen zweier feindlicher Brüder Marxismus und Anarchismus, Düsseldorf: Droste Verlag, 1989 *(Wolfgang Braunschädel)* 173

Max Nettlau, Geschichte der Anarchie Band 1. Der Vorfrühling der Anarchie. Ihre historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864. Hg. von Heiner Becker. Neudruck der Ausgabe Berlin, Verlag »Der Syndikalist«, 1925. Mit einer neuen Einleitung, Illustrationen, Register und Druckfehlerverzeichnis versehen, Duisburg/Aßlar-Werdorf: Bibliothek Thélème, 1993 *(Manfred Burazerovic)* 177

Richard Saage, Politische Utopien der Neuzeit, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1991

Helmut Jenkis, Sozialutopien - barbarische Glücksverheißungen? Zur Geistesgeschichte der Idee von der vollkommenen Gesellschaft, Berlin: Duncker & Humblot, 1992 *(Wolfgang Braunschädel)* 179

Friedrich-Wilhelm Henning, Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands, Band 1: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag, 1991 *(Friedrich Homburg)* 182

Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1992 *(Karl Andres)* 183

Alf Lüdtke, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 1993 *(Johannes Materna)* 185

Reuben Ainsztein, Jüdischer Widerstand im deutschbesetzten Osteuropa während des Zweiten Weltkrieges, Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 1993

Reuben Ainsztein, Revolte gegen die Vernichtung. Der Aufstand im Warschauer Ghetto, Berlin: Schwarze Risse Verlag, 1993

Stéphane Courtois/Denis Peschanski/Adam Rayski, L'Affiche Rouge. Immigranten und Juden in der französischen Résistance, Berlin: Schwarze Risse Verlag, 1994

Marek Edelmann, Das Ghetto kämpft. Mit einem Vorwort von Ingrid Strobl, Berlin: Harald Kater Verlag, 1993

Bernard Goldstein, »Die Sterne sind Zeugen.« Der bewaffnete Aufstand im Warschauer Ghetto. Bericht eines der Anführer. Mit einem Geleitwort von Beate Klarsfeld, Freiburg: Ahriman-Verlag, 1992 *(Wolfgang Braunschädel)* 186

Philip Mechanicus, Im Depot. Tagebuch aus Westerbork. Herausgegeben von Klaus Bittermann und Eike Geisel. Vorwort: Eike Geisel, Berlin: Edition Tiamat, 1993 *(Ilse Bindseil)* 190

Willy Buschak, »Arbeit im kleinsten Zirkel.« Gewerkschaften im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Hamburg: Ergebnisse

Verlag, 1993 *(Karl Andres)* 192
Karl Heinz Roth, Intelligenz und Sozialpolitik im »Dritten Reich«. Eine methodisch- historische Studie am Beispiel des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront, München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag, 1993
Sozialstrategien der Deutschen Arbeitsfront. Herausgegeben von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts.Teil A. Jahrbücher des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront 1936-1940/41 (Reprint-Ausgabe), Band 6, Kommentar und Register, München/London/New York/Paris: K.G. Saur Verlag, 1992; Teil B. Periodika, Denkschriften, Gutachten und Veröffentlichungen des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront (Microfiche-Ausgabe), Abteilung 3, Begleitband mit Kommentar und Register, München/ London/New York/Paris: K.G. Saur Verlag, 1992 *(Wolfgang Braunschädel)* 194
Jürgen Zarusky, Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzungen und außenpolitische Konzeptionen 1917-1933, München: R. Oldenbourg Verlag, 1992 *(Johannes Materna)* 198
Jens Becker, Der Widerstand der KPD-O im Faschismus, Mainz: Podium Progressiv, 1992 *(Reiner Tosstorff)* 200
Theodor Bergmann/Mario Keßler (Hrsg.), Aufstieg und Zerfall der Komintern. Studien zur Geschichte ihrer Transformation (1919-1943), Mainz: Podium Progressiv, 1992 *(Reiner Tosstorff)* 201
Michael Rohrwasser, Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten, Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1991
Hermann Kuhn, Bruch mit dem Kommunismus. Über autobiographische Schriften von Ex-Kommunisten im geteilten Deutschland, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 1990
Gabriele Fritz-Ulmer, Auseinandersetzung antifaschistischer Exil-Schriftsteller mit dem Problem des Stalinismus in Autobiographien der Nachkriegszeit, Frankfurt: Rita G. Fischer Verlag, 1989 *(Wolfgang Braunschädel)* 202
Dirk Heißerer, Negative Dichtung. Zum Verfahren der literarischen Dekomposition bei Carl Einstein, München: iudicium Verlag, 1992 *(Wolf Raul)* 206
Franz Jung, Proletarier/Arbeiter Thomas/Hausierer. Werke 3. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Walter Fähnders, Hamburg: Edition Nautilus, 1992 *(Wolf Raul)* 208
Roland Jerzewski, Zwischen anarchistischer Fronde und revolutionärer Disziplin. Zum Engagement-Begriff bei Walter Benjamin und Paul Nizan, Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1991 *(Wolf Raul)* 210
Leo Trotzki, Schriften 2. Über China. Band 2.1 (1924-1928), Band 2.2 (1928-1940). Herausgegeben von Wolrad Bode, Helmut Dahmer, Horst Lauscher, Rudolf Segall, Reiner Tosstorff und Rolf Wörsdörfer, Hamburg: Rasch und Röhring Verlag, 1990 *(Wolfgang Braunschädel)* 213
Trotzki- Biographien *(Georg Scheuer)* 215

Dimitri Wolkogonow, Trotzki. Das Janusgesicht der Revolution, Düsseldorf u.a.: Econ Verlag, 1992
Olivia Gall, Trotsky en Mexico. Y la vida politica en el periodo de Cardenas, 1937-1940, Mexico, D.F.: Era, 1991
Ernest Mandel, Trotzki als Alternative, Berlin: Dietz Verlag, 1992
Theodor Bergmann/Gert Schäfer (Hrsg.), Leo Trotzki - Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Beiträge zum internationalen Trotzki-Symposium, Wuppertal 26. - 29. März 1990, Mainz: Decaton Verlag, 1993
Terry Brotherstone/Paul Dukes (Hrsg.), The Trotsky Reappraisal, Edinburgh: Edinburgh University Press, 1992
Wolfgang und Petra Lubitz, Trotskyist Serials Bibliography 1927-1991. With Locations and Indices, München/London/New York/Paris 1993: K.G. Saur Verlag, 1993 *(Reiner Tosstorff)* 219
Graham Kelsey, Anarchosyndicalism, Libertarian Communism and the State. The CNT in Zaragoza and Aragon, 1930-1937, Dordrecht u.a.: Kluwer Academic Publishers, 1991 *(Reiner Tosstorff)* 225
Roger Faligot/Rémi Kauffer, As-tu vu Cremet?, Paris: Fayard, 1991 *(Reiner Tosstorff)* 227
Antonio Gramsci, Briefe 1908-1926. Eine Auswahl. Herausgegeben von Antonio A. Santucci, Wien/Zürich: Europa Verlag, 1992
Antonio Gramsci, Gefängnishefte Band 3, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, 4. und 5. Heft, Hamburg: Argument Verlag, 1992
Antonio Gramsci, Gefängnishefte Band 4, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, 6. und 7. Heft, Hamburg: Argument Verlag, 1992
Enzo Santarelli, Gramsci ritrovato. 1937-1947, Catanzaro: Abramo, 1991 *(Rolf Wörsdörfer)* 229
Emilio Lussu, Ein Jahr auf der Hochebene. Mit einem Vorwort des Autors, Wien/Zürich: Europa Verlag, 1992 *(Rolf Wörsdörfer)* 232
Georg Scheuer, Nur Narren fürchten nichts. Szenen aus dem dreißigjährigen Krieg 1915-1945, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1991
Georg Scheuer, Vorwärts - und schnell vergessen? Jahrhundert zwischen Traum und Trauma. Mit einem Vorwort von Heinz Fischer, Wien: Picus Verlag, 1992 *(Wolfgang Braunschädel)* 233
Fritz Behrens, Abschied von der sozialen Utopie, Berlin: Akademie Verlag, 1992 *(Wolfgang Braunschädel)* 235
Ilse Bindseil, Streitschriften, Freiburg: Ca ira Verlag, 1993 *(Monika Noll)* 237
»Anarchie ist Gesetz und Freiheit ohne Gewalt.« Uwe Timm zum 60. Geburtstag, Berlin: Oppo - Verlag, 1993 *(Manfred Burazerovic)* 239
Ernest Bornemann, Sexuelle Marktwirtschaft. Vom Waren- und Geschlechtsverkehr in der bürgerlichen Gesellschaft, Wien: Promedia-Verlag, 1992 *(Fritz Keller)* 240
Hinweise 242

Zu diesem Heft

Nachdem die Bolschewiki im Herbst 1917 die Macht in Rußland übernommen hatten und es ihnen im Laufe der nächsten Jahre gelungen war, ein staatskapitalistisches System zu etablieren, gehörten linkskommunistische Gruppierungen zu den ersten, die sich mit diesem neuen Herrschaftstypus kritisch auseinandersetzten. Im Laufe der zwanziger Jahre allerdings wurden diese linkskommunistischen Gruppen, die in den revolutionären Kämpfen nach dem Ersten Weltkrieg noch über einigen Einfluß verfügt hatten, zunehmend marginalisiert; seither hat die kritische Potenz linkskommunistischen Denkens in kleinen Gruppierungen überlebt. Eine eigene Tradition hat dieses Denken in den Niederlanden herausgebildet, wobei insbesondere Anton Pannekoek und Herman Gorter Pate gestanden haben. **Philippe Bourrinet** zeichnet in seinem Beitrag die Geschichte dieses holländischen Rätekommunismus seit der Gründung der »Groepen van Internationale Communisten« Ende der zwanziger Jahre bis zu letzten Ausläufern in den sechziger und siebziger Jahren nach. Es ist dies eine Geschichte von kleinen Gruppen, die in den Klassenauseinandersetzungen über nahezu keinerlei direkten Einfluß verfügten, eine Geschichte aber auch - und eben dies begründet das nachhaltige Interesse an diesen Traditionen - von theoretischen Auseinandersetzungen und Konzeptionen, die weit über das engere Gruppenleben hinausstrahlten und angesichts des desaströsen Endes des von diesen Gruppierungen von Beginn an kritisierten sowjetischen Sozialismusmodells auch heute noch Interesse beanspruchen können.

Als einer der wichtigsten Theoretiker der linkskommunistischen Milieus gilt zurecht **Paul Mattick**, der Mitte der zwanziger Jahre aus Deutschland in die USA emigriert war, wo er 1981 starb. Mattick hatte der »Kommunistischen Arbeiter Partei Deutschlands« angehört und trat in den USA u.a. als Herausgeber von linkskommunistischen Zeitschriften hervor. In einem Beitrag für eine dieser Zeitschriften - »Living Marxism« - hatte er sich im Sommer 1939 mit dem im Herbst zuvor verstorbenen Karl Kautsky auseinandergesetzt; dieser Text liegt hier zum erstenmal in einer deutschsprachigen Übersetzung vor. In Karl Kautsky, der lange Jahre als der repräsentativste marxistische Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie und der Zweiten Internationale galt und dessen Werk seit einigen Jahren eine zumindest partielle Renaissance zu erleben scheint, verkörpert sich für Mattick der Niedergang der deutschen Sozialdemokratie; in seinem Denken, so Mattick, spiegelt sich jener Prozeß, an dessen Anfang eine Theorie mit revolutionärem Anspruch und an dessen Ende eine integrationistische Praxis stand, für die Kautsky zum Ideologielieferanten wurde.

Václav Tomek hatte in einem Beitrag für das letzte »Archiv« einen Überblick über die Anfänge und die frühe Geschichte des tschechischen Anarchismus gegeben. Im April 1914 fand ein Kongreß der tschechischen Anarchisten statt, auf dem für die Bewegung grundlegende organisatorische Fragen zur Debatte standen. Tomek dokumentiert die beiden zu diesem Kongreß vorgelegten Papiere, in denen die Argumente für und wider eine stärkere Organisierung der tschechischen Anarchisten gegeneinander abgewogen wurden, sowie das Abschlußdokument des Kongresses.

Allenfalls einigen wenigen Fachleuten dürfte der Lebensweg des kroatischen Kommu-

nisten Ante Ciliga bekannt sein, der in den frühen dreißiger Jahren längere Zeit in sowjetischen Gefängnissen und Lagern verbringen mußte und die dort gemachten Erfahrungen in zwei autobiographischen Büchern verarbeitet hat. **Philippe Bourrinet** rekonstruiert, soweit es die Quellen zulassen, die Lebensgeschichte Ciligas bis zu seinem Tod im Herbst 1992. Nachdem Ciliga im Dezember 1935 freigelassen worden war und 1938 sein Buch »Au pays du grand mensonge« in Paris veröffentlicht hatte, in dem er aus eigenen Erfahrungen von den Abgründen des Sowjetparadieses berichten konnte, fertigte **Arkadij Maslow** für deutschsprachige Emigranten eine Zusammenfassung dieses desillusionierenden Berichtes an, der bisher nur in einem internen Bulletin der »Revolutionären Kommunisten Deutschlands« im Jahre 1947 veröffentlicht wurde und hier mit einer Vorbemerkung von Georg Scheuer zum erstenmal zugänglich gemacht wird.

In den zwanziger Jahren gab es immer wieder Versuche, unter dem Stichwort der Einheitsfront Beziehungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten aufzunehmen, die von beiden Seiten zumeist unter vorwiegend taktischen Gesichtspunkten angegangen wurden. Zudem spiegelten diese Beziehungen, zumindest was die kommunistische Seite anbelangt, immer auch die jeweiligen fraktionellen Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen. **Aleksandr J. Watlin** beschäftigt sich unter diesem Gesichtspunkt mit dem anglo-russischen Komitee, das Mitte der zwanziger Jahre ins Leben gerufen worden war und den damals um die Hegemonie im sowjetischen Machtapparat ringenden Fraktionen als Spielwiese innerparteilicher Auseinandersetzungen diente.

Antonio Gramsci ist seit den siebziger Jahren, als nicht nur hierzulande der sogenannte Eurokommunismus en vogue war, für viele Linke zu einer identitätsstiftenden Leitfigur geworden. **Rolf Wörsdörfer** zielt in seinem Essay darauf ab, den Theoretiker Gramsci in seinem ursprünglichen Wirkungsfeld zu verorten und somit in gewisser Weise auch zu relativieren.

Dank für die Mitarbeit an diesem Heft gilt Jörg Hausmann, der der Redaktion nicht mehr angehört.

Philippe Bourrinet

Holländischer Rätekommunismus: Von den »Groepen van Internationale Communisten« zum »Spartacusbond«

Vorbemerkung

Um die Geschichte und Entwicklung der »Groepen van Internationale Communisten« (Gruppe Internationaler Kommunisten, GIC) nachvollziehen zu können, muß zuallererst daran erinnert werden, daß diese Gruppierung gegen Ende der zwanziger Jahre nicht spontan auftaucht. Sie hat eine Vorgeschichte, die von den Parteikonzeptionen der linken Strömungen der sozialdemokratischen, später der kommunistischen Parteien bis zu den Konzeptionen rätekommunistischer Zirkel oder Arbeitsgruppen reicht. Von den Tribunisten – so benannt nach ihrer Zeitung »De Tribune« – um Herman Gorter und Anton Pannekoek bis zur »Kommunistischen Arbeiter Partei Deutschlands« (KAPD) werden, verstärkt durch die Erfahrungen mit den Räten in der russischen und deutschen Revolution, linkskommunistische Positionen entwickelt, die sich schließlich zum Rätekommunismus verdichten.[1]

Das Selbstverständnis der in der GIC organisierten Rätekommunisten basiert auf einer grundlegenden Ablehnung jener Parteikonzeption, die ihnen als eine der Hauptursachen der »leninistischen« und später der stalinistischen Gegenrevolution in Rußland erscheint. Der Zerfall der KAPD nach 1922 und schließlich ihr endgültiges Verschwinden nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten haben es der GIC ermöglicht, über die Grenzen der Niederlande hinaus als eine der wichtigsten Gruppierungen rätekommunistischer Orientierung wirksam zu werden.

---

1 Die grundlegende deutschsprachige Arbeit zum Thema ist immer noch: Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 – 1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Meisenheim am Glan 1969. Eine *»im wesentlichen unveränderte Neuausgabe«*, so Bock im Nachwort zu dieser Ausgabe, erschien unter einem leicht modifizierten Titel: »Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik«, Darmstadt 1993. Wichtig ist auch die von Gottfried Mergner herausgegebene und eingeleitete Textsammlung »Gruppe Internationale Kommunisten Hollands«, Reinbek bei Hamburg 1971, die folgende Texte enthält: »Grundprinzipien kommunistischer Produktion und Verteilung«, »Die Zusammenbruchstheorie des Kapitalismus«, »Die Intelligenz im Klassenkampf«, »Das Werden einer neuen Arbeiterbewegung« und »Die Gegensätze zwischen Luxemburg und Lenin«. Verwiesen sei schließlich noch auf die Beiträge von Hans Manfred Bock (»Die Marx-Dietzgen-Synthese Anton Pannekoeks und seines Kreises«) und Gottfried Mergner (»Der Politiker als Dichter: Herman Gorter. Die Marxismus-Rezeption in der Dichtung Herman Gorters«) in dem von Marcel van der Linden herausgegebenen Band »Die Rezeption der Marxschen Theorie in den Niederlanden«, Trier 1992.
Der vorliegende Beitrag basiert auf meiner 1988 am Centre d'histoire du syndicalisme der Université de Paris I – Sorbonne vorgelegten Doktorarbeit »La Gauche Communiste Hollandaise (1907 – 1950). Du ›Tribunisme‹ au ›Conseillisme‹«.

I. Die »Groepen van Internationale Communisten« 1927-1940

a) Ursprünge der »Groepen van Internationale Communisten«

Die GIC entstand im Jahre 1927. Der Name wies darauf hin, daß nach dem Scheitern der 1921 als Schwesterpartei der KAPD gegründeten »Communistische Arbeiders Partij Nederland« (»Kommunistische Arbeiter Partei der Niederlande«; KAPN), die sich weiterhin als Partei definierte, die Zeit der künstlichen Proklamierung von Parteien vorbei war. Die Zeit erforderte die Beibehaltung, die Entwicklung und die Ausweitung revolutionärer Positionen innerhalb kleiner Gruppen, die oft isoliert von der Arbeiterklasse waren.

Zu Beginn war die GIC eine zahlenmäßig unbedeutende Gruppe. 1927 von drei Personen, die direkt aus der KAPN kamen, gegründet,[2] umfaßte die Gruppe im Jahre 1930 kaum mehr als einen Kern von zehn Personen. Erst im Laufe der dreißiger Jahre wurde sie eine zahlenmäßig stärkere Organisation: Auf dem Höhepunkt hatte sie etwa fünfzig aktive Anhänger, was für ein solch kleines Land weit davon entfernt ist, lächerlich wenig zu sein.

Nachdem sich die Gruppe zuerst in Amsterdam gebildet hatte, gelang es ihr, in mehreren Städten wie Den Haag, Leiden, Groningen und Enschede Anhänger zu gewinnen.[3] Trotzdem erkannte die GIC, die sich weigerte, sich selbst als zentralistische Organisation zu sehen, keine lokalen Sektionen an. Die in verschiedenen Städten errichteten Organisationskerne waren für sie »Gruppen«, so daß sie sich letzten Endes als Föderation verschiedener Gruppen verstand. Symptomatisch dafür ist, daß der Name, mit dem sie seit 1928 ihre Publikationen zeichnete, »Groepen van Internationale Communisten« lautete. Dieser »föderalistische« Geist stand ganz in der Tradition der antizentralistischen »Allgemeinen Arbeiter-Union – Einheitsorganisation« (AAUE).

Tatsächlich stellte die GIC gegenüber der Parteikonzeption, die sich in der KAPN erhalten hatte, weniger eine Kontinuität als vielmehr einen Bruch dar. Die GIC griff nicht auf die Tradition der KAPD, sondern auf die der deutschen Unionen zurück. Sie betrachtete sich auch keinesfalls als eine holländische Gruppe, sondern als Ausdruck der deutschen Unionsbewegung. Sie war *»ein Teil der Rätebewegung«*, *»ein lebendiger Teil der deutschen Unionsbewegung«*.[4] Auch wenn sie die Bedeutung der KAPD anerkannte, wies sie deren Parteipolitik im Bereich der Propaganda zurück. Ihre externe politische Aktivität beschränkte sich auf öffentliche Veranstaltungen, ohne dabei direkt politisch zu intervenieren. Sie weigerte sich, sich wie die KAPD in Polemiken mit der

---

2 Vgl. Radencommunisme, Hrsg. von der »Groep van Radencommunisten Nederland«, Nr. 3, November 1948. Diese Gruppe, bestehend aus Henk Canne-Meijer, B.A. Sijes und anderen, hatte sich 1947 vom »Communistenbond Spartacus« abgespalten.

3 Vgl. Cajo Brendel, Die ›Gruppe Internationale Kommunisten‹ in Holland. Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1934 – 1939, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung, Band 2, Marxistische Revolutionstheorien, Herausgegeben von Claudio Pozzoli, Frankfurt am Main 1974, S. 253 – 263.

4 Persmateriaal van de Groepen van Internationale Communisten (PIC) Nr. 6, 1928. In dieser Nummer erklärten sich die Mitglieder der GIC zu Schülern Herman Gorters und Anton Pannekoeks und stellten sich auf *»den gleichen Boden wie die KAPD und die AAU«*. Vgl. auch den Beitrag von Henk Canne-Meijer auf der Vereinigungskonferenz von AAUD und AAUE, in: Protokoll der Vereinigungs-Konferenz der AAUD und AAUE (24.-27. Dezember 1931 zu Berlin), S. 27-28.

Sozialdemokratie und der III. Internationale zu stürzen, und sah es als ihre Hauptaufgabe an, die antigewerkschaftlichen Tendenzen bei den Arbeitern zu fördern.
Die »Propaganda« der GIC blieb sehr allgemein gehalten und ökonomistisch: Sie beschränkte sich auf Themen aus dem Bereich der Fabrikorganisation und der Zukunft der *»kommunistischen Wirtschaft«*.[5] Diese Form der Aktivität stand derjenigen der AAUE viel näher als derjenigen der »Allgemeinen Arbeiter-Union« (AAU), die – mit der KAPD verbunden – eine viel politischere Propaganda entwickelte. Die GIC verstand sich als rätekommunistisch und nicht als linkskommunistisch, was, wie noch auszuführen sein wird, einen bemerkenswerten Unterschied ausmacht.

b) Die Presse der GIC
Zu Beginn, im Jahre 1927, hatte sich die GIC darauf beschränkt, Zeitungen und Broschüren der in den Unionen organisierten deutschen Rätekommunisten zu verbreiten. Als Gruppe war sie zuerst durch die Verteilung einer mit einem von ihr verfaßten Vorwort versehenen Broschüre der KAPD in Erscheinung getreten. Diese Broschüre, die in Deutschland großes Aufsehen erregt hatte, enthüllte, daß Rußland seit 1922 unablässig bei der Wiederaufrüstung der Reichswehr mitgewirkt hatte.[6] Sie griff den Übergang Rußlands zur bewaffneten Konterrevolution seit 1917 heftig an. Denn *»der Weg des Rußlands der NEP, d.h. der Weg des Leninismus führt zur Verteidigung kapitalistischer Vaterländer durch die kein Vaterland besitzenden Proletarier und somit zum sozialdemokratischen Verbrechen des 4. August 1914...«*[7] Die Veröffentlichung dieser Broschüre war keinesfalls Ausdruck einer theoretischen Übereinstimmung mit der KAPD, besonders nicht in der Parteifrage,[8] sondern Ausdruck von Solidarität mit der revolutionären deutschen Bewegung.
Seit 1928 publizierte die GIC eine eigene Zeitschrift: »Persmateriaal van den Groepen van Internationale Communisten« (»Pressematerial der Gruppen der Internationalen Kommunisten«; PIC), von der 1933 auch vier Ausgaben in deutscher Sprache erschienen. Zusätzlich zu dieser und anderen theoretischen Zeitschriften erschienen noch zahlreiche Broschüren eher propagandistischen, aktuelleren und den Arbeitern eher zugänglichen Inhalts. Viel später, mit dem Ansteigen der Arbeitslosigkeit, gab die GIC von 1936 bis zum Ausbruch des Krieges ein im Tonfall kämpferisches Agitationsblatt heraus, das unter den Arbeitslosen in Amsterdam verteilt wurde: »Proletenstemmen« (»Arbeiterstimme«).[9]
Als Teil der internationalen kommunistischen Rätebewegung war die GIC stets am

5 PIC Nr.6, 1928, S.5.
6 Von der Revolution zur Konterrevolution. Rußland bewaffnet die Reichswehr. Herausgegeben von der KAPD, Berlin 1927. Um den Skandal der engen Zusammenarbeit zwischen Roter Armee und Reichswehr öffentlich zu machen, hatte die KAPD einen »Offenen Brief an das Zentralkomitee der KPD« geschrieben. Die KPD antwortete selbstverständlich nicht.
7 Ebd., S.14.
8 Im Unterschied zur GIC betonte die KAPD sehr stark die Notwendigkeit einer Partei als »Hirn« und »Kompaß« der Revolution.
9 Die Presse der GIC wurde gratis verteilt, bis auf die Zeitschrift »Radencommunisme«, die von 1938 bis 1940 bezahlt werden mußte. »Proletenstemmen« hatte eine wöchentliche Auflage von 1000 Exemplaren. 1938 betrug die monatliche Auflage der »Rätepresse« insgesamt etwa 11.000 Exemplare (Brief von Henk Canne-Meijer an Paul Mattick vom 6. Januar 1938, Nachlaß Canne-Meijer im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG), Amsterdam, 100 A).

Ausbau ihrer internationalen Kontakte interessiert. Im Jahr 1933, das für die deutsche Bewegung die totale Illegalität sowie enorme Schwierigkeiten mit sich brachte, ihre Zeitschriften im Untergrund herauszugeben, gab die GIC die einzige Ausgabe des »Proletarier«, der theoretischen Zeitschrift der »Kommunistischen Arbeiter-Union Deutschlands« (KAUD) heraus; anschließend – von 1934 bis 1937 – veröffentlichte sie die »Rätekorrespondenz«. Diese Zeitschrift war, wie die »International Council Correspondence« von Paul Mattick in den USA, ein internationales Diskussionsorgan im rätekommunistischen Milieu. Die Einstellung der »Rätekorrespondenz« im Jahre 1937 war, ebenso wie die anschließende Herausgabe der theoretischen Zeitschrift »Radencommunisme« in niederländischer Sprache, ein Zeichen für den Rückzug der GIC auf ihren niederländischen Bereich (einschließlich Belgiens).[10] Zahlreiche und in Auflagen von mehreren tausend Exemplaren gedruckte Broschüren in niederländischer Sprache konnten das Fehlen einer theoretischen Zeitschrift in deutscher Sprache nicht beschönigen.

Die Veröffentlichungen der GIC beschränkten sich nicht auf »reine Theorie«, obwohl theoretische Aspekte in den Auseinandersetzungen der kommunistischen Rätebewegung (Fabrikorganisation, Wirtschaftskrise und Krisentheorie, Übergangsperiode) sicherlich einen großen Raum einnahmen. Die in der PIC ständig aufgegriffenen politischen Themen waren der Antiparlamentarismus, die wilden Streiks und der antigewerkschaftliche Kampf, die scharfe Kritik an der antifaschistischen Ideologie, die Kritik des Stalinismus und der Sozialdemokratie und der Kampf gegen den Krieg.

Auffallend ist die Bedeutung, die man in der GIC dem Esperanto beimaß, dessen Studium man einen Teil seiner Zeit widmete. Zwar war die Esperanto-Bewegung besonders in den Niederlanden in den zwanziger und dreißiger Jahren recht stark gewesen, aber sie war, trotz der Hoffnung einiger, eine »proletarische Esperanto-Bewegung« zu schaffen, intellektuell gefärbt. Es war eine bei den Rätekommunisten weit verbreitete Illusion, im Esperanto auch ein fundamentales Mittel zur internationalen Verbreitung ihrer Ideen zu sehen. Das zeigte sich an dem enormen Kräfteaufwand, den man zur Übersetzung der Texte ins Esperanto aufbrachte. Dahinter steckte die ein wenig naive Hoffnung – zweifellos eine Gegenreaktion auf eine Zeit, in welcher der Internationalismus zugunsten des Nationalismus an Boden verlor –, daß eine Propaganda zugunsten des Esperanto als Weltsprache die internationalistischen Tendenzen innerhalb des Proletariats stärken würde.[11] In den Jahren 1936 und 1937 gab die GIC ohne großen Erfolg

10 Daneben wurde mit Unterstützung der GIC in den Jahren 1938/1939 in Amsterdam noch die Zeitschrift »Internationaler Beobachter« herausgegeben, die jedoch rein informativen Charakter hatte und keine theoretischen Interessen verfolgte.

11 Das Esperanto wurde Ende des 19. Jahrhunderts von dem polnischen Sprachwissenschaftler Lazarus Zamenhof geschaffen. 1921 wurde in Prag die Esperantobewegung unter dem Namen »Sennacieca Asocio Tutmonda« (»Weltunion ohne Nationen«, SAT) gegründet. Sie hatte ihre ursprüngliche Neutralität verloren; viele Mitglieder der Kommunistischen Internationale waren Mitglied gewesen, hatten die SAT jedoch 1930 verlassen. Es blieben u.a. Anarchisten, Trotzkisten, Sozialdemokraten, Sympathisanten der kommunistischen Parteien und Rätekommunisten übrig. Dieses Interesse an der Esperantobewegung läßt sich mit dem Interesse der Rätekommunisten, besonders in Deutschland, an der »Freidenker«-Bewegung vergleichen und steht ohne Zweifel in einem Zusammenhang mit dem Rückgang der revolutionären Bewegung.

RÄTEKORRESPONDENZ Nr. 1 Juni '34.

Theoretisches und Diskussionsorgan für die Rätebewegung.

Ausg. der Gruppe Int. Kommunisten, Holland.

DER ZUSAMMENBRUCHSTHEORIE DES KAPITALISMUS.

Ausg. der
Gruppe Int. Kommunisten
Holland.

In einem vor einigen Jahren erschienenen Werk von H. Grossmann wird als die wahre Theorie von Marx verkündet, dass das ökonomische System des Kapitalismus durch seine eigenen Kräfte zusammenbrechen muss. Es ist für die Arbeiterbewegung von Wichtigkeit, die Unrichtichkeit dieser Auffassung nachzuweisen. Der Kapitalismus kann nur durch den Kampf der Arbeiter vernichtet werden.

eine Zeitschrift in Esperanto heraus: »Klasbatalo« (»Klassenkampf«) – ein Theorie- und Diskussionsorgan für Probleme der neuen Arbeiterbewegung.[12]

c) Aktivitäten im Klassenkampf und Verbreitung der GIC

Es ist zwar wenig bekannt, aber die Klassenauseinandersetzungen sind in den Niederlanden in den zwanziger und dreißiger Jahren auf einem hohen Niveau geblieben. Im Jahr 1920 gab es z.B. 2,3 Millionen Streiktage gegenüber durchschnittlich 400.000 Streiktagen in den Jahren von 1901 bis 1918.[13] Besonders breite Streiks gab es in den Häfen sowie im Transportbereich. In den Jahren 1923/1924 gab es den großen Textilstreik in Twente. Und 1929 schließlich waren es die Landarbeiter, die ihren bis dahin wichtigsten Streik durchführten. Seit der großen Wirtschaftskrise und bis zum Krieg waren es jedoch die Arbeitslosen, die im Vordergrund der sozialen Auseinandersetzungen standen (1936 waren fast 20% der niederländischen Erwerbsbevölkerung arbeitslos).[14] Die Aktionen der Arbeitslosen kulminierten im Juli 1934 im Aufstand im Stadtteil Jordaan in Amsterdam. Das Fabrikproletariat jedoch blieb, wie in vielen anderen Ländern ständig von Entlassung bedroht, letztlich passiv.

Unter diesen Umständen war – wie bei der Gruppe um Paul Mattick in den USA – die Intervention der Rätekommunisten vor allem auf die Arbeitsämter gerichtet. Die Reaktionen schienen positiv gewesen zu sein, denn die Mitglieder der GIC wurden von der holländischen kommunistischen Partei häufig – vor allem in den dreißiger Jahren – zugleich als »Trotzkisten« und »Faschisten« beschimpft.[15] Außerhalb des Arbeitslosenmilieus blieben die Aktivitäten der GIC sehr begrenzt. Die geringe Zahl ihrer Anhänger, aber vor allem die unter dem Druck der Kriegsdrohung und der antifaschistischen Ideologie für die Entwicklung revolutionärer Ideen zunehmend ungünstigere Atmosphäre verurteilten den Rätekommunismus zu einer tief verwurzelten Isolierung, die sich mit der der italienischen kommunistischen Linken in Frankreich und Belgien vergleichen läßt.[16]

Trotzdem ist der Einfluß des holländischen Rätekommunismus im politischen Milieu links von der kommunistischen Partei durchaus nicht zu vernachlässigen.Die Presse der GIC wurde in der »Revolutionair Socialistische Arbeiders Partij« (RSAP) Henk Sneevliets, der die Rätekommunisten als *»Klosterbrüder des Marxismus«* bezeichnete,[17] viel gelesen. Ebenso war es im anarchistischen Milieu, obwohl – wie bei der

---

12 »Klasbatalo« hatte eine Auflage von 200 Exemplaren und wurde vor allem im internationalen anarchistischen Milieu verteilt (Vgl. PIC, Nr. 6, März 1937, »Espéranto in de klassenstrijd«). Einen erneuten Versuch, eine »rätetheoretische« Zeitschrift in Esperanto herauszugeben, unternahm der »Spartacusbond« in den fünfziger Jahren.

13 Zu den Klassenkämpfen in den Niederlanden der zwanziger Jahre vgl. »De Taaie rooie rakkers«, Utrecht 1965, S. 41-74.

14 Vgl. »De Lage Landen van 1780 tot 1970«, Amsterdam. 1935 gab es 500.000 Arbeitslose gegenüber 18.000 im Jahr 1929.

15 So führte die »Communistische Partij Nederland« (CPN) 1938 eine heftige Verleumdungskampagne gegen die GIC und »Proletenstemmen«, die kostenlos in den Arbeitsämtern Amsterdams verteilt wurde und bezeichnete sie als *»Faschisten«*. Vgl den Artikel »Sluipend fascisme« in der Tageszeitung der CPN »Volksdagblad« vom 25. April 1938.

16 Vgl. Philippe Bourrinet, La Gauche communiste d'Italie 1926-1945. Contribution à une histoire du mouvement révolutionnaire, Bruxelles 1981.

17 Zit. nach Cajo Brendel, Die ›Gruppe Internationaler Kommunisten‹ in Holland, a.a.O., S. 253.

RSAP – die GIC besonders nach den Ereignissen im spanischen Bürgerkrieg auch hier strengste Kritik übte. Die GIC, die den Antifaschismus und den Pazifismus der anarchistischen Gruppen ablehnte, hat 1936/1937 die Verbindungen endgültig abgebrochen. Trotzdem blieb sie für viele libertäre holländische Elemente ein Bezugspunkt.
Am erstaunlichsten jedoch war der Einfluß, den die rätekommunistische Strömung zu Beginn der dreißiger Jahre in der »Communistische Partij Nederland« (CPN) hatte, als sich in dieser eine interne Opposition herausbildete, die im Dezember 1933 unter dem Namen »Communistische Partij Oppositie« (CPO) bekannt wurde. Gebildet wurde sie von aus der kommunistischen Partei Ausgeschlossenen, deren Anhängern und sogar von Mitgliedern der CPN selbst; von Januar 1934 an veröffentlichte sie die Zeitschrift »De Vrije Tribune« (»Die Freie Tribüne«). Herausgegeben von dem Ungarn R. Manuel (Pseudonym: Van Riel), einem Veteranen der ungarischen Revolution, J.Gans und später F.J. Goedhart, hatte sie sich einen Kurswechsel der Partei zum Ziel gesetzt. Ähnlich argumentierend wie die Trotzkisten, versprach sie sich die Wiederherstellung eines *»demokratischen Zentralismus innerhalb der Partei aufgrund der Wahl der Parteifunktionäre und der Delegierten zu den Kongressen der Komintern durch die Mitglieder«*. Zu diesem Zweck forderte man eine außerordentliche Versammlung und die Wiederaufnahme der Ausgeschlossenen (»De Vrije Tribune«, Nr. 1, Januar 1934). Auf politischer Ebene nahm sich die CPO vor, den »Opportunismus« der CPN zu bekämpfen und wünschte sich eine »Einheitsfront« mit der »Sociaal-Democratische Arbeiders Partij« (SDAP) und der »Onafhankelijke Socialistische Partij« (OSP), einer Linksabspaltung von der SDAP. Die CPO stand am Anfang zwischen der CPN und dem Linkssozialismus. In der CPO prallten zwei Strömungen aufeinander: Die von Van Riel, die sich dem Trotzkismus und der »Revolutionaire Socialistische Partij« (RSP) Sneevliets annäherte, und die Strömung Goedharts, die von der Sektion in Den Haag unterstützt wurde und sich dem Rätekommunismus annäherte. Das Ergebnis war das Ausscheiden von Van Riel und seiner Fraktion, die sich mit der trotzkistischen »Internationalen kommunistischen Liga« (IKL) verband und Mitglied der am 3. März 1935 von der OSP und der RSP ausgehenden neukonstituierten RSAP wurde. Der Rest der CPO, die Mehrheit, sprach sich am 10. Februar 1935 für die Ablehnung des Parlamentarismus und für den Kampf gegen die Gewerkschaften aus. Darin schlug sich deutlich der Einfluß der GIC nieder; man veröffentlichte sogar Artikel aus dem PIC. Während ihres Pfingstkongresses 1935 entschied die CPO, sich aufzulösen, um den kompletten Bruch mit der CPN und der linkssozialistischen Strömung deutlich werden zu lassen. Am 15. Juli 1935 wurde »De Vrije Tribune« zum Organ des »Verbond van Communisten«, der völlig rätekommunistisch orientiert war. Wie die GIC verstand er die UdSSR als eine Form des Staatskapitalismus, der Ausdruck einer allgemeinen Tendenz des Kapitalismus in der Krise darstelle. Antiparlamentarisch und antigewerkschaftlich orientiert, sprach er sich für eine *»neue Arbeiterbewegung«* und für die *»Eigenaktivität der Arbeiter«* auf der Grundlage *»neuer Klassenorganisationen«* aus. Wie die GIC kritisierte er sowohl den Faschismus als auch den Antifaschismus. Die CPN und die RSAP Sneevliets betrachtete er als eine *»radikale Sozialdemokratie«*. Der »Verbond« löste

sich in der Folgezeit auf und seine Mitglieder schlossen sich zumeist »autonomen« rätekommunistischen Gruppen an.[18]
Der Einfluß der GIC war ebenfalls in Belgien zu spüren, wo man nach 1935 regelmäßige Kontakte mit der »Ligue des communistes internationalistes« (LCI) Adhémar Hennauts pflegte.[19]

d) Die GIC und die Arbeitsgruppen

Die größte Schwäche des holländischen Rätekommunismus, die sich aus seiner Konzeption einer revolutionären Organisation ergab, lag in seiner Funktionsweise, mit der ohne jeden Zweifel das Ende der GIC im Jahr 1940 und ihre Unfähigkeit, während der Besatzungszeit im Untergrund zu arbeiten, zusammenhängt. Von Beginn an, seit 1927, lehnte es die GIC aufgrund ihres »Anti-Autoritarismus« ab, wie eine politische Organisation zu funktionieren. Es gab kein Sekretariat, keinen Schatzmeister, keine Statuten, keine Mitgliedsbeiträge, keine Abstimmungen und keinen Unterschied zwischen Mitgliedern und Anhängern. Die Funktionsweise ähnelte der anarchistischer Gruppen:
»Die Gruppe der Internationalen Kommunisten hatte keine Statuten und keine Mitgliedsbeiträge. Ihre ›internen‹ Versammlungen waren offen für alle anderen Genossen anderer Gruppen. Man wußte daher nie die genaue Zahl der Gruppenmitglieder. Es gab niemals eine Abstimmung, dies war auch nicht notwendig, weil es niemals darum ging, Parteipolitik zu machen. Man diskutierte ein Problem, und wenn eine wichtige Meinungsverschiedenheit auftrat, wurden einfach die verschiedenen Standpunkte abgedruckt. Eine Mehrheitsentscheidung wäre bedeutungslos gewesen. Die Arbeiterklasse hätte entscheiden müssen.«[20]
Diese Funktionsweise verurteilte die GIC dazu, sich weitgehend auf rein theoretische Probleme zurückzuziehen, und wenn sich – wie in der spanischen Frage – politische Probleme stellten, war es sehr schwierig, die Trennungslinie zwischen Gruppenmehrheit und -minderheit zu ziehen. Andererseits konnten die Divergenzen im Hinblick auf politische Interventionen, die auf dem Widerspruch zwischen aktivistischen Tendenzen und Tendenzen zum »Theoretizismus« beruhten, nur in mehr oder weniger unklaren Abspaltungen aufbrechen.
Die Ablehnung jeder Form von Zentralisierung der Arbeit schlug sich seit 1927 in der Bildung von »Arbeitsgruppen« nieder. Es gab solche »Arbeitsgruppen« für die internationalen Kontakte, für die Presse, für die Vorbereitung von Diskussionen und für die Intervention nach außen. Die GIC war daher nicht bloß eine Föderation lokaler Grup-

18 Zur Geschichte der »Communistische Partij Oppositie« (CPO) vgl. H.Riethof, De Communistische Partij Oppositie (CPO) 1933-1935, in: Medelingenblad (NVSG), Nr. 38, Dezember 1970, S. 28-46. Das »rätetheoretische« Programm des »Verbond van Communisten« wird dargelegt in »De Vrije Tribune«, Nr. 1, 15. Juli 1935. Die GIC erwähnt die CPO, um die minoritäre »leninistische« Linie der rätetheoretischen Mehrheit gegenüberzustellen; s. PIC, Nr. 3, März 1935.

19 Durch die Vermittlung Adhémars Hennauts (1899-1977), dem Führer der »Ligue des Communistes Internationalistes« (LCI), wurden in der Zeitschrift »Bilan« Texte der Holländer publiziert. Ein einziges Mal machte die GIC ihre Leser mit der Existenz der italienischen Fraktion bekannt, und zwar als sie die Kritiken Mitchells an den »Grundprinzipien« veröffentlichte. Vgl. PIC, Nr. 1, Januar 1937: »De nederlandsche Internationale Communisten over het program der proletarische revolutie«.

20 Radencommunisme, Nr. 3, November 1948. Zit. nach »Informations Correspondance Ouvrières«, Nr. 101, 1971.

pen, sondern auch eine Föderation von Arbeitsgruppen, die gegenseitig abgeschottet waren. Das war zwar in einer Diskussionsgruppe vorstellbar, aber nicht in einer politischen Gruppe. Trotzdem wurde diese Vorstellung einer parzellierten Arbeitsweise erst nach 1935 in der kommunistischen Rätebewegung problematisiert. Das Ergebnis war, daß jede lokale Gruppe in bezug auf die GIC auf autonome Weise funktionieren wollte und auf gleiche Weise ihre Arbeitsgruppen bildete. Deshalb gab es in den Niederlanden in den dreißiger Jahren eine Vielzahl lokaler Gruppen, die unabhängig von der GIC ihre eigenen Publikationen herausgaben, wenn es sich nicht sogar bloß um einige Einzelne handelte, die sich weigerten, sich »Gruppe« zu nennen. Das war zum Beispiel bei der Rätegruppe in Den Haag der Fall. Diese Gruppen verteidigten mit geringfügigen Abweichungen die gleichen politischen Positionen. Paradoxerweise bildete die GIC nur in der Esperanto-Bewegung eine eigene »rätekommunistische« Fraktion.[21]

e) Die aktiven Anhänger der GIC

Am Anfang setzte sich der Kern der Gruppe ausschließlich aus den Gründern zusammen: Henk Canne-Meijer, Theo Maassen und Piet Coerman (1890-1962), ein ehemaliger Freund Gorters in Bussum. Zusätzlich kamen später teils Studenten, teils Arbeiter dazu. Der Zulauf dieser durchweg jungen Anhänger, die in den meisten Fällen auf keine politischen Traditionen zurückblicken konnten, war der Beweis dafür, daß es weiterhin politisch Interessierte an dieser Arbeit gab. Der Beitritt von Arbeitern bewies darüber hinaus, daß die GIC weit mehr als bloß ein Kreis gleichgesinnter, am Marxismus interessierter Intellektueller war. Trotzdem war die GIC, wie jede kleine Gruppe, sehr stark von ihren auffälligsten Persönlichkeiten geprägt, was das Gruppenleben ganz besonders färbte.

Der eigentliche Motor der Gruppe war Henk Canne-Meijer,[22] ein ehemaliger Metallarbeiter, der sowohl um über die zur politischen Aktivität notwendige Zeit zu verfügen als auch aus pädagogischer Berufung Lehrer geworden war. Er war der lebende Beweis für die enormen theoretischen und politischen Kapazitäten innerhalb der proletarischen Bewegung und insbesondere dafür, daß das politische Bewußtsein an die Arbeiter nicht, wie Lenin in »Was tun?« erklärt hatte, von außen durch »bürgerliche Intellektuelle« herangetragen werden brauchte. Als eher theoretischer denn praktischer Geist, klar, einfach und von großer Rechtschaffenheit, zeigte Canne-Meijer bestimmte für Autodidakten typische Züge. Ein enzyklopädischer Geist trieb ihn zu Studien der Biologie und der Psychologie. Dieser enzyklopädische Geist ist manchmal und in bestimmten Perioden der Arbeiterbewegung besonders bei Autodidakten besonders stark ausgeprägt gewesen. Auch wenn er sich in einem kleinen Diskussionskreis ungehindert ausleben konnte, stieß er in einer politischen Organisation doch sehr schnell auf seine Grenzen. Canne-Meijer, aber auch die Mitglieder der GIC, hatten die starke Neigung, die Organisation als eine »Studiengruppe« zu betrachten, deren Funktion in der Erzie-

21 PIC, Nr. 13, September 1937, »Esperanto als propagandamiddel«.

22 Henk Canne-Meijer (1890-1962) war Mitglied des »Nationaal Arbeids Secretariaat« (NAS) und der »Sociaal-Democratische Partij« (SDP) gewesen. Nach der Gründung der KAPN war er Mitglied des Redaktionskomitees der Zeitung »De Kommunistische Arbeider«. Innerhalb der KAPN vertrat er die Berliner Richtung. Nach 1944 war er bis 1947 Mitglied des »Communistenbond Spartacus«.

hung ihrer Mitglieder und der Arbeiterklasse bestand. Diese Neigung, wie sie in rätekommunistischen Gruppen weit verbreitet ist, hätte die GIC sehr schnell in einen reinen Akademismus einmünden lassen. Ausgeglichen wurde sie jedoch durch die Existenz aktiverer, in die Klassenkämpfe eingreifender Personen. Die GIC in ihrer Gesamtheit sah sich somit nicht als ein bloßer akademischer Studienkreis zum Marxismus, der sich damit zufriedengab, die zu ihm stoßenden Arbeiter zu »erziehen«.

Die Bildung des kleinen Kerns um Canne-Meijer im Jahr 1927 fiel mit der Rückkehr Anton Pannekoeks zur politischen Aktivität zusammen, genauer: zu einer bestimmten Form der Aktivität. Nachdem er im Gegensatz zu Gorter sechs Jahre geschwiegen hatte, war er durch die Krise, in der sich die KAPD befand, aus seinem politischen Schlaf aufgewacht.[23] Pannekoek kann nicht wirklich als Mitglied der GIC betrachtet werden. Er war vor allem ein regelmäßiger und erstrangiger Mitarbeiter des PIC und der »Rätekorrespondenz«, ganz zu schweigen von seinen zahlreichen Beiträgen für die »International Council Correspondence« von Paul Mattick. Seine Beiträge zeichneten sich immer durch ihre sehr große theoretische Klarheit aus sowie durch das ständige Bemühen, auf Probleme des Klassenkampfes zu reagieren. Der Pannekoek der dreißiger Jahre war nicht mehr der Pannekoek der zwanziger Jahre, der die Notwendigkeit einer Partei anerkannt hatte. Da er glaubte, daß die organisierte politische Aktivität einer abgelaufenen Zeit angehörte, begnügte er sich damit, auf theoretischer Ebene »Mentor« der GIC zu sein, ohne in deren innere Auseinandersetzungen einzugreifen, wobei Canne-Meijer ihm als Mittler diente.[24] Diese Haltung war in der Geschichte der Arbeiterbewegung völlig neu und enthüllte die implizite Zurückweisung einer organisierten militanten Aktivität. Der Pannekoek eingeräumte Ehrenplatz begünstigte einmal mehr die in der Konzeption der Gruppenmitgliedschaft eingetretene Verschwommenheit. Die GIC erschien wie ein Freundeskreis; dies war nicht nur bei den Holländern so, denn Ende der dreißiger Jahre hatte die Gruppe um Paul Mattick in den Vereinigten Staaten eine ähnliche Konzeption; hier nahm Karl Korsch eine Pannekoek vergleichbare Stellung ein.[25]

---

23 Diesen Unterschied in der Haltung Gorters und Pannekoeks findet man auch im italienischen Linkskommunismus. Während sich Amadeo Bordiga von 1929 bis 1944 aus der politischen Aktivität zurückzog, setzte Onorato Damen seine militante Arbeit fort; er – und nicht Bordiga – wurde zum wirklichen Gründer der 1943 in Norditalien gegründeten »Partito Communista Internazionalista« (PCInt).

24 Das gleiche Verhalten findet man bei Bordiga nach 1945, als er nicht einmal formelles Mitglied der bordigistischen Partei wurde. Wenn er hin und wieder bei Versammlungen der PCInt eingriff, so hatte er seine Vermittler – wie Bruno Maffi – ‚die von der Partei den netten Namen *»Neger«* erhielten und die »Gedanken« des »Meisters« erklären sollten. Aber im Unterschied zu den Texten Bordigas, an denen keine Kritik geübt werden durfte, wurden diejenigen Pannekoeks in der GIC diskutiert und kritisiert.

25 Sehr interessant und wichtig ist das Zeugnis von Henk Canne-Meijer über die Aktivitäten Pannekoeks am Rande der GIC: *»(Pannekoek) ist immer mit ganzem Herzen an unserer Seite und nimmt erneut an der Arbeit teil... Pannekoek ist ein ›reiner Theoretiker‹, er ist kein Kämpfer in unserem Verständnis. Er gibt nur seine Analysen und seine Schlußfolgerungen. Er versucht niemals, sie auszuführen. Am Leben der Organisation nimmt er nie teil, denn dafür hat er ›keine Zeit‹. Einer von uns hat ihm einmal vorgeworfen, es sich in seiner derart bequemen Position leicht zu machen, weil er ein ›Mann der Wissenschaft‹ ist,während wir die Wissenschaft an den ›Mann‹ bringen müßten. Er liefert uns seine Analysen und wir streiten uns über sie. Er ist ein äußerst bescheidener Mensch ohne die geringste Arroganz und er nimmt keine Stellung zu Fragen, in denen er kein absolut sicheres Urteil hat. Wir sagen oft: ›Pannekoek sagt, vielleicht ist es so,*

Eine weitere für das politische Leben der GIC sehr repräsentative Person war Jan Appel, der in der Gruppe weitaus militanter agierte. Wie Paul Mattick war Appel einer jener revolutionären Arbeiter, die Mitte der zwanziger Jahre sowohl aus beruflichen als auch aus politischen Gründen Deutschland verlassen hatten und ihre politische Aktivität im Milieu der deutschen Emigranten fortsetzten.[26] Diese Aktivität ging jedoch schnell über dieses Milieu hinaus. Appel verkörperte den militanten revolutionären Geist des deutschen Proletariats, der die ganze Erfahrung einer revolutionären Bewegung mit sich brachte, der nichts Vergleichbares bei den holländischen Rätekommunisten entsprach. Neben seinen organisatorischen und redaktionellen Fähigkeiten – Appel war Mitglied des Redaktionskomitees –, brachte er vor allem die Dynamik eines im revolutionären Kampf erzogenen militanten Arbeiters mit, die den aktiven Anhängern der GIC häufig fehlte.

---

vielleicht ist es aber auch ganz anders‹. In der Praxis kommt man so keinen Zoll voran, denn man muß trotzdem Entscheidungen treffen, mit denen man oft nicht ganz sicheren Schrittes geht. Das ist eben der Unterschied zwischen einem ›reinen Theoretiker‹ und einem Kämpfer.« (Brief von Henk Canne-Meijer an Paul Mattick, etwa 1930; Sammlung Canne-Meijer, 100 A, IISG, Amsterdam; zitiert nach B.A. Sijes, in: Anton Pannekoek, Herinneringen, Amsterdam, 1982, S. 18/19). So erscheint um 1930 Pannekoek den Mitgliedern der GIC als ein *»guter Weggefährte«*, der jede konkrete militante Aktivität innerhalb der Gruppe verweigerte. Und schließlich schien die politische Aktivität Pannekoeks in den dreißiger Jahren am Rande seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Astronom zu stehen, der er sich seit 1921 voll und ganz widmete. Man muß trotzdem darauf hinweisen, daß wissenschaftliche Aufenthalte im Ausland, wie 1936 in den USA, Pannekoek die Gelegenheit gaben, Kontakte mit der kommunistischen Rätebewegung zu knüpfen. 1936 traf Pannekoek wahrscheinlich Paul Mattick. Von diesem Zeitpunkt an häuften sich die englischsprachigen Beiträge des holländischen Theoretikers in der »International Council Correspondence«. Die Beiträge Pannekoeks zur kommunistischen Rätebewegung der dreißiger Jahre scheinen äußerst umfangreich gewesen zu sein und könnten leicht mehrere Bände füllen. Aber all dies geschah zweifellos nur unter dem Blickwinkel der marxistischen Theorie, ohne jemals in praktische organisatorische Fragen einzugreifen. Anscheinend hat Pannekoek an Versammlungen der GIC nicht teilgenommen, außer vielleicht ein- oder zweimal in informeller Weise.

26 Jan Appel (1890-1985; Pseudonyme: Max Hempel, Jan Arndt, Jan Vos) war seit 1908 in der SPD aktiv, nahm 1918 als Arbeiter und als revolutionärer Delegierter an den großen Hafenarbeiterstreiks in Hamburg teil, trat 1919 in die KPD ein und wurde Propagandist der AAU. Auf dem Heidelberger Parteitag der KPD im Oktober 1919 gehörte er der Hamburger Opposition an, von der er sich aber schnell löste. Seit April 1920 war er einer der wichtigsten Arbeiterführer der KAPD. Er wurde als Vertreter der KAPD zweimal nach Moskau geschickt, zuerst 1920, dann 1921 – unter dem Pseudonym Hempel – zum III. Kongreß der Kommunistischen Internationale. 1920 hatte er aktiv an den Kämpfen der Roten Ruhrarmee teilgenommen und war Redakteur des »Klassenkampf«, eines Organs der AAU in Düsseldorf, geworden. Ende 1921 sprach er sich gegen die Bildung einer »Kommunistischen Arbeiter Internationale« (KAI) aus und schloß sich der Berliner Richtung der KAPD an. Ende 1923 wurde er wegen »bewaffneter Aktionen« (Enteignungen) verhaftet und wegen Bootsdiebstahl und Piraterie – eine Angelegenheit, die drei Jahre zurücklag – zu zwei Jahren Haft verurteilt. Dies ermöglichte ihm eine gründliche Lektüre des »Kapital« von Marx und die Niederschrift seiner »Grundprinzipien kommunistischer Produktion und Verteilung«. Nachdem er aus dem Gefängnis entlassen worden war, entfernte er sich von der KAPD, jedoch nicht von der AAU. Im April 1926 ließ er sich als Hafenarbeiter in Zaandam in den Niederlanden nieder und wurde später Mitglied der GIC. 1933 forderte die Hitlerregierung seine Auslieferung, woraufhin er unter dem Namen Jan Vos in die Illegalität abtauchte. Während des Krieges und bis 1948 war er Mitglied des »Communistenbond Spartacus«. Nach einem Unfall, der ihn im Jahre 1948 zwang, aus der Illegalität wieder aufzutauchen, nahmen ihm die niederländischen Behörden das Versprechen ab, sich nicht mehr politisch zu betätigen. Das hinderte ihn nicht daran, weiterhin seinen revolutionären Prinzipien treu zu bleiben. 1975 nahm er am Gründungskongreß der »Courant Communiste Internationale« (»Internationale Kommunistische Strömung«) teil, deren Anhänger er bis zu seinem Tod am 4. Mai 1985 in Maastricht blieb. (Vgl. Jan Halkes, Jan Appel: het leven van een radenkommunist, Amsterdam 1986).

Es ließen sich noch weitere aktive und substantiell wichtige Anhänger der GIC nennen, die teilweise später bekannt wurden, teilweise anonym blieben.[27] Aber damit liefe man Gefahr, die GIC zu sehr als eine Summe von Persönlichkeiten und Einzelnen zu betrachten. Im Unterschied zu anderen Rätegruppen lehnte es die GIC ab, als eine solche Summe von Persönlichkeiten zu erscheinen. Die Beiträge der PIC blieben anonym und der Name Pannekoeks wurde nie gedruckt. Wie die um die Zeitschrift »Bilan« gruppierte italienische kommunistischen Linke wollte die GIC als anonymer Ausdruck des Proletariats auftreten. Aber auch wenn die Gruppe sich um die Anonymität ihrer aktiven Mitglieder bemühte, so bedeutete das nicht notwendigerweise, daß sie als kollektiver Körper auftrat. Abgesehen von Flugblättern war kein geschriebener Text jemals mit GIC unterzeichnet, und so fiel es schwer zu erkennen, ob ein Artikel die Meinung eines Einzelnen oder der gesamten Gruppe repräsentierte. Das Prinzip der Anonymität setzte die Konzeption der Organisation als Summe von Arbeitsgruppen und Individuen nicht außer Kraft.

Obwohl die GIC auf einen kleinen Kern beschränkt war, weist ihre Geschichte doch weit über die Grenzen der Niederlande hinaus, so wie die Gruppe um Mattick mit ihrer Zeitschrift »International Council Correspondance« die Grenzen der USA überschritt. Besonders nach 1933 und bis zum Zweiten Weltkrieg bildete die GIC einen der wenigen revolutionären Pole links von der trotzkistischen Strömung. Mit der Gruppe um Mattick und der Gruppe um die Zeitschrift »Bilan« war sie eine der wenigen Strömungen, die jede Partizipation am Krieg unter dem Banner der »Demokratie« oder des Antifaschismus verweigerte. Sie war eine der wenigen Gruppen, welche die in den zwanziger Jahren verteidigten linkskommunistischen Positionen bewahrte. Sie war schließlich eine der wenigen Gruppen, die trotz der Isolierung und der ungünstigen Zeitumstände ein lebendiges marxistisches Denken beibehielt. Darüber hinaus gelang es ihr, in bestimmten Punkten – besonders in der Frage des Staatskapitalismus – das marxistische theoretische Denken weiterzuentwickeln.

Die GIC war so trotz ihrer numerischen, aber auch trotz gewisser anderer, aus der speziellen »Rätekonzeption« ihrer Theorie und revolutionären Praxis herrührenden Schwächen eine sehr bedeutende internationale Strömung, die auf Gruppen in verschiedenen Ländern ausstrahlte. Von daher ist sie ein wichtiges Kettenglied der internationalen linkskommunistischen Strömung von den zwanziger Jahren bis heute.

---

27 Cajo Brendel, 1915 geboren, war zwar Mitglied der GIC (vgl. Anm. 2), ist aber für diese Gruppe kaum repräsentativ. Er war nur ein Jahr Mitglied, von 1934 bis 1935; dann verließ er die GIC, um in Den Haag eine autonome Gruppe zu gründen; vorher war er Trotzkist gewesen. B.A.Sijes, ein jüdischer Student, der sich bewußt proletarisierte, war seit 1933 Mitglied der GIC, nachdem er aus der Sozialdemokratie ausgetreten war. Von den anderen sind die Brüder Piet und Bruun Van Albada seit Anfang der dreißiger Jahre Mitglieder der GIC gewesen. Sie haben ihre politischen Aktivitäten eine zeitlang im »Communistenbond Spartacus« fortgesetzt. Sehr repräsentativ für einen kämpferischen Proletarier ist der Arbeiter Age van Agen, Herausgeber der Zeitschrift »Proletenstemmen«. Als andere, weniger bekannte Mitglieder der GIC können genannt werden: Herman de Beer, Léo Hagen, Mien Dekker, B. Bianchetti. Quelle: Briefe von Cajo Brendel an den Autor vom 2. Januar 1981 und 23. Februar 1981.

f) Kann man die »Räteströmung« definieren?

Die in verschiedenen aus der deutschen kommunistischen Linken hervorgegangenen oder sich auf sie berufenden Gruppen entwickelte »Rätetheorie« erweist sich als Theoretisierung der mit dem Sieg des Stalinismus und des Nationalsozialismus größten vom internationalen Proletariat erlittenen Niederlage. Im Keim in den Schriften Otto Rühles aus den zwanziger Jahren enthalten,[28] war sie in ihrem Einfluß auf die deutsche und holländische revolutionäre Bewegung durch die Existenz der KAPD insofern eingeschränkt, als diese die Notwendigkeit einer Partei verteidigte. Trotz aller Kritik, die sie an der Politik der Bolschewiki übte, hatte die KAPD das russische Experiment niemals zurückgewiesen. Das endgültige Verschwinden der KAPD nach 1933 und die Isolierung der Überbleibsel der deutschen kommunistischen Linken im Untergrund öffneten in den dreißiger Jahren der »Räteströmung« das Feld.

Die »Räteströmung« basiert erstens auf der Forderung nach Arbeiterräten als Organen der Diktatur des Proletariats nach der Zerstörung des alten bürgerlichen Staates. Sie drückt eine »Arbeitervision« aus, die in der Existenz revolutionärer politischer Parteien innerhalb der Arbeiterräte einen negativen Faktor sieht. Diese ablehnende Haltung gegenüber einer revolutionären Partei betrachtet die Arbeiterräte als den einzigen wahrhaften »Schmelztiegel« des revolutionären Bewußtseins innerhalb der Arbeitermassen. Im Anschluß an die Konzeption Rühles kann demzufolge jede Partei, auch wenn sie revolutionär ist, nur bürgerlichen Wesens sein und auf die Machtübernahme durch eine Gruppe Intellektueller anstelle des revolutionären Proletariats zielen.[29]

Zum zweiten ist die »Räteströmung« eine negative Reaktion der revolutionären Gruppen auf die Erfahrungen der russischen Revolution. Diese wird als »bürgerliche Revolution« zurückgewiesen, deren wesentliches soziales Element in der Bauernschaft besteht und deren Ergebnis der Staatskapitalismus ist. Diese Zurückweisung der russischen Revolution ergibt sich aus einer nachträglichen Gleichsetzung des Bolschewismus von 1917 mit dem »Leninismus« des roten Terrors und Kronstadts (1921) sowie mit dem Stalinismus seit 1927. Indem man in der russischen Revolution lediglich ihre letztendliche Deformierung erblickt, setzt die »Räteströmung« eine jede durch revolutionäre Parteien geleitete Arbeiterrevolution mit einer bürgerlichen Revolution gleich. Als grundlegenden Text kann man die von Helmut Wagner verfaßten und im August 1934 in Heft 3 der »Rätekorrespondenz« veröffentlichten »Thesen zum Bolschewismus« betrachten, in denen die »russische Revolution« als eine »bürgerliche Revolution« zurückgewiesen wird und in denen weiterhin die These vertreten wird, daß jede im Proletariat wurzelnde politische Partei dazu verdammt ist, eine bürgerliche Partei zu werden, und zwar aufgrund der ihr eigenen Struktur und ihres Zwecks, dem Aufbau des Staatskapitalismus zu dienen, der zwar als »Sozialismus« ausgegeben wird, tatsächlich aber eine universelle Tendenz des absteigenden Kapitalismus darstellt. Diese Konzeption wird unterstützt von Anton Pannekoeks zuerst 1938 erschienener

28 Vgl. Otto Rühle, Von der bürgerlichen zur proletarischen Revolution, Dresden 1924; Nachdruck zusammen mit: Paul Mattick, Otto Rühle und die deutsche Arbeiterbewegung, Berlin-Wilmersdorf, 1970.

29 *»Eine Partei mit revolutionärem Charakter im proletarischen Sinne ist ein Unding. Sie kann nur revolutionären Charakter im bürgerlichen Sinne haben und da nur an der Wende zwischen Feudalismus und Kapitalismus.«* Ebd., S. 32.

Schrift »Lenin als Philosoph«, in der die philosophischen Thesen Lenins über Bewußtsein und Materie, die ihren Ursprung im bürgerlichen Materialismus des 18. Jahrhunderts haben, systematisch widerlegt werden.
Zum dritten betrachtet die »Rätesströmung« unter dem Schock der kampflosen Niederlage des deutschen Proletariats im Jahre 1933 die Organisationsstrukturen der »alte(n) Arbeiterbewegung« in ihrer Funktion und ihrer Funktionsweise als endgültig tot. Die vergangenen Erfahrungen der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert werden als negativ zurückgewiesen. Die Bedrohung durch den Faschismus und die Gefahr des heraufziehenden Krieges, die die meisten revolutionären Gruppen in den Untergrund oder in eine Halb-Verborgenheit treiben, führen in den »Rätegruppen« dazu, die Existenz abgegrenzter Gruppen in Form von Diskussions- oder Arbeitszirkeln zu rechtfertigen, die demzufolge eine »neue Arbeiterbewegung« bilden.
Und schließlich beinhaltet die »Rätesströmung« eine »ökonomistische« Theorie. Da sie den Klassenkampf des Proletariats als im wesentlichen ökonomischer Natur ansieht, interpretiert sie den revolutionären Prozeß im Hinblick auf die wirtschaftliche Organisationsform des Proletariats in Streik-, Arbeitslosen- und Arbeiterkomitees. Die Herrschaft des Proletariats über die Produktivkräfte in der Revolution erweist sich als die wesentliche Frage. Für die »Rätesströmung« ist die Diktatur des Proletariats zuerst eine ökonomische, erst dann eine politische Diktatur.
Die antizentralistische und föderalistische Konzeption ist ohne jeden Zweifel das Produkt eines Rückzugs der Rätekommunisten auf sich selbst, die somit ihre Isolierung gegenüber dem vom Nationalsozialismus und Stalinismus vereinnahmten Proletariat theoretisieren, das zudem durch die als demokratische Alternative zur Diktatur vorgestellte antifaschistische Ideologie völlig von seinen eigentlichen Interessen abgewichen ist. Aufsplitterung in verschiedene Gruppen bis hin zu Grüppchen, Abschottung der rätekommunistischen Gruppen in den jeweiligen Ländern (USA, Niederlande, Belgien), so sieht der organisatorische Zustand dieser Gruppen am Vorabend des Zweiten Weltkrieges aus.
Politisch war die GIC – wie die Gruppe um Mattick in den USA – auf den als unvermeidlich eingeschätzten Krieg vorbereitet. Der Bürgerkrieg in Spanien wurde als ein Konflikt zwischen imperialistischen Mächten interpretiert, in dem die Hauptgefahr für die Arbeiter der Antifaschismus sei, der im Mai 1937 zum Massaker von Barcelona führte, wobei die Anarchisten, die sich mit ihren Ministern in den republikanischen Staat integriert hatten, zu dessen Komplizen wurden. Alle Linksparteien, die Sozialisten und vor allem die Stalinisten hatten durch ihre Politik den Sieg des Faschismus in Spanien vorbereitet. Ideologisch bereitete das Scheitern des Proletariats in Spanien den Sieg des »demokratischen« Lagers im Zweiten Weltkrieg vor.
Die Frage, die man sich in der GIC stellte – und diese Frage wurde auch in anderen Gruppierungen, zum Beispiel bei den Bordigisten, gestellt – war, ob als Resultat des Zweiten Weltkrieges – ähnlich wie dies 1917 im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg der Fall gewesen war – die Revolution ausbrechen würde.

II. Verschwinden und Wiedergeburt des Rätekommunismus. Von der »Marx-Lenin-Luxemburg-Front« zum »Communistenbond Spartacus« (1939 – 1942)

a) Die holländische Rätebewegung und der Krieg

Der von den Rätekommunisten für unvermeidbar gehaltene Krieg brach im September 1939 aus. Trotzdem dauerte es zwei Monate, ehe die holländische Linke ihre theoretische Zeitschrift »Radencommunisme« erneut erscheinen ließ, nachdem die Agitationszeitschrift »Proletenstemmen« im Juli nicht erschienen war. Die Kriegsatmosphäre schien die Rätekommunisten zu paralysieren; ihre Organisation war absolut unvorbereitet auf eine mögliche Arbeit im Untergrund im Falle eines Übergangs zur Illegalität.

Trotzdem hielt die Zeitschrift der GIC in ihrer Ausgabe vom November 1939 an ihren internationalistischen Prinzipien fest. In der Analyse der Kriegsursachen weigerte man sich, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem *»demokratischen«* und dem *»faschistischen«* Lager zu machen. Deshalb schlußfolgerte man, dabei auf Analysen der Revolutionäre während des Ersten Weltkrieges zurückgreifend: *»Es ist der Weltkapitalismus als Wirtschaftssystem, der für diesen Krieg verantwortlich ist, und nicht dieses oder jenes einzelne Land.«*[30]

»Radencommunisme« wies darauf hin, daß die Auslösung des Krieges durch Deutschland aufgrund der *»Konzentration aller Kapitalien in den Händen des Staates«* und *»durch die gesteigerte Ausbeutung der deutschen Arbeiterklasse«* möglich geworden war. Dieses Phänomen existierte ebenso im *»demokratischen«* Lager, da *»England in einem kurzen Zeitraum seine eigene ›totalitäre‹ kapitalistische Organisation aufbaute«.*

Was den Fortgang der militärischen Operationen betraf, so hielt es die GIC für *»unwahrscheinlich«*, daß die Niederlande – wie übrigens auch Belgien und Skandinavien – *»neutral«* bleiben würden; ohne es explizit auszusprechen, deutete man an, daß die Niederlande sowohl vom französisch-englischen Lager als auch von Deutschland besetzt werden könnten. Auf jeden Fall *»dürfte die Weltkarte in einigen Jahren«* durch den Konflikt *»total verändert worden sein«.* Ohne den Sieg des einen oder anderen Lagers vorherzusagen, betonte man, daß der Frieden, wie der von Versailles, verheerend sein werde.

Genauso vorsichtig war die von der GIC eingenommene Haltung zum Ausgang des Krieges; eventuelle revolutionäre Aktivitäten des Proletariats als Ergebnis des Konflikts – wie 1917 – erschienen als ein *»unkalkulierbarer Faktor«. »Es ist allerdings sicher, daß nach einigen Kriegsjahren neue gesellschaftliche Kräfte die Kriegspläne der Kapitalisten hemmen werden, aber wir wissen weder um deren Reichweite noch um die Tiefe ihrer Auswirkungen.«*[31]

Trotzdem glaubte man in der GIC, daß eine revolutionäre Bewegung nur in Deutschland auftauchen könnte; das Verschwinden der *»alten Arbeiterbewegung«* würde den Platz für Massenbewegungen freimachen. Diese wären in gewisser Weise eine Wieder-

30 »De wortel van de oorlog« (Die Wurzeln des Krieges), in: Radencommunisme 1/November 1939, S. 2.

31 Ebd.

holung der Ereignisse vom Herbst 1918, wobei diesmal das Proletariat den Sieg davon tragen würde.

Angesichts des Krieges und der drohenden Ausweitung der militärischen Operationen auf niederländisches Territorium scheinen die Rätekommunisten ihre revolutionäre Antikriegspropaganda nur zögernd umgesetzt zu haben. Außerdem legten sie keinen großen Wert darauf, zusammen mit der RSAP Sneevliets, die Anfang 1940 eine Antikriegsfront – »Nederlands Anti-Oorlogs Front« – zwischen Gewerkschaftlern, Anarchisten und Trotzkisten zur Durchführung gemeinsamer Aktionen vorgeschlagen hatte, eine gemeinsame Politik zu machen und lehnten es ab, sich in diese Front einzureihen.[32]

Bis zur Besetzung der Niederlande am 10. Mai 1940 blieb die Propaganda gegen den imperialistischen Krieg auf einige lokale Rätegruppen beschränkt. So gab die Gruppe aus s'Gravenhagen (Den Haag) regelmäßig ein Bulletin mit dem bezeichnenden Titel »Soldatenbrieven« (»Soldatenbriefe«) heraus, das einen dezidiert antimilitaristischen Inhalt hatte. Das Bulletin vom Oktober 1939 wandte sich an Soldaten und Arbeiter und griff jede Form von Patriotismus heftig an: *»Wir, Arbeiter aller Länder, wollen leben und gegen den Feind in unseren eigenen Ländern kämpfen, gegen den niederländischen Kapitalismus.«*[33]

Das in einigen Kasernen verteilte Bulletin rief die Soldaten auf, sich keinem der beiden Lager anzuschließen, weder dem des *»Privatkapitals«* (Frankreich, Großbritannien, Niederlande), noch dem des *»Staatskapitalismus«* (Rußland,Deutschland, Italien). Man war sich der Tatsache bewußt, daß die Niederlande einen unsicheren Frieden erlebten und daß die Ausweitung des Konflikts das Land in *»verbrannte Ruinen«* verwandeln würde; im November 1939 gab man einem Artikel die Überschrift *»Der Krieg hat begonnen, die Revolution nimmt ihren Lauf«* und rief das Proletariat aller Länder zum Kampf gegen alle *»parasitären Institutionen: Staat, Kirche, Partei oder Gewerkschaft«* auf.[34]

Wenige Tage vor der überraschenden Invasion der deutschen Armee, am 1. Mai 1940, verbot die Regierung De Geer, an der sozialistische Minister von der SDAP beteiligt waren, jede Demonstration; zusätzlich wurde der Belagerungszustand ausgerufen. Die Anwendung des Artikels 33, eines Gesetzes aus dem Jahre 1848, erlaubte willkürliche Inhaftierungen. Dies traf zu Beginn bestimmte Mitglieder kommunistischer Parteien und niederländische Nationalsozialisten. Nach der Besetzung des gesamten Landes durch deutsche Truppen übernahm der von Hitler ernannte Seyss-Inquart die Leitung der Verwaltung. Die Gestapo zog mit einer Liste der zu verhaftenden aktiven Gegner ein, darunter befand sich auch Sneevliet.[35]

---

32 Vgl. Max Perthus, Henk Sneevliet. Revolutionair-socialist in Europa en Azie, Nijmegen 1976, S. 414-415.

33 Soldaten brieven, Nr. 2/Oktober 1939, S.3. Als Motto steht zu lesen: »Die Arbeiter haben kein Vaterland«.

34 Soldaten brieven, Nr. 3, S.3. *»Für die Arbeiter in der ganzen Welt steht der Feind im Innern ihres eigenen Landes und nicht außerhalb der nationalen Grenzen.«* (S.2: »de oorlog is begonnen, de revolutie komt«).

35 Vorher war es die niederländische Polizei, welche die Aufgabe hatte, Sneevliet, der sich am 10. Mai in Belgien aufhielt, zu verhaften.

Mehrere Jahre lang, bis 1944, sollten die aktiven Anhänger der »Rätebewegung« stumm bleiben; nur vereinzelt griffen sie in den Streik vom Februar 1941 ein. Tatsächlich wurden viele von ihnen von der Gestapo gesucht. Bereits vor dem Krieg hatten die Nationalsozialisten die Auslieferung von Jan Appel gefordert. Er mußte sich während des gesamten Krieges in Amsterdam versteckt halten. Andere Anhänger, die Juden waren, liefen jeden Augenblick Gefahr, verhaftet zu werden, z.B. B.A.Sijes. Pannekoek dagegen gelang es, während der Besatzungszeit nicht behelligt zu werden. Nachdem er sich 1921 »offiziell« aus dem politischen Leben zurückgezogen hatte, war er ein Astronom von internationalem Ruf geworden und als Professor und Forscher am Institut für Astronomie der Universität von Amsterdam tätig. Von 1941 an arbeitete er an dem Buch, das 1946 unter dem Titel »De Arbeidersraden« (»Die Arbeiterräte«) veröffentlicht wurde.[36] Das Buch beweist, daß Pannekoek sich nicht entmutigen ließ und unerbittlicher Gegner der kapitalistischen Gesellschaft blieb.

b) Von Der RSAP zur »Marx-Lenin-Luxemburg-Front«.

In der RSAP Sneevliets entwickelte sich in jener Zeit eine Strömung, die schließlich zur kommunistischen Räteorganisation »Spartacus« führte. Diese politische Umgestaltung während des Krieges ist äußerst erstaunlich. Die RSAP stellt den einzigartigen Fall einer Partei dar, die sich, parlamentarisch orientiert und rechts von der trotzkistischen Bewegung angesiedelt, während des Zweiten Weltkrieges zu revolutionären Positionen hin entwickelte.[37] Die Fraktion Sneevliets, 1927 aus der holländischen kommunistischen Partei hervorgegangen, stand an der Spitze einer kleinen Gewerkschaft, des »Nationaal Arbeidssecretariaat« (NAS), die sich der Auflösung im sozialdemokratischen »Nederlandsch Verbond van Vakvereenigingen« (NVV) verweigerte. 1929 als RSP gegründet, stand diese Fraktion den »rechten« Brandlerschen Tendenzen weitaus näher als den linken Tendenzen (Korsch, Schwartz, Bordiga), die sich 1926 abspalteten. Die von Sneevliet im Auftrag der Kommunistischen Internationale in den zwanziger Jahren in China betriebene Politik war von Trotzki heftig kritisiert worden, da sie zur Niederlage der chinesischen Revolution in den Jahren 1926/1927 beigetragen hatte. 1935 schloß sich die RSP mit einer linkssozialistischen Organisation, der OSP, die selbst wiederum 1932 aus der holländischen Sozialdemokratie hervorgegangen war, zur RSAP zusammen, einer ständigen Zielscheibe der Rätekommunisten.[38]

Diese kleine Partei mit anfangs 3600 Mitgliedern, die 1939 noch 2500 Mitglieder umfaßte,[39] stützte sich auf das NAS, in deren Führung sich Sneevliet befand und das 1933

36 Das Buch erschien unter einem Pseudonym: P.AArtz, De Arbeidersraden, Amsterdam 1946 im Verlag »De Vlam«, der die Schriften des »Communistenbond Spartacus« veröffentlichte.

37 Zur Geschichte der RSAP vgl. außer dem bereits zitierten Buch von Max Perthus auch die Untersuchung von G.H. Pieterson, Het revolutionaire socialisme in de jaren dertig (Der revolutionäre Sozialismus in den dreißiger Jahren), Doktorarbeit am Ökonomisch-historischen Seminar der Universität Amsterdam, 1977, nicht veröffentlicht.

38 Vgl. die Broschüre der GIC: Klassenstrijd in oorlogstijd (Klassenkampf in Kriegszeiten), Amsterdam 1935. Der Vereinigungskongreß fand in Rotterdam statt, und nicht in Amsterdam, wie Fritjof Tichelman in »Henk Sneevliet. Een politieke biografie«, Amsterdam 1974 (Fritjof Tichelman, Henk Sneevliet 1883 – 1942. Eine politische Biographie, Bochum 1978), fälschlich behauptet. Das beweist das interessante Zeugnis von Stan Poppe in »Spartacus«, Nr. 2/1975.

39 Vgl. Max Perthus, Henk Sneevliet, a.a.O., S. 370-371. Perthus nennt für das Jahr 1935 3000 aktive Anhänger der Linkssozialisten der OSP und 1000 der RSP Sneevliets. Die RSP wäre also

22.500 Mitglieder zählte. Nachdem es Beamten und Staatsangestellten verboten worden war, sich dem NAS anzuschließen, betrug die Mitgliederzahl 1939 10.500. Das NAS war noch im vorigen Jahrhundert – im Jahre 1893 – gegründet worden und bewahrte eine syndikalistisch-revolutionäre Orientierung. 1925 war es der »Roten Gewerkschafts Internationale« beigetreten, hatte sich von dieser aber wieder getrennt, nachdem es 1927 aufgefordert worden war, in der offiziellen sozialdemokratischen Gewerkschaft NVV aufzugehen. Alle Mitglieder der niederländischen kommunistischen Partei, die Mitglied des NAS waren, folgten Sneevliet bei der Abspaltung.

Politisch schwankte die RSAP zwischen Linkssozialismus und Trotzkismus. Vor 1935 hatten sich die beiden Organisationen RSP und OSP – zusammen mit der »Sozialistischen Arbeiter Partei Deutschlands« (SAPD) und der trotzkistischen »Internationalen Kommunistischen Liga« (IKL) – für die Bildung neuer Parteien und den Aufbau einer neuen Internationale ausgesprochen (Erklärung der Vier, August 1933). 1935 setzte sich die RSAP zusammen mit anderen Organisationen für den schnellen Aufbau der IV. Internationale ein.

[40] Diese Position sowie andere Probleme, wie die Gewerkschaftsfrage, sollten zum Austritt der militanten Anhänger aus der RSAP führen, die den mit der SAPD verbündeten »Bond van Revolutionaire Socialisten« (BRS) gründeten. Der Bruch mit der SAPD war somit vollzogen, aber nicht der mit dem Linkssozialismus überhaupt. 1936 unterstützte Sneevliet in Spanien die in die Regierung Katalaniens eingetretene »Partido Obrero de Unificación Marxista« (POUM). Im gleichen Jahr sprach er sich gegen Trotzkis entristische Politik gegenüber den sozialistischen Parteien aus.

1937 schließlich vollzog sich der endgültige Bruch zwischen der RSAP und Trotzki. Trotzki warf Sneevliet sowohl seine Haltung gegenüber der POUM als auch seine Unterstützung des NAS vor. In Form eines Ultimatums gab er ihm die Weisung, das NAS in der sozialdemokratischen Gewerkschaft NVV aufgehen zu lassen. Nachdem er das NAS bezichtigt hatte, finanzielle Unterstützung von der niederländischen Regierung zu erhalten[41] und Sneevliet vorwarf, unverantwortlich zu sein,[42] schloß Trotzki: *»Wenn Sie*

---

eine Minderheit in der RSAP gewesen; es ist richtig, daß eine mit der SAP sympathisierende Abspaltung im November 1935 den Austritt von 1000 aktiven Anhängern, die mehrheitlich der ehemaligen OSP angehört hatten, nach sich zog. Sneevliet war damals Sekretär der RSAP und Peter J. Schmidt – der ehemalige Vorsitzende der OSP – Präsident. Im Verlauf der Moskauer Prozesse gab Schmidt seine Funktionen auf und verließ die Partei im August 1936. Ein Jahr später kehrte er in sein »altes Haus« zurück, in die SDAP. Von nun an sollte die Bedeutung der OSP geringer werden.

40 Vgl. Léon Trotzky, Oeuvres, Tome 5, Paris 1979. Der »Offene Brief an revolutionäre proletarische Organisationen und Gruppen« vom Juni 1935 appellierte *»an alle Parteien, Organisationen, Fraktionen in den alten Parteien und in den Gewerkschaften und alle revolutionären Arbeitergruppen und -vereinigungen«*, die mit den Prinzipien zur Vorbereitung und zum Aufbau einer Vierten Internationale übereinstimmten, diesen Brief zu unterzeichnen. Der Brief war – außer von der RSAP – von der »Workers Party of United States«, dem Internationalen Sekretariat der »Ligue Communiste Internationale« von Trotzki, der »Groupe Bolchevik-Léniniste« der »Section Française de l'Internationale Ouvrière« (SFIO) und der »Workers Party of Canada« unterzeichnet.

41 Trotzki behauptete ohne den geringsten Beweis, daß *»die NAS nur deshalb existiert, weil sie von der bürgerlichen Regierung toleriert und finanziell unterstützt wird«*. In diesem an Sneevliet adressierten Brief fügte er hinzu: *»Diese finanzielle Unterstützung hängt von Ihrer politischen Haltung ab.«* (Brief von Trotzki vom 2. Dezember 1937, in: Léon Trotsky, Oeuvres, Tome 15, Paris 1983). Außerdem beschuldigte er Sneevliet, ein politischer Abenteurer zu sein: *»Was ihn interessiert, sind die NAS, ein kleiner bürokratischer Apparat, ein parlamentarischer Posten.*

weiterhin diese völlig zwiespältige Position beibehalten, in Worten für, in Taten gegen die IV. Internationale zu sein, wäre ein offener und ehrlicher Bruch besser. In diesem Fall blieben Sie bei dem NAS und wir in der IV. Internationale. Wir würden eine Sektion in Holland schaffen und versuchen, durch offenen Kampf das zu verwirklichen, was wir durch geduldige Zusammenarbeit und Diskussion unter Genossen nicht haben verwirklichen können.«[43] Diese ultimative Aufforderung führte 1938 zum vollständigen Bruch. Bald entstand eine holländische trotzkistische Gruppe – die »Groep van Bolsjewiki-Leninisten« (»Gruppe der Bolschewiken-Leninisten« , GBL) – ,die teilweise aus ehemaligen Mitgliedern der RSAP bestand.

Bis zum Krieg unterschied sich die RSAP kaum von den linkssozialistischen Parteien und nahm auch an Wahlen teil. 1935 wurden Sneevliet und Peter J. Schmidt, ehemaliger Führer der OSP und Präsident der RSAP, zusammen mit zwei anderen führenden Personen ihrer Organisation zu Abgeordneten gewählt. Im gleichen Jahr erhielt die Partei 23 Sitze bei Gemeindewahlen. Auch wenn sie ihre Sitze bei den allgemeinen Wahlen von 1937 verlor, hatte die RSAP 1939 doch wieder mehr Erfolg, sowohl bei den Gemeindewahlen als auch bei den allgemeinen Wahlen, wobei Sneevliet zum Mitglied des Rats der Stadt Amsterdam und des Rats der nordholländischen Provinzen gewählt wurde.[44]

Diese Wahlaktivitäten, die Sarkasmen von Trotzki auf sich zogen, obwohl die trotzkistischen Organisationen eine gleiche Politik verfolgten, wurden von einer Einheitsfrontpolitik gegenüber den Linkssozialisten begleitet. Im September 1938 ergriff die RSAP die Initiative, zusammen mit der »Parti socialiste ouvrier et paysan« (PSOP) von Marceau Pivert eine internationale Arbeiterfront gegen den Krieg (Internationaal Arbeiders Front, IAF) zu bilden, der bald fünfzehn Organisationen angehörten, darunter die von Heinrich Brandler und Georges Vereeken.[45] Ihr Manifest rief die Arbeiter zum Kampf gegen den Krieg auf und dazu, sollte der Krieg ausbrechen, dem Kapitalismus durch die Revolution ein Ende zu bereiten.

In der Tat war es die Kriegsfrage und in Folge davon die Haltung der RSAP gegenüber

---

Sneevliet hat sich der Fahne der Vierten Internationale insbesondere deshalb bedient, um seine opportunistische Arbeit in den Niederlanden abzuschirmen.« (Brief von Trotzki vom 21. Januar 1938, in: Léon Trotsky, Oeuvres, Tome 16, Paris 1983). Sneevliet war einer der wenigen Militanten, die Trotzki duzte. Georges Vereeken glaubt, daß die gegen Sneevliet vorgetragenen Verleumdungen von Rudolf Klement und den belgischen Trotzkisten ausgingen. Vgl. dazu seinen Standpunkt in »Le guepéou dans le mouvement trotskyste«, Paris 1975.

42 Trotzki warf Sneevliet sowohl vor, das »Amsterdamer Büro« der Vierten Internationale zu sabotieren als auch fahrlässig am Tode von Ignaz Reiss mitschuldig geworden zu sein, einem Spitzenfunktionär der GPU, der zu trotzkistischen Positionen übergegangen war und deshalb im September 1937 von den Stalinisten ermordet wurde. Victor Serge und Sneevliet hatten sich mit Reiss verabredet, weil sie mißtrauisch gegenüber der Umgebung Leo Sedovs waren. Sedov, der Sohn Trotzkis, wurde in der Tat beschattet, ohne daß er etwas von den Agenten der GPU ahnte, die seinen Tod verursachen sollten. Diese Agenten wurden später nach dem Krieg enttarnt.

43 Brief Trotzkis an Sneevliet vom 2. Dezember 1937, in: Léon Trotsky, Oeuvres, Tome 15, Paris 1983, S. 343.

44 Festzuhalten bleibt, daß die Kandidatur Sneevliets von einem »Revolutionair Anti-Oorlogs Comitee« unterstützt worden war. Dazu gehörte Abraham Korper, der einer der Gründer der KAPN und in den dreißiger Jahren ein Führer der Rätegruppe »De Arbeidersrad« gewesen war.

45 Georges Vereeken leitete die Gruppe »Contre le Courant« in Belgien, eine Gruppe, die sich weigerte, sich der offiziellen trotzkistischen Strömung anzuschließen. Er war ein persönlicher Freund Sneevliets und während des Krieges in Kontakt mit der Gruppe um Frank-Molinier.

Rußland, welche die RSAP um den Preis radikaler programmatischer Erneuerungen zutiefst verändern sollte. Sneevliets Änderung seiner Haltung gegenüber der russischen Frage sollte schon allein durch die Tatsache, daß er die RSAP und das NAS durch seine starke Persönlichkeit und durch seine Autorität beherrschte, entscheidend werden.[46]

1935 sprach sich die Partei in ihrem Programm für die Verteidigung der UdSSR im Falle eines Krieges aus. Die Niederschlagung der Arbeiter in Barcelona durch die kommunistische Partei im Mai 1937 sowie die Prozesse in Moskau ließen die Zweifel Sneevliets hinsichtlich der Gültigkeit dieses Programmpunktes wachsen.

Im Dezember 1939 wurde der letzte Parteitag der RSAP abgehalten. Wegen des Hitler-Stalin Pakts wurde der Programmpunkt zur Verteidigung der UdSSR aus dem Parteiprogramm gestrichen: *»Das Bündnis zwischen Deutschland und Rußland hat den Abschnitt über die Notwendigkeit der Verteidigung der Sowjetunion praktisch hinfällig werden lassen. Gegenwärtig wird niemand behaupten, daß – wenn Rußland in einen Krieg verwickelt ist – es die Pflicht der internationalen Arbeiterklasse wäre, die UdSSR bedingungslos zu unterstützen.«*[47]

Die Resolution, mit der dieser Programmpunkt gestrichen wurde, wurde mit 806 gegen 18 Stimmen angenommen. Von der Führungsgruppe der Organisation war nur Willem Dolleman nicht einverstanden.[48]

Der russisch-finnische Krieg warf erneut die Frage nach der Verteidigung der UdSSR und dem »Selbstbestimmungsrecht der Völker« auf. Einige Anhänger wie z.B. van Driesten schlugen die Bildung einer weltweiten Arbeiterfront gegen die russische Intervention vor, ohne sich der finnischen Bourgeoisie anzuschließen. Andere kritisierten diese Position, da sie als Unterstützung der finnischen Bourgeoisie erscheinen könnte, und denunzierten somit Lenins Parole von der »Selbstbestimmung« als opportunistisch. Implizit kritisierten sie jede auf »nationale Befreiung« zielende Kampfparole.[49]

Ohne sich auf eine theoretische Auseinandersetzung über das Wesen der UdSSR einzulassen, was die Entstehung antagonistischer Tendenzen nach sich gezogen hätte, bereitete sich die RSAP, überzeugt davon, daß der Krieg die Neutralität Hollands nicht schonen werde und daß es darum ging, *»den Kampf gegen den imperialistischen Krieg zu verstärken«*, 1938 darauf vor, in die Illegalität zu gehen.[50]

Am 10. Mai 1940 fiel die deutsche Armee in den Niederlanden ein, die nach sechs Kriegstagen kapitulierten. Sneevliet befand sich in Belgien, kehrte jedoch zurück, um den Kampf fortzusetzen. Die RSAP hörte auf zu existieren. An ihre Stelle trat eine ille-

---

46 Sneevliet hatte den Ruf, in der RSAP sehr autoritär zu sein. Seine schriftlichen Beiträge und vor allem seine Thesen zur Organisation lassen sich nicht zählen.

47 Zit. nach Wim Bot, Tegen fascisme, kapitalisme, en orloog – Het Marx Lenin Luxemburg Front juli 1940 – april 1942, Amsterdam 1983. Den zitierten Abschnitt und das Abstimmungsresultat findet man in »De Nieuwe Fakkel« vom 22. Dezember 1939.

48 Sämtliche trotzkistischen Anhänger hatten die RSAP entweder – in der Mehrheit – 1938, oder aber – eine kleine Anzahl – im folgenden Jahr verlassen.

49 Die belgischen Trotzkisten, die die »Correspondance internationale« veröffentlichten, behaupteten in der Nummer 14 vom 15. Dezember 1939, ohne dies zu beweisen: *»Die RSAP hat ihre Doppelzüngigkeit auf die Spitze getrieben, als sie Sammlungen für das finnische Volk organisierte, um dann diese Kollekten an finnische Klassenorganisationen zu verteilen!«*

50 Wim Bot, Tegen fascisme, kapitalisme, en oorlog, a.a.O., S.11.

gale Organisation: die »Marx-Lenin-Luxemburg-Front« (MLLF). Sie umfaßte zu Beginn 400 – 600 Mitglieder – gegenüber 2500 der RSAP. Die Untergrundtätigkeit verpflichtete zu einer rigorosen Auswahl der verläßlichen aktiven Anhänger. Um der Unterdrückung zu begegnen, wurde die MLLF nach einem abgeschotteten Zellensystem mit je fünf Mitgliedern aufgebaut, die von Vertrauensleuten geleitet wurden, welche die vertikale und horizontale Verbindung mit der illegalen Führung und den anderen Zellen herstellten. Im September 1940 wurde das NAS aufgelöst. Die MLLF wurde die zweitwichtigste illegale politische Organisation der Niederlande, ja sogar die wichtigste, wenn man die Tatsache berücksichtigt, daß die niederländische Kommunistische Partei mehrere Monate lang aufgrund des deutsch-sowjetischen Pakts einen halblegalen Status einnahm.[51]

Es wurde eine Zentrale aufgebaut, die aus neun Mitgliedern bestand. Sie umfaßte Sneevliet, Menist, Dolleman, Gerritsen, de Haan-Zwagerman, Jan Koeslag, Piet van t'Hart – bekannt unter dem Namen Max Perthus – Jan Schriefer und Stan Poppe (Pseudonym: T. Woudstra), der eine entscheidende Rolle beim Aufbau des »Communistenbond Spartacus« spielen sollte. Sneevliet war der unbestrittene Führer, der fast alle politischen Stellungnahmen der MLLF verfassen sollte. Neben ihm war Ab Menist – der jüdischer Herkunft war – der geborene Organisator; Dolleman war Schatzmeister und für die Publikationen verantwortlich.

Unter der Leitung dieser Zentrale wurden regelmäßig ein externes Bulletin (»Het MLL Bulletin«) und ein internes Organ (»Richtlijnen«) veröffentlicht. Die MLLF machte eine ganze Zeit lang Propaganda in Richtung auf die Anhänger der sozialdemokratischen SDAP und veröffentlichte »Brieven aan Sociaal-Democraten« (»Briefe an Sozialdemokraten«). Die Sozialdemokraten wurden, nachdem sie sich im Juli 1940 an einer Union, bestehend aus Liberalen, konfessionellen Parteien und Sozialdemokraten, beteiligt hatten, als *»Judasse der Arbeiterbewegung«* kritisiert.[52] Diese Union erklärte ihre Treue gegenüber der bürgerlichen Monarchie des Hauses Oranien und wünschte, daß die deutsche Herrschaft in Europa weiterhin den Status Indonesiens als niederländische Kolonie anerkannte. Einige Monate lang wurde die SDAP vom neuen nationalsozialistischen Regime nicht verboten. Ein großer Teil der ihre Partei kritisierenden Opponenten in der SDAP wählte ein anderes Lager, das Großbritanniens.

Diese Politik gegenüber der Basis der SDAP zog eine gewisse Anzahl von deren Mitgliedern zur MLLF. Gegenüber der kommunistischen Partei wurde nicht die gleiche Politik verfolgt. *»Der Stalinismus ist der Faschismus in seiner schlimmsten Form«*, hieß es.[53]

Es bleibt festzuhalten, daß die MLLF sich in ihren Bulletins nicht über den Klassencharakter der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien äußerte. Ihre Propaganda in Richtung auf diese Parteien, besonders im Hinblick auf die SDAP, zeigte, daß

---

51 Die Kommunistische Partei war zwar von der niederländischen Regierung verboten worden, durfte aber unter der Okkupation der deutschen Armee ganz legal bis Ende Juni 1940 ihre Periodika »Volksdagblad« und »Politik en Cultuur« veröffentlichen.

52 Wim Bot, Tegen fascisme, kapitalisme, een oorlog, a.a.O., S.25. Ein Teil der SDAP unterstützte das deutsche Lager und arbeitete mit ihm zusammen, so die »Troelstrabeweging« (Die Bewegung Troelstras, des ehemaligen Vorsitzenden der SDAP).

53 Ebd., S.31.

sie diese immer noch als Teil der »Arbeiterbewegung« betrachtete. In dieser Hinsicht war die MLLF noch immer die Fortsetzung der RSAP der Vorkriegszeit. Durch ihre Weigerung, weder das Lager der »Demokratie« noch das der UdSSR zu unterstützen, unterschied sie sich jedoch sowohl von den Trotzkisten als auch von den Linkssozialisten. Ihre Handlungsweise sollte sich sowohl gegen die niederländische als auch gegen die deutsche Bourgeoisie richten. Den beiden imperialistischen Fronten setzte die MLLF die »Dritte Front« (»Derde Front«) entgegen, die des Proletariats: *»Die MLL-Front strebt den Aufstand des Proletariats in den Kriegsländern sowie die Verbrüderung von Soldaten und Arbeitern im Kampf gegen die imperialistischen Mächte an, die sie in diesen Krieg hineingezogen haben. Das ist die ›Dritte Front‹, wie sie in den Schriften der MLL-Front propagiert wird.«*[54]

Diese Politik brachte die MLLF dazu, sich Ende des Jahres 1940 mit der »Vonkgroep« zu verbünden, die von Linkssozialisten, darunter vielen Künstlern und Intellektuellen gegründet worden war. Sie wurde – mit der Zustimmung der Zentrale um Sneevliet – von Eddy Wijnkoop geleitet, einem Mitglied der MLLF. Die Gruppe veröffentlichte die illegale Monatszeitschrift »De Vonk« (»Der Funke«) und vertrat die gleichen Standpunkte wie die MLLF.

Diese offene Politik gegenüber anderen Organisationen unterstrich die ganze Zwiespältigkeit in der Orientierung der Organisation sowie ihre Schwierigkeit, als eine autonome internationalistische Strömung aufzutreten. Daß im gleichen Zeitraum die Linkssozialisten vom BRS und die Trotzkisten der GBL eine Fusion mit ihr forderten – was abgelehnt wurde – beweist das nur.[55]

Zwei Ereignisse sollten die politische Weiterentwicklung der MLLF beschleunigen: der Streik vom Februar 1941 und der am 22. Juni 1941 beginnende Krieg zwischen Deutschland und Rußland. Der Streik vom Februar 1941 war ein großer Massenstreik der niederländischen Arbeiter, der sich sowohl gegen die Angriffe auf Juden von seiten niederländischer und deutscher Nationalsozialisten als auch gegen die Deportationen von Arbeitskräften nach Deutschland richtete.

Die Weigerung der MLLF und Sneevliets selbst, die Sowjetunion im imperialistischen Krieg zu unterstützen und der Appell an den revolutionären Defätismus zogen als Reaktion die Entstehung einer trotzkistischen Fraktion in der Organisation nach sich. Nach 1942, als sich trotz der Ausschaltung der Führung durch die Unterdrückung der Gestapo eine neue, am Rätekommunismus orientierte Führung herauskristallisierte, wurde die trotzkistische Strömung verdrängt.

Zu Beginn des Jahres 1942 hatte die MLLF einen langen Weg zurückgelegt. Theoretisch hatte sie mit der alten RSAP gebrochen. Politisch hatte sie die Isolation gewählt, um die revolutionären Prinzipien zu verteidigen. Diese Isolierung führte sowohl innerhalb der MLLF als auch außerhalb, in dem Milieu, das sie beeinflußte, zu unvermeidlichen Spaltungen. Nachdem sich die sympathisierende Gruppe um die Zeitung »De Vonk« nach dem 22. Juni 1941 für eine Unterstützung der Alliierten als dem »kleineren Übel« ausgesprochen hatte, brach man auch mit ihr.[56]

---

54 Vgl. Max Perthus, Henk Sneevliet, a.a.O., S. 430/431.
55 Vgl. Wim Bot, Tegen fascisme, kapitalisme, een oorlog, a.a.O., S.28.
56 Vgl. Ebd., S. 81-84.

Im Frühjahr 1942 wurde die MLLF durch die Repression ihrer Führung beraubt. Außer Stan Poppe wurde die gesamte Führungsebene verhaftet: Sneevliet, Dolleman, Menist, Gerritsen, de Haan-Zwagerman, Koeslag und Schriefer. Sie wurden alle der Sabotage beschuldigt und zum Tode verurteilt. Bevor sie in Amersfoort hingerichtet wurden, sangen sie die Hymne der Sache, der sie ihr Leben geopfert hatten: die »Internationale«.[57]

Die MLLF hatte keine Leitung mehr. Der Kampf gegen den Krieg und für den Internationalismus aber ging weiter. Der »Communistenbond Spartacus« übernahm die Nachfolge der MLLF. Eine neue Seite der kommunistischen Rätebewegung wurde aufgeschlagen.

III. Der »Communistenbond Spartacus« und die »Rätesträmung« (1942 – 1950)

a) Die Entstehung des »Communistenbond Spartacus« und seine Entwicklung 1942 – 1945

Die Entwicklung der MLLF zu internationalistischen Positionen der Nichtverteidigung der UdSSR mit entsprechenden Verweisen auf einen Kampf zweier imperialistischer Blöcke, ohne dabei auf die unterschiedlichen Etiketten – »Demokratie«, Faschismus, »Kommunismus« – einzugehen, ist eine atypische Entwicklung. Hervorgegangen aus der RSAP und linkssozialistisch orientiert, entwickelte sich die MLLF zu rätekommunistischen Positionen. Diese Orientierung läßt sich vor allem durch die starke Persönlichkeit Sneevliets erklären, der trotz seines bereits fortgeschrittenen Alters noch in der Lage war, sich politisch weiterzuentwickeln und der auf persönlicher Ebene nichts mehr zu verlieren hatte.[58] Eine so tiefgreifende politische Umorientierung läßt sich nur mit der ebenso atypischen Entwicklung der Gruppe um Grandizo Munis (1911-1989) und der »Revolutionären Kommunisten Deutschlands« (RKD) vergleichen.[59]

Am Ende des Sommers 1942 begann die Gruppe, die etwa fünfzig aktive Mitglieder umfaßte, mehr oder weniger regelmäßig ein vervielfältigtes Bulletin mit dem Titel »Spartacus« herauszugeben. Es war das Organ des »Communistenbond Spartacus«. Man veröffentlichte mehrere kleine Broschüren, die ein weitaus höheres theoretisches

57 Sneevliet und seine Genossen waren aufgrund einer Denunziation eines ehemaligen, zum Nationalsozialismus übergelaufenen Mitglieds der OSP und der Zentrale festgenommen worden. Sneevliet hielt vor dem deutschen Gericht eine politische Rede, in der er den Nationalsozialismus und den Stalinismus angriff und den nationalistischen Widerstand der Oranier verurteilte. Er berief sich auf Marx, Lenin und Luxemburg und wies die vom deutschen Militärgericht gegen ihn erhobene Anklage wegen »Sabotage« zurück.

58 Von den beiden Söhnen Sneevliets beging der eine Selbstmord, während der andere in Spanien als Mitglied der Milizen der POUM starb.

59 Die Gruppe um Grandizo Munis, der während des Krieges nach Mexiko ins Exil ging, vertrat internationalistische Positionen der Nichtverteidigung der UdSSR. Die ebenfalls aus dem Trotzkismus hervorgegangenen »Revolutionären Kommunisten Deutschlands« (RKD), die sich aus österreichischen und französischen Anhängern zusammensetzten, arbeiteten gegen Ende des Krieges mit der »Fraction française de la Gauche communiste« (»Französischen Fraktion der kommunistischen Linken«) zusammen. Nach und nach orientierten sie sich zum Anarchismus, um 1948/1949 endgültig zu verschwinden.

Niveau als das der MLLF zeigten. Gegen Ende des Jahres 1944 wurde die Zeitschrift »Spartacus« zu einem monatlichen theoretischen Organ. Daneben wurde von Oktober 1944 bis zum Mai 1945 in Form eines Pamphlets ein Wochenblatt herausgegeben, das über aktuelle Geschehnisse berichtete: »Spartacus – actuele berichten«.

Im Verlaufe von Diskussionen mit ehemaligen Mitgliedern der GIC während des Sommers 1944 orientierte sich schließlich der »Communistenbond Spartacus« definitiv in Richtung Rätekommunismus. Einige Mitglieder des Bundes nahmen Kontakt zu Henk Canne-Meijer, B. A. Sijes, Jan Appel, Theo Maassen und Bruun van Albada auf, um sie zu bitten, in ihrer Organisation zu arbeiten. Diese waren bereit, an theoretischen Diskussionen teilzunehmen; sie wollten jedoch keinesfalls ihre eigenen Zusammenhänge auflösen, noch direkt Mitglied im »Communistenbond Spartacus« werden.[60] Sie waren noch sehr mißtrauisch gegenüber der neuen, durch eine »leninistische« Tradition gekennzeichneten Organisation und wollten erst abwarten, in welchem Maße sich der »Communistenbond Spartacus« hin zum Rätekommunismus orientierte. Nach und nach nahmen sie – gewissermaßen mit dem Status von »Gästen« – an redaktionellen Aktivitäten und sonstigen Unternehmungen teil.[61] Sie vermieden es, in organisatorischen Fragen des »Communistenbond Spartacus« Partei zu ergreifen und beteiligten sich nicht an Versammlungen, wenn solche Fragen behandelt wurden. Erst nachdem man theoretische und politische Übereinstimmungen festgestellt hatte, wurden sie Anfang 1945 Vollmitglieder der Organisation. Theo Maassen und Bruun van Albada wurden Mitglieder des Politischen Ausschusses des »Communistenbond Spartacus«.

Ein Ergebnis des politischen Reifungsprozesses des »Communistenbond Spartacus« war die im August 1944 veröffentlichte Broschüre »De Strijd om de macht« (»Der Kampf um die Macht«). In dieser Broschüre sprach man sich gegen jedwede parlamentarischen oder gewerkschaftlichen Aktivitäten aus und befürwortete die Bildung neuer proletarischer, antigewerkschaftlicher und im spontanen Kampf entstandener Organe, der Fabrikräte, als Basis zur Bildung von Arbeiterräten. Man konstatierte, daß die Veränderungen in der kapitalistischen Produktionsweise strukturelle Veränderungen innerhalb der Arbeiterklasse nach sich zogen und setzte dementsprechend neue, dem Entstehen einer »neuen Arbeiterbewegung« entsprechende Organisationsformen der Arbeiter auf die Tagesordnung.

Es war unvermeidlich, daß die Orientierung des »Communistenbond Spartacus« hin zu einer zentralisierten Organisation sowie die der theoretischen Reflexion in Form von Auseinandersetzungen und Bildungslehrgängen zugemessene Bedeutung die aktivistischsten Elemente der Organisation nicht zufriedenstellten. Diese – um Toon van den Berg gruppiert – bewahrten den alten syndikalistisch-revolutionären Geist des NAS. Im

---

60 Für den Historiker der Fusion von ehemaliger GIC und »Communistenbond Spartacus« gibt ein in der Zeitschrift »Le Prolétaire« abgedruckter Brief Canne-Meijers vom 30. Juni 1946 nützliche Hinweise. 1944 schrieb Canne-Meijer einen Diskussionstext über die Arbeiterdemokratie: »Arbeidersdemocratie in de bedrijven«, Amsterdam 1944. Bruun van Albada veröffentlichte in »Spartacus«, Nr. 1 vom Januar 1945 eine Studie über die marxistische Methode (»Het marxisme als methode van onderzoek«).

61 *»Sie waren nur ›Gäste‹,«* schrieb Canne-Meijer in demselben Brief, *»die die Arbeit gemeinsam mit den Genossen vom Bund erledigten, aber sie hielten sich von jeder organisatorischen Einmischung fern.«*

proletarischen Milieu Rotterdams stark vertreten, hatten sie während der Hafenarbeiterstreiks im Juli 1945 eine im Kampf entstandene »autonome« Sektion des »Eeinheidsvakbond« (EVB) gegründet. Bezeichnenderweise hatte es der »Communistenbond Spartacus« während seines Kongresses vom 24. – 26. Dezember 1945 akzeptiert, im Rahmen des EVB zu arbeiten. Da man Aktivitäten der Organisation innerhalb der Gewerkschaften, die man als Anhängsel des Staates verstand, jedoch grundsätzlich verurteilte, blieb die Position gegenüber den Gewerkschaften auf einer rein theoretischen Ebene. Als Toon van den Berg und seine Mitstreiter während des Kongresses den Bund verließen, verfolgten sie ihre Logik der »taktischen« Beteiligung an sogenannten »unabhängigen« Gewerkschaften bis zu letzten Konsequenz.[62]
Die eher anarchistischen Mitglieder des »Communistenbond Spartacus« störten sich an der für die politische Arbeit erforderlichen Zentralisierung. Hinsichtlich der Wochenzeitschrift »Spartacus« entwickelte sich innerhalb der Organisation ein tiefer Konflikt. Einige, von einem Teil der Endredaktion – dem Redaktionsausschuß – unterstützte Mitglieder hielten den Stil der Zeitschrift für *»einen journalistischen Stil«*.[63] Sie wollten, daß die Zeitschrift das Produkt aller Mitglieder und nicht bloß das eines politischen Organs sein sollte. Im März 1946 erreichte der Konflikt mit der Spaltung zwischen dem Politischen Ausschuß, dessen Sekretär Stan Poppe war, und dem Ausschuß der Endredaktion seinen Höhepunkt. Das Ergebnis war, daß hinsichtlich der politischen Auswahl der Artikel, jedoch nicht hinsichtlich des Stils, der der Redaktion überlassen blieb, *»die Endredaktion dem Politischen Ausschuß unterstellt«* wurde.[64] Der Politische Ausschuß verteidigte das zentralistische Prinzip in der gemeinsamen Arbeit der beiden Organe. Die Endredaktion dagegen hielt dessen Mandat nur gegenüber der Mitgliederversammlung des »Communistenbond Spartacus« für gültig. Sie stützte sich dabei auf die jungen Mitglieder, welche die Zeitschrift zum Organ aller machen wollten, während die Mehrheit des Politischen Ausschusses und ganz besonders Stan Poppe das Prinzip der politischen Kontrolle der Artikel verteidigten. In der Konsequenz konnte die Redaktion somit nichts anderes als eine »Unterabteilung« des Politischen Ausschusses sein. Die Beteiligung der Mitglieder an der Redaktion erfolgte nach dem Prinzip der »Arbeiterdemokratie« und nicht nach dem Prinzip des »demokratischen Zentralismus«, der in den Organisationen »alten Stils« überwog.[65] Es ging nicht – diesen Vorwurf erhob die Mehrheit der Redaktion und der Mitglieder in Amsterdam – um eine »Kompromißpolitik«, sondern um eine praktische Form der gemeinsamen Arbeit beider Ausschüsse, die sich auf die Kontrolle und Mitwirkung aller Mitglieder der Organisation stützte.

---

62 Zu Toon van den Berg (1904-1977) vgl. den Artikel des »Spartacusbond«, in: »Spartacus«, Nr.2, Februar/März, 1978.

63 »Uit eigen kring«, Nr. 2, März 1946: »Nota van de politike commissie« (»Notizen des politischen Ausschusses«).

64 Vgl. ebd.

65 Zur gleichen Zeit, als die Zentralismusfrage wieder aktuell wurde, kam es zu Spannungen zwischen »akademischen« Anhängern und Militanten, die ein Mehr an Propaganda wünschten. Diese, wie Johan van Dinkel, beschworen das Risiko des »Communistenbond Spartacus«, *»ein theoretischer Studienclub«* zu werden. Vgl. »Uit eigen kring«, Nr. 2, März 1946, »Waar staat de Communistenbond? Theoretisch Studieclub of wordende Party?« (»Wohin geht der Kommunistenbund? Studienclub oder werdende Partei?«).

Diese konfuse Auseinandersetzung, in der sich persönliche Widersprüche und partikulare Ausschußinteressen vermischten, brachte das Problem der Zentralisation auf die Tagesordnung. Die anfängliche Nichtunterscheidung zwischen der in den Politischen Ausschuß integrierten Redaktion und dem Politischen Ausschuß selbst verschlimmerte die Angelegenheit nur. Diese schwere Krise der Organisation schlug sich im Ausscheiden vieler aktiver Anhänger nieder und anstatt sich durchzusetzen, wurden die Zentralisierungbestrebungen im »Communistenbond Spartacus« im Laufe des Jahres 1946 zunehmend verschwommener.
Faktisch jedoch stärkte das Ausscheiden der aktivistischsten Teile die politische Klarheit der Organisation, die sich nunmehr deutlicher vom sie umgebenden politischen Milieu abhob. So verließen im Sommer 1946 diejenigen Mitglieder die Organisation, die bei den Wahlen für die Kommunistische Partei gestimmt hatten. Das gleiche galt für die Mitglieder der Sektion von Deventer, die mit den Trotzkisten des »Comité van Revolutionaire Marxisten« (CRM) Kontakt aufgenommen hatten, um eine entristische Arbeit in der niederländischen Kommunistischen Partei zu verfolgen.[66]
Diese Krisen und Trennungen stellten tatsächlich eine Wachstumskrise des »Communistenbond Spartacus« dar, der durch »Läuterung« an politischer Klarheit gewann. In den Jahren 1945 und 1946 wurden verschiedene theoretische Probleme diskutiert, die während der Zeit der Untergrundarbeit ungelöst geblieben waren: die russische, die nationale und die Gewerkschaftsfrage. Die Frage der Arbeiterräte, des Klassenkampfs in der Nachkriegszeit, der Barbarei und der Wissenschaft und der Charakterisierung der dem Zweiten Weltkrieg folgenden Periode wurden auf dem Hintergrund der Beiträge von Pannekoek aufgegriffen.

b) Politische Bilanz und internationale Kontakte

Auf diese Weise näherten sich im Zeitraum von zwei Jahren (1945 – 1947) die theoretischen Konzeptionen des »Communistenbond Spartacus« zunehmend den »Rätetheorien« der GIC und Pannekoeks an, obwohl dieser niemals aktiver Anhänger des »Communistenbond Spartacus« wurde.[67]
Viele Faktoren lassen sich heranziehen, um den scharfen Kontrast zwischen dem »Communistenbond Spartacus« von 1945 und dem von 1947 zu erklären. Zuerst einmal hatte der Zustrom an aktiven Anhängern nach dem Mai 1945 den Eindruck erweckt, eine neue revolutionäre Periode würde sich ankündigen. Im »Communistenbond Spartacus« glaubte man, auf den Krieg würde unweigerlich die Revolution folgen. Der Ausbruch von gegen die Gewerkschaften geführten wilden Streiks in Rotterdam im Juni 1945 bestärkte die Mitglieder in ihren Hoffnungen. Mehr noch, in der Organisation glaubte man nicht an die Möglichkeit eines Wiederaufbaus der Weltwirtschaft. Im August 1945 ging man davon aus, daß *»die kapitalistische Periode der Geschichte der*

66 Vgl. das Rundschreiben vom 17. August 1946, das die mündlichen Beiträge des nationalen Politischen Ausschusses vom 14. Juli enthält. Stan Poppe, Bertus Nansink, van Albada, Jan Vastenhouw und Theo Maassen sprachen über den Zustand der Organisation.

67 Pannekoek hatte nur mit einzelnen ehemaligen Mitgliedern der GIC Kontakt, und zwar mit Canne-Meijer und B.A. Sijes.

Menschheit sich ihrem Ende nähert«[68] und wurde darin von Pannekoek noch bestärkt: *»Wir sind heute«*, so schrieb er, *»Zeugen des beginnenden Zusammenbruchs des Kapitalismus als ökonomisches System.«*[69]

Bald jedoch, mit dem Beginn des Wiederaufbaus, mußte man erkennen, daß weder die Revolution noch der wirtschaftliche Zusammenbruch zu erwarten waren. Trotzdem blieben der »Communistenbond Spartacus« und Pannekoek weiterhin von der historischen Perspektive des Kommunismus überzeugt; sicherlich, *»ein großer Teil des Wegs in Richtung Barbarei (war) durchlaufen, aber der andere Weg, der Weg zum Sozialismus (blieb) offen«.*[70]

Der Beginn des kalten Krieges ließ den »Communistenbond Spartacus« über den historischen Verlauf der Nachkriegszeit unschlüssig werden. Auf der einen Seite dachte man, wie Pannekoek, daß die Nachkriegszeit dem amerikanischen Kapital mit dem Wiederaufbau und der Entkolonialisierung, insbesondere im Hinblick auf die Rüstungswirtschaft, neue Märkte öffnete. Auf der anderen Seite erschien jeder Streik als eine »Revolution im kleinen«. Obwohl die Streiks zunehmend im Kontext des Zusammenpralls der Blöcke abliefen, hieß es in der Zeitschrift »Spartacus«, daß *»es der Klassenkampf ist, der einen Dritten Weltkrieg vorbereitet«.*[71]

Die erwartete Revolution trat – in einer für die damaligen Revolutionäre zutiefst deprimierenden Phase – nicht ein. Die moralische Autorität von Pannekoek und Canne-Meijer wirkte sich zunehmend zugunsten einer Rückkehr zu den in der ehemaligen GIC vorherrschenden Arbeitsweisen aus. Im Frühjahr 1947 begann die Kritik sich auf die Parteikonzeption zu konzentrieren. Die ehemaligen Mitglieder der GIC befürworteten eine Rückkehr zur Struktur der »Studien- und Arbeitsgruppen«. Tatsächlich war diese Rückkehr bereits 1946 vorbereitet worden, als der »Communistenbond Spartacus« Canne-Meijer aufgefordert hatte, die Verantwortung für die Herausgabe einer Zeitschrift in Esperanto (»Klasbatalo«) und damit die Bildung einer Esperanto-Gruppe zu übernehmen.[72]

Tatsächlich bildeten sich innerhalb des »Communistenbond Spartacus« einzelne Gruppen; die aktiven Anhänger der Organisation tendierten zunehmend dahin, sich als Summe von Individuen im Dienste der Arbeiterkämpfe zu begreifen. Trotz der nicht revolutionären Stimmungslage, die er später anerkennen sollte, war der »Communi-

---

68 »Het zieke Kapitalisme« (»Der kranke Kapitalismus«), in: Maandblad Spartacus, Nr. 8, August 1945.

69 Anton Pannekoek, De Arbeidersraden, Amsterdam 1946, hier zitiert nach der französischen Übersetzung »Les conseils ouvriers«, Paris 1974, S. 419. Dieser behauptete Zusammenbruch des Kapitalismus stand in Widerspruch zu einer anderen These des Buches, derzufolge der Kapitalismus mit der Entkolonialisierung einen neuen Aufschwung erlebte: *»Wenn er einmal die Hunderte Millionen von Menschen in seinen Herrschaftsbereich einbezieht, die sich auf den fruchtbaren Böden Indiens und Chinas zusammendrängen, hat der Kapitalismus seine wesentliche Arbeit getan.«* (S. 194) Diese letzte Vorstellung erinnert an die Thesen Amadeo Bordigas über den »jugendlichen Kapitalismus«.

70 »Het zieke Kapitalisme«, in: Maandblad Spartacus, Nr. 8, August 1945.

71 »Nog twe jaren« (»Noch zwei Jahre«), in: Spartacus (Weekblad), Nr. 22, 31. Mai 1947.

72 Noch 1951 gab es einen Versuch, die Zeitschrift »Spartacus« in Esperanto zu veröffentlichen. Die Fixierung auf diese von Intellektuellen gesprochene Sprache erklärt die geringen Anstrengungen, die der »Communistenbond Spartacus« unternahm, seine Texte in englischer, deutscher und französischer Sprache zu veröffentlichen.

stenbond Spartacus« nicht isoliert.[73] In den Niederlanden hatte sich die Gruppe »Socialisme van onderop« (»Sozialismus von unten«) mit einer »rätetheoretischen« Tendenz gebildet; aber auch im flämischsprachigen Teil Belgiens hatte man enge Kontakte. 1945 hatte sich dort eine dem Bund sehr nahestehende Gruppe gebildet, welche die Zeitschrift »Arbeiderswil« (»Arbeiterwille«) herausgab. In der Folge nahm diese Gruppe den Namen »Vereniging van Radensocialisten« (»Vereinigung der Rätesozialisten«) an. Die Gruppe erklärte, Anhänger der *»Macht der Räte«* und *»antimilitaristisch«* zu sein; in ihrem föderativen Organisationsprinzip glich sie in vielem dem Anarchismus.[74]

1946 hatte man sich auch bemüht, den Mitgliedern die Positionen der bordigistischen Strömung darzulegen, indem man die Grundsatzerklärung der belgischen Fraktion der »Kommunistischen Linken« übersetzte.[75] Im Juli 1946 begab sich Canne-Meijer nach Paris, um Kontakt mit verschiedenen Gruppen aufzunehmen, darunter mit der aus dem Bordigismus hervorgegangenen »Gauche Communiste de France« (GCF), welche die Zeitschrift »Internationalisme« herausgab. Theo Maassen hatte diese Bemühungen noch fortgesetzt, indem er Kontakte mit dem Milieu der Internationalisten in Frankreich aufnahm. Bemerkenswert ist, daß diese Kontakte von ehemaligen Mitgliedern der GIC geknüpft wurden, und nicht von denen der ehemaligen RSAP, die politische Kontakte nur mit der Gruppe um Georges Vereeken hatten. Da diese Aktivisten aus der kommunistischen Rätebewegung der zwanziger und dreißiger Jahre hervorgegangen waren, hatten sie bereits mit der »bordigistischen« Strömung um die Zeitschrift »Bilan« Bekanntschaft geschlossen.

Der »Communistenbond Spartacus« von 1947 blieb sehr offen für internationale Diskussionen und strebte danach, die ihn einengenden nationalen und sprachlichen Grenzen zu überschreiten: *»Der Bund will auf keinen Fall eine spezifisch niederländische Organisation sein. Im Kontext der Geschichte und des Kapitalismus sind die staatlichen Grenzen für ihn nichts als Hindernisse für die Einheit der internationalen Arbeiterklasse.«*[76]

In diesem Geist ergriff der »Communistenbond Spartacus« die Initiative, eine internationale Konferenz der in Europa existierenden revolutionären Gruppen einzuberufen. Die Konferenz sollte am 25. und 26. Mai 1947 in Brüssel stattfinden. Als Diskussionsgrundlage hatte der »Communistenbond Spartacus« eine Broschüre mit dem Titel »De nieuwe wereld« (»Die neue Welt«) verfaßt, die extra ins Französische übersetzt wurde. Die Einberufung dieser ersten Nachkriegskonferenz der internationalistischen Gruppen

---

73 Das Vorwort zu »Grondbeginselen der communistische productie en distributie« aus dem Jahr 1950 spricht von einer *»sicherlich nicht revolutionären Situation«*; um die Epoche zu kennzeichnen, benutzt man aber auch nicht den Begriff »Gegenrevolution«. Das Vorwort verfolgt zwei Interessen: a) Untersuchung der weltweiten Tendenz zum Staatskapitalismus und seiner Differenzierungen – in Rußland dirigiert der Staat die Wirtschaft, in den USA bemächtigen sich die Monopole des Staates; b) Bejahung der Notwendigkeit des unmittelbaren wirtschaftlichen Kampfes als Grundlage der *»neuen Erfahrungen«*, welche die Keime einer *»neuen Periode«* in sich tragen.

74 Das »Statut provisoire du Vereniging van Radensocialisten« war im April 1947 in »Uit eigen kring«, Nr. 5, veröffentlicht worden.

75 Die von dem Zirkel in Leiden vorgenommene Übersetzung und dessen Kommentare zum »Projet de programme de la Fraction belge« findet man im »bulletin-circulaire« vom 27. August 1947.

76 »Uit eigen kring«, Bulletin der Weihnachtskonferenz, Dezember 1947.

sollte auf bestimmten Auswahlkriterien beruhen. Ohne dies explizit zuzugeben, schloß der »Communistenbond Spartacus« alle trotzkistischen Gruppen wegen ihrer Unterstützung der UdSSR und ihrer Teilnahme an der Résistance aus. Trotzdem waren die Beitrittsbedingungen zur Konferenz sehr weit und vage gefaßt: *»Als wesentlich betrachten wir die Zurückweisung jeder Form des Parlamentarismus und die Vorstellung, daß sich die Massen selbst in ihren Aktionen organisieren sollen und damit ihre eigenen Kämpfe selbst anführen. Im Mittelpunkt der Diskussion steht auch die Frage der Massenbewegung, insoweit die Probleme der neuen kommunistischen (oder kommunitären) Wirtschaft, der Bildung von Parteien oder Gruppen, der Diktatur des Proletariats usw. nur als Konsequenzen dieses vorhergehenden Punkts behandelt werden können. Denn der Kommunismus ist keine Frage der Partei, sondern der Schaffung einer autonomen Massenbewegung.«*[77]

Der »Communistenbond Spartacus« schloß von daher die italienische bordigistische »Partito Comunista Internazionalista« (PCInt) aus, da sie an Wahlen teilnahm. Eingeladen wurde dagegen die autonome Föderation aus Turin, welche die PCInt aufgrund ihrer Divergenzen in der parlamentarischen Frage verlassen hatte, sowie die französische Gruppe um die Zeitschrift »Internationalisme«, die sich vom Bordigismus gelöst hatte. Eingeladen wurden auch die belgischen und französischen bordigistischen Gruppen, die mit der PCInt in parlamentarischen und Kolonialfragen divergierten.

Neben diesen Gruppen, die aus dem Bordigismus hervorgegangen waren oder zu ihm in Opposition standen, hatte der »Communistenbond Spartacus« informelle Gruppen, d.h. einzelne Personen mit anarchistischer Rätetendenz eingeladen, die nur sich selber repräsentierten: aus den Niederlanden »Socialisme van onderop«, aus Belgien die »Vereniging van Radensocialisten«, aus der Schweiz die Rätegruppe »Klassenkampf« und aus Frankreich die revolutionären Kommunisten um die Zeitschrift »Le Prolétaire«.[78]

Daß die »Fédération anarchiste française« eingeladen worden war, wurde von der Gruppe um die Zeitschrift »Internationalisme«, die für strenge Tagungskriterien eintrat, heftig kritisiert. Um die internationalistische Orientierung der Konferenz zu betonen, sollten die offiziellen anarchistischen Bewegungen, die am Krieg in Spanien und später an der Widerstandsbewegung in Frankreich teilgenommen hatten, ausgesondert werden. Die Gruppe »Internationalisme« bestimmte vier Auswahlkriterien für Gruppen, die an einer internationalistischen Konferenz teilnehmen sollten:

– die Zurückweisung des Trotzkismus, der sich *»als politischer Körper außerhalb des Proletariats ansiedelt«*;

– die Zurückweisung der offiziellen anarchistischen Strömung *»wegen der Teilnahme ihrer spanischen Genossen an der kapitalistischen Regierung in den Jahren 1936 bis 1938«*; ihrer Teilnahme *»unter dem Etikett des Antifaschismus zuerst am imperialisti-*

---

77 Zit. nach »Spartakus«, Nr. 1, Oktober 1947: »Die internationale Versammlung in Brüssel, Pfingsten 1947«. »Spartakus« war das Organ der RKD, die mit der französischen Gruppe »Le Prolétaire« (Communistes-Révolutionnaires) verbunden war.

78 Berichte über die Konferenz finden sich in der bereits zitierten Nummer des »Spartakus« sowie in »Internationalisme« Nr. 23, 15. Juni 1947: »Lettre de la GCF au Communistenbond ›Spartacus‹«; »Une conférence internationale des groupements révolutionnaires« und Nr. 24, 15. Juli 1947: »Rectificatif«.

schen Krieg in Spanien«, sodann *»am französischen Widerstand«* wegen hätte diese Strömung *»keinen Platz in einer Sammlungsbewegung des Proletariats«*;
– die allgemeine Zurückweisung aller Gruppen, *»die in der einen oder anderen Weise tatsächlich am imperialistischen Krieg von 1939 bis 1945 teilgenommen haben«*;
– die Anerkennung der historischen Bedeutung des Oktober 1917 als *»fundamentales Kriterium jeder Organisation, die sich auf das Proletariat beruft«*.
Diese vier Kriterien *»markieren nur die Klassengrenzen, die das Proletariat vom Kapitalismus trennen«*. Trotzdem zog der »Communistenbond Spartacus« seine Einladung an die Gruppe um die Zeitschrift »Libertaire« (»Fédération anarchiste française«), die ihre Teilnahme zusagte, aber nicht kam, nicht zurück. Der »Communistenbond Spartacus« mußte de facto anerkennen, daß Antiparlamentarismus und Anerkennung der autonomen Massenorganisation unscharfe Auswahlkriterien waren.
In dieser Hinsicht konnte die internationale Konferenz nur eine Möglichkeit der Kontaktaufnahme zwischen den neuen Gruppen, die nach 1945 entstanden waren, und den internationalistischen Gruppen der Vorkriegszeit, die in ihren jeweiligen Ländern zur Isolation verurteilt waren, bieten. Sie konnte auf keinen Fall ein neues Zimmerwald darstellen, wie es die Gruppe »Le Prolétaire« vorschlug, sondern nur die Gelegenheit politischer und theoretischer Konfrontationen bieten, die ihre *»organische Existenz«* und *»ihre ideologische Entwicklung«* zum Ausdruck brachten.
Wie die Gruppe »Internationalisme« richtig bemerkte, eröffnete der internationale Kontext der Konferenz keine Möglichkeiten einer revolutionären Erneuerung. Die Konferenz fiel in eine Periode, in der *»das Proletariat eine vernichtende Niederlage erlitten hatte, die weltweit eine reaktionäre Entwicklung anzeigte«*. Es ging also darum, die Rahmenbedingungen einer permanenten politischen Diskussion zu schaffen, die es den schwachen Gruppen ermöglichte, den zerstörerischen Auswirkungen dieser reaktionären Entwicklung zu entgehen.
Dies war auch die Ansicht der ehemaligen GIC-Mitglieder des »Communistenbond Spartacus«. Und es war auch kein Zufall, daß zwei ehemalige Mitglieder der GIC (Canne-Meijer und Willem) an der Konferenz teilnahmen, und kein Führungsmitglied des »Communistenbond Spartacus«. Die ehemaligen RSAP-Mitglieder blieben trotz der Tatsache, daß der »Communistenbond Spartacus« einen »Ausschuß für internationale Kontakte« eingesetzt hatte, sehr lokal orientiert.
Allgemein gesprochen herrschte zwischen den verschiedenen eingeladenen Gruppen, von denen viele eine politische Konfrontation scheuten, ein großes Mißtrauen. So nahmen weder die französiche Fraktion der Bordigisten noch die Gruppe »Socialisme van onderop« an der Tagung teil. Von der belgischen Fraktion der Bordigisten nahm nur Lucain als Einzelperson teil. Als einzige hatten schließlich »Internationalisme« und die autonome bordigistische Föderation von Turin eine offizielle Delegation geschickt. Was die Teilnehmer der ehemaligen GIC betraf, die schon im »Communistenbond Spartacus« uneinig waren, so repräsentierten sie nur sich selbst. Sie hegten eine gewisse Abneigung gegenüber der Gruppe »Internationalisme«, der sie vorwarfen, *»sich in endlosen Diskussionen über die russische Revolution zu verlieren«*.[79]

79 Bericht über ein Treffen mit den französischen Gruppen RKD und »Internationalisme« im August

Den Vorsitz der Konferenz hatten Willem, Marc Chirik (1907-1990), Mitglied der Gruppe »Internationalisme«, und ein alter belgischer Anarcho-Kommunist inne, der seit sechzig Jahren aktiv war und während des Internationalen Sozialistenkongresses in Brüssel im Jahre 1891 noch Friedrich Engels kennengelernt hatte. Die Konferenz endete schließlich mit der Feststellung großer Gemeinsamkeiten.

– Die Mehrheit der Gruppen verwarf die Theorien James Burnhams über die »Managergesellschaft« und die unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten des kapitalistischen Systems. Die historische Periode wäre vielmehr die *»des absteigenden Kapitalismus und der permanenten Krise, die ihren strukturellen und politischen Ausdruck im Staatskapitalismus«* fände.

– Die anwesenden Anarchisten ausgenommen, stimmten die Rätekommunisten und die aus dem Bordigismus kommenden Gruppen über die Notwendigkeit einer Organisation der Revolutionäre überein. Trotzdem sahen sie im Unterschied zu ihrer Konzeption von 1945 in den Parteien eine Sammlung von Individuen, die Träger einer proletarischen Wissenschaft waren: *»Die neuen revolutionären ›Parteien‹ sind damit Träger oder Laboratorien der proletarischen Erkenntnis.«* Indem sie die Konzeption Pannekoeks über die Rolle der Individuen aufgriffen, bestätigten sie, daß es *»zuerst die Individuen sind, die ein Bewußtsein neuer Wahrheiten haben«.*

– Die Mehrheit der Teilnehmer unterstützte den Beitrag Marc Chiriks von der Gruppe »Internationalisme«, demzufolge weder die trotzkistische noch die anarchistische Strömung einen Platz *»auf einer Tagung revolutionärer Gruppen«* hätten.[80] Nur die Vertreter des »Prolétaire«, eine Gruppe, die sich in der Folge zum Anarchismus hin entwickeln sollte, machte sich zum Verteidiger der Einladung nicht offizieller oder »linker« Tendenzen dieser Strömungen.

– Die anwesenden Gruppen wiesen jede gewerkschaftliche oder parlamentarische »Taktik« zurück. Das Schweigen der oppositionellen bordigistischen Gruppen war Ausdruck ihrer Ablehnung der Positionen der italienischen bordigistischen Partei.

Es ist von Bedeutung, daß diese wichtigste Konferenz internationalistischer Gruppen in der Nachkriegszeit Organisationen zusammenbrachte, die aus den bordigistischen und rätekommunistischen Strömungen stammten. Dies war in den vierziger Jahren der erste und letzte Versuch einer politischen Konfrontation. In den dreißiger Jahren war ein solcher Versuch vor allem wegen der großen Isolierung dieser Strömungen und wegen ihrer unterschiedlichen Haltungen zum spanischen Bürgerkrieg unmöglich gewesen. Die Konferenz von 1947 erlaubte im wesentlichen eine Abgrenzung gegenüber den trotzkistischen und anarchistischen Strömungen in Fragen des Krieges und des Antifaschismus. Sie spiegelte auf konfuse Weise das gemeinsame Gefühl wieder, daß der beginnende kalte Krieg einen sehr kurzen Zeitraum von zwei Jahren, in dem sich neue Organisationen entwickelt hatten, abschloß und einen Zerfallsprozeß der militanten Kräfte einleitete, falls diese nicht bewußt ein Minimum an politischen Kontakten bewahrten.

Am Schluß der Konferenz wurden weder praktische Entscheidungen gefällt noch gemeinsame Resolutionen beschlossen. Nur die ehemaligen Mitglieder der GIC und die

---

1946. Vgl. »Uit eigen kring«, Nr. 4, April 1947.

80 Zit. nach »Internationalisme«, Nr. 23, 15. Juni 1947.

Gruppe »Internationalisme« sprachen sich dafür aus, weitere Konferenzen abzuhalten. Dieser Plan konnte nicht mehr realisiert werden, da am 3. August 1947 die meisten Ehemaligen der GIC aus dem »Communistenbond Spartacus« austraten.[81] Mit Ausnahme von Theo Maassen und Jan Appel, welche die Abspaltung als ungerechtfertigt verurteilten, hielten sie ihre Divergenzen für zu wichtig, um weiterhin im »Communistenbond Spartacus« zu bleiben. Denn dieser hatte in der Tat beschlossen, nach Art der »Betriebsorganisationen« der KAPD auf künstliche Weise eine »Internationaale Federatie von Bedrijvskernen« (»Internationale Föderation von Betriebszellen«, IFBK) zu schaffen. Die tiefere Ursache der Spaltung lag jedoch in der Fortsetzung der militanten und organisierten Aktivitäten in den Arbeiterkämpfen. Die ehemaligen Mitglieder der GIC wurden von den aktiven Anhängern des »Communistenbond Spartacus« beschuldigt, die Organisation in einen *»theoretischen Studienkreis«* verwandeln zu wollen und damit die unmittelbaren Kämpfe der Arbeiter zu verneinen: *»Der Standpunkt dieser alten Genossen* (der GIC) *war, daß der Spartakusbund in den Kampf der Arbeiter, wie er sich gegenwärtig darstellt, nicht eingreifen sollte, obwohl er an Parolen wie ›die Produktion in die Hand der Fabrikorganisation‹, ›alle Macht den Arbeiterräten‹ und ›für eine kommunistische Produktion auf der Grundlage einer von der mittleren Arbeitszeit abhängigen Kostenrechnung‹ festhielt. Die Propaganda des Spartakusbundes muß in ihren Prinzipien unverfälscht sein, und wenn die Massen gegenwärtig nicht daran interessiert sind, so wird sich das ändern, wenn die Massenbewegungen wieder zu revolutionären Massenbewegungen werden.«*[82] Es stellte eine Ironie der Geschichte dar, daß die Ehemaligen der GIC die gleichen Argumente wieder aufgriffen wie sie die von Herman Gorter repräsentierte Essener Richtung der KAPD in den zwanziger Jahren vertreten hatte, gegen die sich die GIC im Jahr 1927 gegründet hatte. Weil man damals die aktive Intervention in die ökonomischen Kämpfe befürwortet hatte – dies entsprach der Position der Berliner Richtung der KAPD –, war man dem schnellen Auflösungsprozeß der Anhänger Gorters entkommen. Diese waren entweder politisch verschwunden oder hatten sich zu trotzkistischen oder linkssozialistischen »antifaschistischen« Positionen hinbewegt, um schließlich an der niederländischen Widerstandsbewegung teilzunehmen: Frits Kief, Bram Korper und Barend Luteraan – Leiter der ›Gorterschen‹ Richtung – hatten diesen Weg eingeschlagen.[83]

Henk Canne-Meijer, B.A. Sijes und ihre Anhänger waren noch einige Zeit politisch aktiv, nachdem sie im Herbst 1947 eine »Groep van Radencommunisten« (»Gruppe der

81 Rundschreiben vom 10. August 1947: »De splijting in de Communistenbond ›Spartacus‹ op zontag 3 augustus 1947«. Zit. nach: Die Linke gegen die Parteiherrschaft. Herausgegeben und eingeleitet von Frits Kool, Olten und Freiburg im Breisgau 1970, S.626.

82 »De plaats van Spartacus in de klassen strijd« (»Die Stellung von Spartacus im Klassenkampf«), in: Uit eigen kring, Sondernummer, Dezember 1947.

83 Frits Kief hatte, nachdem er von 1930-1932 Sekretär der KAPN gewesen war, zusammen mit Korper die Gruppe »De Arbeidersrad« gegründet, die sich nach und nach zu trotzkistischen und antifaschistischen Positionen hin entwickelte. Während des Krieges nahm Frits Kief am niederländischen Widerstand teil; nach dem Krieg wurde er Mitglied der »Partij de Arbeid« und schließlich zum Vorsänger des »jugoslawischen Sozialismus«. Bram Korper und sein Neffe kehrten zur Kommunistischen Partei zurück. Barend Luteraan (1878-1970), der – mehr noch als der bereits erkrankte Gorter – der Gründer der KAPN gewesen war, ging den gleichen Weg wie Frits Kief.

Rätekommunisten«) gebildet hatten. Sie wollten trotz allem insbesondere mit der Gruppe »Internationalisme« internationale Kontakte aufrechterhalten. In Hinblick auf eine – niemals stattgefundene – Konferenz gaben sie im November 1947 ein »Bulletin d'information et de discussion internationales« heraus, das nur in einer Nummer erschien.[84] Nachdem sie 1948 3 Nummern der Zeitschrift »Radencommunisme« herausgegeben hatte, löste sich die Gruppe auf. Canne-Meijer verfiel in größten Pessimismus hinsichtlich der revolutionären Natur des Proletariats und begann, am theoretischen Wert des Marxismus zu zweifeln.[85] B.A. Sijes widmete sich seiner Arbeit als Historiker des »Streiks vom Februar 1941« und gehörte schließlich einem »Comité international de recherche des criminels de guerre nazis« an, was ihn 1962 in Jerusalem zum Zeugen im Prozeß gegen Eichmann machte.[86] Bruun van Albada, der den Ehemaligen der GIC bei der Abspaltung nicht gefolgt war, erklärte, nachdem er zum Leiter der astronomischen Beobachtungsstation in Bandoeng (Indonesien) berufen worden war, daß er *»kein Vertrauen mehr in die Arbeiterklasse«* setze.[87]
Außerhalb jeder organisierten militanten Aktivität stehend, wiesen schließlich die meisten Anhänger der GIC jedes revolutionäre marxistische Engagement zurück. Nur Theo Maassen, der Mitglied des »Communistenbond Spartacus« blieb, hielt an seinem Engagement fest.

c) Die Rückkehr zu den Positionen der GIC

Daß die Spaltung – nach Meinung Theo Maassens – ungerechtfertigt war, sollte die Entwicklung des »Communistenbond Spartacus« am Ende des Jahres 1947 anläßlich der Weihnachtskonferenz zeigen. Diese Konferenz stellte eine entscheidende Etappe in der Geschichte des »Communistenbond Spartacus« dar. Die Organisationskonzeption der GIC setzte sich vollständig durch und die Positionen von 1945 über die Partei wurden aufgegeben. Es war der Beginn einer Entwicklung hin zu einer vollendeten Rätetheorie, die schließlich gewissermaßen zum Verschwinden des »Communistenbond Spartacus« führen sollte.
Der »Communistenbond Spartacus« war diesem Verständnis zufolge nicht mehr eine kritische Partei des Proletariats, sondern ein Organismus im Dienst der Klassenkämpfe: *»Der Bund und seine Mitglieder wollen der kämpfenden Arbeiterklasse dienen.«*[88] Die von Marx herrührende und noch 1945 in den Thesen zur Partei aufgegriffene Unter-

84 Die technische Vorbereitung dieser Konferenz (Bulletins) wurde von der Gruppe »Groep van Radencommunisten« geleistet. In einem im Oktober 1947 geschriebenen Brief präzisierte die Gruppe »Internationalisme«, daß eine zukünftige Konferenz nicht *»auf bloß affektiver Grundlage«* stattfinden könnte und den Dilletantismus in Diskussionen zurückweisen müßte.

85 Zur Entwicklung von Canne-Meijer vgl. seinen Text aus den fünfziger Jahren: »Le socialisme perdu«, der in der »Revue internationale« der »Courant Communiste Internationale« (»Internationalen Kommunistischen Strömung«), Nr. 37, 1984 veröffentlicht wurde.

86 Trotzdem leistete B.A. Sijes (1908-1981) in den sechziger und siebziger Jahren Beiträge zur kommunistischen Rätebewegung, indem er Vorworte zu Neueditionen der Werke Pannekoeks verfaßte. Die Herausgabe von Pannekoeks »Herinneringen« (Amsterdam, 1982) war seine letzte Arbeit.

87 Bruun van Albada (1912-1972) hörte zwar mit der militanten Arbeit auf, übersetzte jedoch zusammen mit seiner Frau Pannekoeks »Lenin als Philosoph« ins Niederländische.

88 Dieses Zitat und die folgenden stammen aus »Spartacus. Eigen werk, organisatie en propaganda«, in: Uit eigen kring, Sondernummer, Dezember 1947.

scheidung von Kommunisten und Proletariern verschwand: *»Der Bund muß eine Organisation von Arbeitern sein, die selbständig denken, selbständig Propaganda machen, selbständig streiken, sich selbständig organisieren und sich selbst verwalten.«*
Trotzdem war diese Entwicklung insofern nicht konsequent, als man der Organisation eine unerläßliche Funktion im Verhältnis zur Arbeiterklasse zusprach: *»Der Bund liefert einen unerläßlich Beitrag zum Kampf. Er ist eine Organisation von Kommunisten, die sich bewußt sind, daß die Geschichte jeder Gesellschaft bis heute eine Geschichte des Klassenkampfes gewesen ist, die auf der Entwicklung der Produktivkräfte beruht.«*
Ohne jedoch das Wort »Partei« zu benutzen, sprach sich der »Communistenbond Spartacus« für eine Umgruppierung der revolutionären Kräfte auf internationalem Niveau aus: *»Der Bund erachtet es... als wünschenswert, daß sich die Avantgarde, die in der gesamten Welt die gleiche Orientierung hat, in einer internationalen Organisation neu gruppiert.«*
Die auf der Weihnachtskonferenz getroffenen organisatorischen Maßnahmen standen im Widerspruch zu diesem Umgruppierungsprinzip, das nur realisiert werden konnte, wenn der politische und organisatorische Zentralismus der Organisation beibehalten wurde. Der »Communistenbond Spartacus« hörte jedoch auf, eine zentralisierte Organisation mit Statuten und ausführenden Organen zu sein. Er wurde eine Föderation von Arbeits-, Studien- und Propagandagruppen. Die lokalen Sektionen (oder »Zellen«) waren autonom, ohne eine andere Bindung als die einer spezialisierten »Arbeitsgruppe« im Beziehungsgeflecht zwischen den lokalen Gruppen und dem internen Bulletin »Uit eigen Kring« (»Aus unserem Kreis«). Es gab so viele Arbeitsgruppen wie es zu erfüllende Funktionen gab: Redaktion, Korrespondenz, Verwaltung, das Verlagshaus »De Vlam«, internationale Kontakte, »wirtschaftliche Aktivitäten«, die mit der Gründung der IFBK verbunden waren.
Diese Rückkehr zum föderalistischen Prinzip der GIC führte auf theoretischem Terrain zu einer zunehmend »rätetheoretischen« politischen Entwicklung. Die »Rätebewegung« weist zwei Charakteristika auf: Die geschichtliche Periode seit 1914 wird als eine Ära »bürgerlicher Revolutionen« in unterentwickelten Ländern gekennzeichnet; zum andern wird jede revolutionäre politische Organisation abgelehnt. Diese Entwicklung verlief in den fünfziger Jahren besonders schnell. Daß – gekennzeichnet durch die Neuauflage der »Grundprinzipien kommunistischer Produktion und Verteilung« im Jahr 1950 – eine theoretische Kontinuität mit der GIC bestätigt wurde, bedeutete den Bruch mit den ursprünglichen Prinzipien des »Communistenbond Spartacus« von 1945.[89]

89 Die »Grundprinzipien kommunistischer Produktion und Verteilung« waren – wie bereits erwähnt – in den zwanziger Jahren von Jan Appel geschrieben und von Canne-Meijer durchgesehen und überarbeitet worden. Jan Appel schrieb – so der »Spartacusbond« im Vorwort zur Ausgabe von 1972 – zusammen mit Sijes und Canne-Meijer 1946 die Untersuchung »De economische grondslagen van de radenmaatschappij« (»Die ökonomischen Grundlagen der Rätegesellschaft«). Appel wurde während des Krieges Mitglied des »Communistenbond Spartacus« und blieb es bis 1948. Er stimmte mit den ehemaligen Mitgliedern der GIC und dem »Communistenbond Spartacus« jedoch insofern nicht überein, als diese keine revolutionäre Arbeit in Hinblick auf die deutsche Armee leisten wollten. Andere Gründe (persönliche Spannungen, ein Verkehrsunfall, der ihn zwang, aus der Illegalität aufzutauchen) führten dazu, daß er seine Aktivitäten im »Communistenbond Spartacus« aufgab.

In den fünfziger Jahren unternahm der »Communistenbond Spartacus« große theoretische Anstrengungen, indem er die Zeitschrift »Daad en Gedachte« (»Tat und Gedanke«) veröffentlichte, deren redaktionelle Verantwortung hauptsächlich bei Cajo Brendel lag, der seit 1952 Mitglied der Organisation war. Zusammen mit Theo Maassen war er im wesentlichen für die Herausgabe von Broschüren über den Aufstand der Arbeiter in Ostdeutschland 1953, über die Streiks der Kommunalangestellten Amsterdams 1955 und über die Streiks in Belgien 1961 verantwortlich. Neben aktuellen Broschüren veröffentlichte der Bund theoretische Essays, die einen zunehmenden Einfluß der Theorien von »Socialisme ou Barbarie« zeigten.

Der Einfluß dieser Gruppe, zu der seit 1953 politische Kontakte geknüpft worden waren und deren Texte in »Daad en Gedachte« veröffentlicht wurden, war nicht zufällig. Der »Communistenbond Spartacus« war der unbewußte Vorläufer von Cornelius Castoriadis' Theorien über den »modernen Kapitalismus« und den Gegensatz »Herrschende/Beherrschte« gewesen. Aber so wie der »Communistenbond Spartacus« dem Marxismus treu blieb, indem er am Widerspruch zwischen Proletariat und Bourgeoisie festhielt, so machte er auch theoretische Konzessionen an »Socialisme ou Barbarie«, indem er die russische Bürokratie zu einer »neuen Klasse« erklärte. Für den »Communistenbond Spartacus« war diese Klasse jedoch »neu« vor allem durch ihre Ursprünge; sie nahm die Form einer »Bürokratie« an, die »Teil der Bourgeosie« wurde.[90]

Diese inhaltlichen Verschiebungen hatten zwei tiefere Ursachen: Zum einen basierten sie auf der Zurückweisung der proletarischen Erfahrungen der Vergangenheit, besonders derjenigen der russischen Revolution, die man als bürgerliche Revolution interpretierte und zum zweiten wurde die Idee einer politischen Organisation durch den Einfluß der GIC aufgegeben. In einem vom »Communistenbond Spartacus« veröffentlichten Brief Anton Pannekoeks vom 8. November 1953 an P. Chaulieu (Cornelius Castoriadis) interpretierte Pannekoek diese *»letzte bürgerliche Revolution«* als eine von der russischen *»Arbeiterklasse ausgeführte«*.[91] Auf diese Weise wurde die proletarische Natur der russischen Revolution (Arbeiterräte, Machtübernahme im Oktober 1917) verneint. Da sie die Entwicklung der Gegenrevolution in Rußland außer acht ließen (Unterdrückung der Arbeiterräte, Kronstadt), gelangten Pannekoek und der »Communistenbond Spartacus« zu der Vorstellung, daß die russischen Arbeiter für die »bürgerliche« Revolution und damit für ihre Selbstausbeutung gekämpft hätten. Wenn der 17. Oktober nichts für die revolutionäre Bewegung bedeutete, so war es nur logisch, daß, wie Pannekoek versicherte, *»der proletarischen Revolution die Zukunft gehört«*. Auf diese Weise hörte die gesamte Geschichte der Arbeiterbewegung auf, als eine Quelle der Erfahrungen des Proletariats und als Ausgangspunkt jeder theoretischen Reflexion zu erscheinen. Die gesamte Arbeiterbewegung seit dem 19. Jahrhun-

90 So Theo Maassen in einer 1961 geschriebenen Broschüre: »Van Beria tot Zjoekof – Sociaal-economische achter grond van de destalinisatie«, Amsterdam 1961. Es erschien eine französische Übersetzung: »L'arrière-fond de la déstalinisation«, in: Cahiers du Communisme des conseils, Nr. 5, März 1970.

91 Vgl. »Une correspondance entre A. Pannekoek et P. Chaulieu« (»Eine Korrespondenz zwischen A.Pannekoek und P.Chaulieu«) mit einer Einführung von Cajo Brendel, in: »Cahiers du communisme des conseils«, Nr. 8, Mai 1971.

dert war somit »bürgerlich« und hatte eine Bedeutung nur im Kontext der »bürgerlichen Revolution«.
Diese theoretische Entwicklung war von einer zunehmend unmittelbaren Reaktion auf alle Arbeiterstreiks begleitet. Der »Communistenbond Spartacus« betrachtete es als seine Aufgabe, sich zum Echo all dieser Streiks zu machen. Der Klassenkampf wurde zu einer ewigen Gegenwart – ohne Vergangenheit, weil es keine Geschichte der Arbeiterbewegung mehr gab, ohne Zukunft, weil der »Communistenbond Spartacus« es ablehnte, als ein aktiver Faktor zu erscheinen, der positiv auf die Entwicklung des Arbeiterbewußtseins einwirken könnte.

d) Der Niedergang der holländischen Rätebewegung
Während der Diskussionen mit der Gruppe »Socialisme ou Barbarie« hatte der »Communistenbond Spartacus« niemals auf ein Konzept von Organisation und Partei verzichtet. Wie Theo Maassen schrieb, *»ist die Avantgarde ein Teil der militanten Klasse und setzt sich aus den militantesten Arbeitern aller politischen Richtungen zusammen«*. Diese *»Avantgarde«* jedoch bestand aus nebulösen Gruppen des revolutionären und sogar des nicht revolutionären Milieus. Die verschwommene Definition der Avantgarde, die den »Communistenbond Spartacus« in eine Gesamtheit von Arbeitsgruppen auflöste, war trotzdem ein letztes Lebenszeichen der ursprünglichen Prinzipien von 1945. Obwohl die Partei als gefährlich erschien, da sie *»ein Eigenleben«* habe und sich *»nach eigenen Gesetzen«* entwickele, erkannte man ihre notwendige Rolle noch an: sie sollte *»eine Klassenkraft«* sein.[92] Diese *»Klassenkraft«* sollte jedoch im Kampf der Arbeiter aufgehen, um nicht *»ihre Einheit«* zu zerbrechen. Was nichts anderes heißt, als davon auszugehen, daß die Partei, und der »Communistenbond Spartacus« im speziellen, sich *»im Kampf auflösen«* sollte.
Diese Konzeption war die Konsequenz der arbeiterbezogenen und unmittelbaren Sichtweise der holländischen Rätebewegung. In seiner Gesamtheit erschien ihr das Proletariat als einzige politische Avantgarde, als »Lehrer« der »rätetheoretischen« Aktivisten, die sich dementsprechend als »Nachhut« definierten. Die Gleichsetzung von bewußtem Kommunisten und kämpferischem Arbeiter führte zur Identifizierung mit dem unmittelbaren Bewußtsein der Arbeiter. Der militante Arbeiter in einer politischen Organisation sollte nicht mehr das Bewußtseinsniveau des kämpfenden Arbeiters erhöhen, sondern sich selbst verneinen, indem er sich auf das unmittelbare und noch verschwommene Bewußtseinsniveau der Masse der Arbeiter begibt: *»Daraus folgt, daß sich der Sozialist oder Kommunist unserer Zeit dem kämpfenden Arbeiter angleichen und sich mit ihm identifizieren sollte.«*[93]
Diese Konzeption wurde vor allem von Theo Maassen, Cajo Brendel und Jaap Meulenkamp verteidigt. Im Dezember 1964 führte sie zur Spaltung des Bundes. Die Tendenz, die bis zur letzten Konsequenz die antiorganisatorische Konzeption der GIC verteidigte, wurde zu einer Zeitschrift: »Daad en Gedachte«. Diese Auflösung des

92 Zit. aus einem Brief von Theo Maassen an »Socialisme ou Barbarie«, der in der Nr. 18, Januar – März 1956 unter dem Titel »Encore sur la question du parti« (»Noch einmal zur Parteifrage«) erschienen ist.
93 Theo Maassen, Van Beria tot Zjoekof, a.a.O.

»Communistenbond Spartacus« war tatsächlich dadurch vorbereitet worden, daß man alles aufgegeben hatte, was die Existenz einer politischen Gruppe symbolisieren konnte. Ende der fünfziger Jahre war aus dem »Communistenbond Spartacus« der »Spartacusbond« geworden. Die Verwerfung des Begriffs »kommunistisch« bedeutete das Aufgeben einer politischen Kontinuität mit der alten »kommunistischen Rätebewegung«. Die zunehmend familiäre Atmosphäre der Gruppe, in der der Begriff ›Genosse‹ zugunsten der Bezeichnung ›Freund‹ aufgegeben worden war, war nicht mehr Ausdruck einer kohärenten Organisation, die Individuen auf der Grundlage einer gleichen kollektiven Weltsicht und Disziplin versammelt.[94]

Seitdem gab es in den Niederlanden zwei »rätetheoretische« Richtungen. Der »Spartacusbond« gab nach 1968 noch einmal Lebenszeichen von sich; er öffnete sich jungen, sehr aktivistischen Elementen, gab linksradikalen Versuchungen nach und beteiligte sich an Teilkämpfen wie denen der ›Kraaker‹ in Amsterdam sowie denen von Ökologie- und Frauengruppen.[95] Dies führte endgültig zu seinem Niedergang als einer mit der Tradition der holländischen kommunistischen Linken verbundenen politischen Gruppierung.

Als eher theoretische Monatszeitschrift existiert »Daad en Gedachte« weiter. Nach dem Tod Theo Maassens im Jahr 1975 wird die Zeitschrift von der Person Cajo Brendels dominiert. Die Gruppe um »Daad en Gedachte« folgt der »rätetheoretischen« Logik dabei insofern bis zum Ende, als sie die Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts als »bürgerlich« zurückweist und sich selbst von jeder revolutionären Tradition, insbesondere von der der KAPD lossagt, einer Tradition, die ihr als zu stark vom »Parteigeist« geprägt erscheint.

Konzessionen an den Linksradikalismus haben die Gruppe gelegentlich auf das Terrain der Dritte-Welt-Bewegungen geführt: *»Die Kämpfe der Kolonialvölker haben die revolutionäre Bewegung etwas gelehrt. Die Tatsache, daß schlecht bewaffnete bäuerliche Bevölkerungen den enormen Streitkräften des modernen Imperialismus haben standhalten können, hat den Mythos von der Unbesiegbarkeit der militärischen, technologischen und wissenschaftlichen Macht des Abendlandes erschüttert. Ihr Kampf hat zudem Millionen von Menschen die Brutalität und den Rassismus des Kapitalismus*

---

94 Jaap Meulenkamp verließ den »Spartacusbond« 1964. Cajo Brendel und Theo Maassen wurden mit zwei ihrer Genossen im Dezember 1964 ausgeschlossen. Die Spaltung erfolgt nicht »auf sanfte Tour«: Der »Spartacusbond« nahm die Maschinen und Broschüren an sich, die ihnen gehörten, obwohl die Broschüren von Brendel und Maassen geschrieben worden waren. Vgl. das Zeugnis von Jaap Meulenkamp, der von *»stalinistischen Methoden«* spricht: »Brief van Jaap aan Radencommunisme«, in: »Initiatief tot een bijeenkomst van revolutionaire groepen«, Bulletin vom 20. Januar 1981. Die Gruppe um »Daad en Gedachte« weigerte sich zukünftig, trotz der Einladungen des »Spartacusbond«, sich mit diesem während Konferenzen und Treffen, wie dem vom Januar 1981, »an einen Tisch zu setzen«.

95 Vgl. die Artikel der »Courant Communiste Internationale« (»Internationale Kommunistische Strömung«) in »Revue International«, Nr. 2, 1975: »Les épigones du conseillisme à l'oeuvre, 1) ›Spartacusbond‹ hanté par les fantomes bolcheviks, 2) Le conseillisme au secours du tiers-mondisme« (»Die Epigonen der Rätetheorie am Werk, 1) ›Spartacusbond‹ von bolschewistischen Phantomen heimgesucht, 2) Die Rätebewegung unterstützt die Dritte-Welt-Bewegung«); Nr. 9, 1977: »Rupture avec Spartacusbond« (»Bruch mit dem Spartacusbond«), »Spartacusbond: seul au monde?« (»Spartacusbond – alleine in der Welt?«); Nr. 16 und 17, 1979: »La gauche hollandaise« (»Die holländische Linke«).

deutlich gemacht und hat viele Menschen – vor allem Junge und Studenten – dazu gebracht, gegen ihre eigenen Regime zu kämpfen.«[96]

Auf diese Weise wurden die Arbeiterkämpfe von 1968 als ein Nebenprodukt der *»Kämpfe um nationale Befreiung«* verstanden und mit dem Kampf junger Studenten gleichgesetzt. Dem Druck eines studentischen Linksmilieus nachgebend, hat sich »Daad en Gedachte« schließlich im März 1988 für eine stillschweigende Unterstützung der südafrikanischen Nationalisten des »African National Congress« (ANC) ausgesprochen, indem man für diese Organisation eine öffentliche Unterschriftenaktion durchführte.

Eine solche Entwicklung kann kaum überraschen. Die Theorie von »Socialisme ou Barbarie« wieder aufgreifend, derzufolge eine Gesellschaft nicht von Klassenwidersprüchen bestimmt ist, sondern von Revolten der »Beherrschten« gegen die »Herrschenden«, kann die »rätetheoretische« Strömung Geschichte nur als eine Folge von Revolten sozialer und altersbedingter Schichten wahrnehmen. Gegenwärtig hat in den Niederlanden zwar »Daad en Gedachte« überlebt und die Gruppe um Cajo Brendel bekämpft Sozialdemokratie und Stalinismus, aber der Rätekommunismus als politische Strömung ist verschwunden.

Außerhalb der Niederlande hat der Rätekommunismus besonders nach dem Mai 1968 u.a. in Frankreich, Großbritannien,Deutschland und Skandinavien einen allerdings sehr ephemeren neuen Aufschwung erlebt. Der starke Rückgang der Klassenkämpfe im Westen, der Verfall des Marxismus bei der studierenden »Intelligentsia«, die sich einmal für den »Radikalismus« begeistert hatte, sowie die Ereignisse in der UdSSR und in Osteuropa seit 1989 haben vielfach zu dem Glauben geführt, daß der Kommunismus eine Utopie sei.

Der Rätekommunismus in den Niederlanden läßt sich nicht auf seine Gruppen wie GIC oder »Spartacusbond« reduzieren. Die von diesen Gruppen sowie von Anton Pannekoek entwickelten theoretischen Positionen über die Arbeiterräte und die »neue Arbeiterbewegung« bleiben aktuell und führen zu entsprechenden kritischen Überlegungen und Auseinandersetzungen bei all jenen, die nicht glauben, daß die gegenwärtige Periode »das Ende der Geschichte« darstellt, das vom Triumph des »Liberalismus« und vom »Verschwinden des Proletariats« geprägt ist.

Übersetzung aus dem Französischen: Rolf Löper

96 Cajo Brendel, Thesen über die chinesische Revolution, Hamburg 1977. Das Zitat findet sich in der – in der deutschen Ausgabe nicht enthaltenen – Einführung zur englische Ausgabe, die 1971 von der Gruppe »Solidarity« aus Aberdeen herausgegeben wurde.

Paul Mattick

Karl Kautsky: Von Marx zu Hitler

Im Herbst 1938 starb Karl Kautsky im Alter von 84 Jahren in Amsterdam. Er galt als der wichtigste Theoretiker der marxistischen Arbeiterbewegung nach dem Tod ihrer Begründer und man kann ihn ohne Zweifel als einen ihrer typischsten Vertreter ansehen. Er verkörperte in aller Klarheit sowohl die revolutionären als auch die reaktionären Aspekte dieser Bewegung. Aber während Friedrich Engels am Grab von Marx sagen konnte, daß sein Freund *»vor allem Revolutionär«* war, wäre es schwierig, dasselbe am Grab seines bekanntesten Schülers zu sagen. *»Die Politik und Theorie Kautskys werden stets der Gegenstand kritischer Untersuchung bleiben«*, schrieb Friedrich Adler in Erinnerung an Kautsky. *»Aber der Charakter Kautskys kann nie einem Zweifel unterliegen, er hat sein ganzes Leben unveränderlich gewirkt ›der höchsten Majestät getreu, dem eigenen Gewissen‹.«*[1]

Kautskys Bewußtsein entwickelte sich in den Jahren des Aufstiegs der deutschen Sozialdemokratie. Er wurde in Österreich als Sohn eines am Wiener Kaiserlichen Theater angestellten Bühnendekorateurs geboren. Schon 1875, obwohl noch nicht Marxist, schrieb er für deutsche und österreichische Arbeiterzeitungen. 1880 wurde er Mitglied der deutschen Sozialdemokratischen Partei und erst jetzt, sagte er von sich selbst, *»begann meine Entwicklung zu konsequentem, methodischem Marxismus«*.[2] Er wurde, wie so viele andere, von Engels' »Anti-Dühring« inspiriert und in seiner Orientierung von Eduard Bernstein unterstützt, der damals Sekretär des sozialistischen ›Millionärs‹ Hoechberg war. Seine ersten Arbeiten wurden mit Hoechbergs Hilfe publiziert und in der Arbeiterbewegung fand er als Herausgeber einer Reihe von sozialistischen Publikationen Anerkennung. 1883 gründete er die Zeitschrift »Neue Zeit«, die unter seiner Leitung das wichtigste theoretische Organ der deutschen Sozialdemokratie wurde.

Kautskys literarisches und wissenschaftliches Werk beeindruckt nicht nur durch die Weite seiner Interessen, sondern auch durch seinen Umfang. Selbst eine Auswahlbibliographie seiner Schriften würde viele Seiten füllen. In diesem Werk kommt alles zum Vorschein, was während der letzten sechzig Jahre in der sozialistischen Bewegung scheinbar oder tatsächlich wichtig war. Es zeigt, daß Kautsky in erster Linie Lehrer war und daß er, wegen seines schulmeisterlichen Blicks auf die Gesellschaft, die Rolle als führender Kopf einer Bewegung, deren Ziel darin bestand, die Arbeiter, aber auch die Kapitalisten zu erziehen, gut ausfüllte. Da er als Erzieher mit den theoretischen Aspekten des Marxismus befaßt war, konnte er revolutionärer erscheinen, als es der Bewegung, der er diente, tatsächlich entsprach. Er gab sich als ›orthodoxer‹ Marxist, der versuchte, das Marxsche Erbe als Schatzmeister zu sichern und die Grundlagen seiner Organisation zu erhalten. Revolutionär war Kautskys Lehre jedoch nur im Verhält-

1 Friedrich Adler, Karl Kautsky, in: Der sozialistische Kampf/La lutte socialiste, Paris, 12/5. November 1938, S.271.

2 Karl Kautsky, Aus der Frühzeit des Marxismus. Engels Briefwechsel mit Kautsky. Herausgegeben und erläutert von Karl Kautsky, Prag 1935, S. 20.

nis zur allgemeinen kapitalistischen Ideologie der Vorkriegszeit. Im Gegensatz zu den revolutionären Theorien von Marx und Engels bedeutete sie eine Umkehr zu einfacheren Denkweisen und zu einer weniger komplexen Verarbeitung der widersprüchlichen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. Doch obwohl er die Schatzkiste des Marxismus bewachte, bekam er nicht alles in den Blick, was sie enthielt.

1862 hatte Marx in einem Brief an Kugelmann seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, daß seine nicht gemeinverständlichen Werke, mit denen er die ökonomische Wissenschaft zu revolutionieren versuchte, zur rechten Zeit in einer populären Fassung vorgelegt werden würden, eine Aufgabe, von der er annahm, daß sie auf der von ihm geschaffenen wissenschaftlichen Basis leicht zu bewältigen sei. *»Mein Lebenswerk stand 1883 fest«,* schrieb Kautsky; *»die Propagierung, Popularisierung und, soweit meine Kräfte reichten, Fortführung der wissenschaftlichen Resultate Marxschen Forschens und Denkens.«*[3] Aber nicht einmal er, der größte Popularisator von Marx, erfüllte dessen Hoffnungen; seine Vereinfachungen erwiesen sich als neue Mystifikationen, aufgrund derer der wahre Charakter der kapitalistischen Gesellschaft nicht verstanden werden konnte. Doch sogar in ihrer verwässerten Form blieben Marx' Theorien allen bürgerlichen sozialen und ökonomischen Theorien überlegen und Kautskys Schriften erwiesen sich für hunderttausende klassenbewußte Arbeiter als Kraftquelle. Er gab ihren eigenen Gedanken Ausdruck und dies in einer Sprache, die ihnen näher lag, als die des unabhängigeren Denkers Marx. Obwohl dieser mehr als einmal seine große Begabung für Verständlichkeit und Klarheit unter Beweis gestellt hatte, war er nicht Schulmeister genug, um die Freude an intellektuellen Feinheiten der Propaganda zu opfern.

Als wir darauf hinwiesen, daß Kautsky auch das repräsentierte, was in der alten Arbeiterbewegung ›reaktionär‹ war, war das in einem ganz spezifischen Sinn gemeint. Die reaktionären Elemente bei Kautsky und in der alten Arbeiterbewegung waren objektiv bedingt und nur über den langen Zeitraum einer Konfrontation mit einer feindlichen Realität entwickelte sich die subjektive Bereitschaft, zu Verteidigern der kapitalistischen Gesellschaft zu werden. Im »Kapital« weist Marx darauf hin, daß ein *»steigender Preis der Arbeit infolge der Akkumulation des Kapitals in der Tat nur (besagt), daß der Umfang und die Wucht der goldnen Kette, die der Lohnarbeiter sich selbst bereits geschmiedet hat, ihre losere Spannung erlauben«.*[4] Unter den Bedingungen einer wachsenden Formierung des Kapitals führten verbesserte Arbeitsbedingungen und ein Anstieg der Kosten der Arbeit zu einer Umwandlung der Arbeitskämpfe in eine Verstärkung kapitalistischer Expansion. Wie der kapitalistische Wettbewerb dienten die Arbeiterkämpfe als Antrieb für weitere Kapitalakkumulation und verstärkten kapitalistischen ›Fortschritt‹. Alle Gewinne der Arbeiter wurden durch eine wachsende Ausbeutung kompensiert, die wiederum eine immer schnellere Kapitalexpansion erlaubte.

So diente selbst der Klassenkampf der Arbeiter zwar nicht den Bedürfnissen der individuellen Kapitalisten, aber des Kapitals. Die Siege der Arbeiter wandten sich immer gegen die Sieger. Je mehr die Arbeiter gewannen, umso reicher wurde das Kapital. Die Kluft zwischen Löhnen und Profiten wurde mit jedem Anstieg des Gewinnanteils der

---

3 Ebd., S. 93.

4 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch 1: Der Produktionsprozeß des Kapitals, in: Marx Engels Werke (MEW) 23, S. 646.

Arbeiter größer. Die scheinbar wachsende Bedeutung der Arbeit war tatsächlich eine zunehmende Schwächung ihrer Position im Verhältnis zum Kapital. Die ›Erfolge‹ der Arbeiter, von Eduard Bernstein als neue Ära des Kapitalismus begrüßt, konnten in diesem Kontext von sozialen Aktionen nur in einer endgültigen Niederlage der Arbeiterklasse enden, sobald das Kapital von der Expansion in eine Phase der Stagnation geriet. Im Untergang der alten Arbeiterbewegung, einem Anblick, der Kautsky nicht erspart blieb, manifestierten sich die tausende von Niederlagen, die in der Aufschwungphase des Kapitalismus erlitten wurden und obwohl diese Niederlagen als Teilsiege gefeiert wurden, waren sie tatsächlich nur Teilniederlagen in einem Aktionsbereich, wo der Vorteil immer auf Seiten der Bourgeoisie liegt. Obwohl Bernsteins Revisionismus, der den Schein für Wahrheit nahm und von bürgerlichem Empirismus angeregt wurde, von Kautsky zuerst angegriffen wurde, bereitete er die Basis für seinen Erfolg. Denn ohne die nichtrevolutionäre Praxis der alten Arbeiterbewegung , deren Theorien von Bernstein begründet wurden, hätte Kautsky keine Bewegung und materielle Basis gefunden, auf deren Grundlage er sich als wichtiger marxistischer Theoretiker etablieren konnte.
Diese objektive Situation, die, wie wir gesehen haben, die Erfolge der Arbeiterbewegung in ebensoviele Schritte zu ihrer Vernichtung umwandelte, gebar eine nichtrevolutionäre Ideologie, die verstärkt mit der scheinbaren Wirklichkeit harmonierte und die später als Sozialreformismus, Opportunismus, Sozialchauvinismus und sogar als Verrat bezeichnet wurde. Dieser ›Verrat‹ jedoch tangierte kaum diejenigen, die verraten wurden. Im Gegenteil, die Mehrheit der organisierten Arbeiter begrüßte den Einstellungswechsel in der sozialistischen Bewegung, insofern er mit ihren eigenen Hoffnungen auf einen aufsteigenden Kapitalismus konform ging. Die Massen waren genauso wenig revolutionär wie ihre Führer und beide waren zufrieden mit ihrer Teilhabe am kapitalistischen Fortschritt. Sie organisierten sich nicht nur für einen größeren Anteil am Sozialprodukt, sondern auch für einen stärkeren Einfluß im politischen Bereich. Sie lernten in Begriffen der bürgerlichen Demokratie zu denken; sie fingen an, von sich selbst als Konsumenten zu sprechen; sie wollten an den Errungenschaften von Kultur und Zivilisation teilnehmen. Franz Mehrings »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie« endet typischerweise mit einem Kapitel über »Kunst und Proletariat«. Wissenschaft für Arbeiter, Literatur für Arbeiter, Schulen für Arbeiter, Teilnahme an allen Institutionen der kapitalistischen Gesellschaft – dies und nicht mehr war das wirkliche Bedürfnis der Bewegung. Statt das Ende der kapitalistischen Wissenschaft zu fordern, verlangte man nach Wissenschaftlern aus der Arbeiterklasse; statt das kapitalistische Recht abzuschaffen, wünschte man die Ausbildung von Juristen aus der Arbeiterklasse; in der steigenden Zahl von Historikern, Dichtern, Wirtschaftswissenschaftlern, Journalisten, Ärzten und Zahnärzten sowie Parlamentariern und Gewerkschaftsbürokraten sah man die Sozialisierung der Gesellschaft, die damit immer mehr zu ihrer eigenen Gesellschaft wurde. Das, an dem man zunehmend Anteil hat, wird man bald schon verteidigenswert finden. Bewußt und unbewußt sah die alte Arbeiterbewegung im kapitalistischen Expansionsprozeß ihren eigenen Weg zu größerem Wohlstand und größerer Anerkennung. Je mehr das Kapital florierte, desto besser waren die Arbeitsbedingungen. Zufrieden mit Aktionen in den Grenzen des Kapitalismus, machten die Arbeiterorganisationen die Profitabilität des Kapitalismus nach und nach zu ihrer eigenen Sache. Die nationalen kapitalistischen Rivalitäten wurden nur auf einer verbalen Ebene bekämpft.

Obwohl die Bewegung zuerst nur für ein ›besseres Vaterland‹ kämpfte und später bereit war, das zu verteidigen, was sie schon gewonnen hatte, erreichte sie bald den Punkt, wo sie bereit war, das Vaterland zu verteidigen ›so wie es ist‹.
Die Toleranz, welche die ›Nachfolger‹ von Marx gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft an den Tag legten, war nicht einseitig. Die Bourgeoisie selbst hatte in ihrem Kampf gegen die Arbeiterklasse gelernt, ›die soziale Frage zu verstehen‹. Ihre Interpretation der sozialen Erscheinungen wurde zunehmend materialistisch und bald gab es eine Überschneidung der Ideologien beider Weltbilder, was trotz der aktuellen Disharmonien in den Klassenauseinandersetzungen im Rahmen eines aufsteigenden Kapitalismus zu einer wachsenden ›Harmonie‹ führte. Allerdings waren die ›Marxisten‹ eher bereit ›vom Feind zu lernen‹ als die Bourgeoisie. Die revisionistischen Tendenzen hatten sich lange vor dem Tod von Engels herauskristallisiert. Dieser und selbst Marx hatten geschwankt und Momente gezeigt, in denen sie vom Erfolg ihrer Bewegung hinweggetragen wurden. Aber was bei ihnen nur eine kurzfristige Modifikation ihres im wesentlichen konsistenten Denkens war, wurde für die Bewegung, die in größerem Gewerkschaftsvermögen und in besseren Wahlergebnissen Fortschritt sah, zum ›Glauben‹ und zur ›Wissenschaft‹.
Nach 1910 fand sich die deutsche Sozialdemokratie in drei wesentliche Gruppen gespalten. Da waren die Reformisten, die offen den deutschen Imperialismus bejahten; da war die ›Linke‹, für die Namen wie Luxemburg, Liebknecht, Mehring und Pannekoek standen; und da war das Zentrum, das traditionellen Wegen zu folgen versuchte, allerdings nur in der Theorie, denn in der Praxis konnte die gesamte deutsche Sozialdemokratie nur das tun, was möglich war, d.h. was Bernstein wollte. Bernstein zu widersprechen konnte nur darauf hinauslaufen, der gesamten sozialdemokratischen Praxis zu widersprechen. Die ›Linke‹ als solche gewann erst in dem Moment eine Bedeutung, als sie die Sozialdemokratie als Teil der kapitalistischen Gesellschaft anzugreifen begann. Die Differenzen zwischen den beiden oppositionellen Gruppen konnten nicht ideologisch gelöst werden; sie wurden gelöst, als der Terror der Noske-Truppen im Jahre 1919 zur Ermordung von Mitgliedern der Spartakusgruppe führte.
Mit dem Ausbruch des Krieges fand sich die ›Linke‹ in kapitalistischen Gefängnissen und die ›Rechte‹ im kaiserlichen Generalstab wieder. Das ›Zentrum‹, geführt von Kautsky, entledigte sich aller Probleme der sozialistischen Bewegung, indem es erklärte, daß weder die Sozialdemokratie noch ihre Internationale in Kriegszeiten funktionieren könnten, da beide wesentlich Instrumente des Friedens seien. *»Der welthistorische Appell des Kommunistischen Manifests«*, schrieb Rosa Luxemburg, *»erfährt eine wesentliche Ergänzung und lautet nun nach Kautskys Korrektur: Proletarier aller Länder, vereinigt euch im Frieden und schneidet euch die Gurgel ab im Kriege!«*[5]
Der Krieg und seine Folgen zerstörten die Legende von Kautskys marxistischer ›Orthodoxie‹. Sogar sein leidenschaftlichster Schüler, Lenin, sah sich gezwungen, sich vom Meister abzuwenden. Im Oktober 1914 mußte er zugeben, daß im Hinblick auf Kautsky Rosa Luxemburg Recht gehabt hatte. In einem Brief an Schlapnikow schrieb

5 Rosa Luxemburg, Der Wiederaufbau der Internationale, in: Die Internationale. Zeitschrift für Theorie und Praxis des Marxismus, 1/April 1915, S. 8; jetzt in: Dies., Gesammelte Werke, Band 4, Berlin 1974, S. 25.

er: *»Rosa Luxemburg hatte recht, als sie bereits vor langer Zeit schrieb, Kautsky sei die ›Servilität des Theoretikers‹ eigen, einfacher gesagt, die Kriecherei, die Kriecherei vor der Mehrheit der Partei, vor dem Opportunismus. Es gibt jetzt für die ideologische Selbständigkeit des Proletariats nichts Schädlicheres und Gefährlicheres auf der Welt als diese schmutzige Selbstzufriedenheit und diese abscheuliche Heuchelei Kautskys, der alles vertuschen und verkleistern will, der das erwachte Gewissen der Arbeiter mit Sophismen und pseudowissenschaftlichen Tiraden beruhigen möchte.«*[6]

Was Kautsky von dem allgemeinen Trend der Intellektuellen unterschied, die sich um die Arbeiterbewegung sammelten, sobald diese gesellschaftsfähig wurde, und die allzu eifrig bemüht waren, die Klassenkollaboration zu fördern, war die größere Liebe zur Theorie, eine Liebe, die sich weigerte, Theorie an der Aktualität zu messen, wie die Liebe einer Mutter, die ihr Kind davor behütet, der Realität des Lebens zu früh in die Augen zu schauen. Nur als Theoretiker konnte Kautsky Revolutionär bleiben; nur zu gerne überließ er die praktischen Dinge der Bewegung anderen. Wie auch immer, er betrog sich jedoch selber. In der Rolle eines bloßen Theoretikers hörte er auf, ein revolutionärer Theoretiker zu sein, richtiger noch, er konnte kein Revolutionär werden. Sobald die Grundlagen für eine wirkliche Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus nach dem Krieg gegeben waren, brachen seine Theorien zusammen, weil sie in der Praxis bereits von der Bewegung, die sie zu repräsentieren schienen, getrennt waren.

Obwohl Kautsky zu dem übertrieben enthusiastischen Chauvinismus seiner Partei in Opposition stand, obwohl er zögerte, sich wie Ebert, Scheidemann und Hindenburg am Krieg zu erfreuen, obwohl er nicht für eine bedingungslose Zustimmung zu den Kriegskrediten votierte, war er bis zu seinem Ende gezwungen, die Legende seiner marxistischen Orthodoxie selbst zu zerstören, die er sich mit seiner dreißigjährigen schriftstellerischen Tätigkeit erarbeitet hatte. Er, der im Jahre 1902 angekündigt hatte,[7] daß eine Zeit der proletarischen Kämpfe um die Staatsmacht angebrochen sei, erklärte solche Versuche für schieren Unsinn, als Arbeiter ihn Ernst nahmen. Er, der so vehement gegen den Ministerialismus von Millerand und Jaurès in Frankreich gekämpft hatte, begrüßte zwanzig Jahre später die Koalitionspolitik der deutschen Sozialdemokratie mit den Argumenten seiner früheren Gegner. Er, der sich bereits 1909 mit dem »Weg zur Macht« befaßte, träumte nach dem Krieg von einem kapitalistischen ›Ultra-Imperialismus‹ als einem Weg zum Weltfrieden und verbrachte den Rest seines Lebens damit, seine Vergangenheit neu zu interpretieren, um seine Ideologie der Klassenkollaboration zu rechtfertigen. *»Im Verlauf seiner Klassenkämpfe«*, schrieb er in seinem letzten Werk, *»(ist es dem Proletariat beschieden, daß es) immer mehr zum Vorkämpfer wird für eine Erneuerung der Menschheit, an der in steigendem Grade auch nicht proletarische Schichten der Gesellschaft ein dringendes, brennendes Interesse haben. Das bedeutet nicht etwa einen Verrat an der Idee des Klassenkampfes. Diese Erkenntnis habe ich schon angesprochen zu einer Zeit, wo es noch keinen Bolschewismus gab, z.B. in der Artikelserie der ›Neuen Zeit‹ über ›Klasseninteresse, Sonderinteresse, Ge-*

6 W.I. Lenin, Briefe, Band IV. August 1914–Oktober 1917, Berlin 1967, S. 19.

7 Karl Kautsky, Die soziale Revolution, I. Sozialreform und soziale Revolution, Berlin 1902, II. Am Tage nach der sozialen Revolution, Berlin 1902.

meininteresse‹ (1903, XXI, 2), wo ich zu dem Ergebnis kam, der proletarische Klassenkampf lehne die Solidarität der Klassen ab, erkenne aber die Solidarität der Menschen an.«[8]

Tatsächlich ist es nicht möglich, Kautsky als ›Renegaten‹ zu betrachten. Nur ein totales Mißverstehen der Theorie und Praxis der sozialdemokratischen Bewegung und von Kautskys Aktivitäten konnten zu solch einer Sichtweise führen. Kautsky war bestrebt, ein guter Diener des Marxismus zu sein; Engels und Marx zu gefallen, schien tatsächlich seine Lebensaufgabe zu sein. Er bezeichnete letzteren in typisch sozialdemokratischer und philisterhafter Manier immer als ›großen Meister‹, als ›Olympier‹, als ›Donnergott‹ etc. Er fühlte sich extrem geehrt, weil Marx ihn *»keineswegs so unnahbar (empfing) wie Goethe seinen jungen Kollegen«* Heine.[9] Er muß sich selbst geschworen haben, Engels nicht zu enttäuchen, als dieser ihn und Bernstein als ›vertrauenswüdige Vertreter der marxistischen Theorie‹ zu betrachten begann, und fast sein ganzes Leben lang war er der eifrigste Verteidiger ›der Schrift‹. Er ist völlig ehrlich, wenn er sich bei Engels beklagt, *»daß fast alle Gebildeten der Partei... für Kolonien (schwärmen), für den nationalen Gedanken, Wiedererweckung des germanischen Alterthums, für vertrauensvolles Entgegenkommen gegenüber der Regierung, Ersetzung des Klassenkampfes durch die Macht der ›Gerechtigkeit‹, Abneigung gegen den Materialismus und die materialistische Geschichtsauffassung–Marxistische Dogmen, wie sie es nennen«.*[10] Er wandte sich gegen sie, um das zu verteidigen, was seine Idole begründet hatten. Als guter Schulmeister war er auch ein ausgezeichneter Schüler.

Engels verstand diese frühe ›Degeneration‹ der Bewegung nur zu gut. In der Antwort auf Kautskys Klagen stellte er fest, daß *»die bürgerliche kapitalistische Entwicklung sich stärker bewiesen (hat) als der revolutionäre Gegendruck; zu neuer Erhebung gegen die kapitalistische Produktion bedarf es eines neuen, gewaltigen Anstoßes, etwa der Entthronung Englands von der bisherigen Weltmarktsherrschaft, oder einer besonderen revolutionären Gelegenheit in Frankreich«.*[11] Aber weder das eine noch das andere Ereignis trat ein. Die Sozialisten warteten nicht länger auf die Revolution. Bernstein wartete statt dessen auf Engels Tod, um nicht den Mann zu enttäuschen, dem er so viel verdankte, bevor er erklärte, daß *»das Ziel nichts bedeutet und die Bewegung alles«*. Es ist richtig, daß Engels während seiner letzten Lebensjahre die reformistischen Kräfte gestärkt hatte. Was in seinem Fall jedoch nur als individuelle Schwäche in bestimmten Standpunkten verstanden werden kann, wurde von seinen Epigonen als Ursprung ihrer Stärke angesehen. Immer wieder kehrten Marx und Engels zu der kompromißlosen Haltung des »Kommunistischen Manifests« und des »Kapital« zurück, z.B. in der »Kritik des Gothaer Programms«, dessen Veröffentlichung verzögert wurde, um die Kompromißler in der Bewegung nicht zu beunruhigen. Seine Veröffentlichung war erst nach einer Auseinandersetzung mit der Parteibürokratie möglich, was Engels zu der Bemerkung veranlaßte, daß *»es in der That ein brillianter Gedanke (ist), die*

8 Karl Kautsky, Sozialisten und Krieg. Ein Beitrag zur Ideengeschichte des Sozialismus von den Hussiten bis zum Völkerbund, Prag 1937, S. 673.
9 Karl Kautsky, Aus der Frühzeit des Marxismus, a.a.O., S. 50.
10 Ebd., S. 112.
11 Ebd., S. 155.

deutsche sozialistische Wissenschaft, nach ihrer Befreiung vom bismarckchen Sozialistengesetz, unter ein neues, von den sozialdemokratischen Parteibehörden selbst zu fabrizierendes und auszuführendes Sozialistengesetz zu stellen«.[12]
Kautsky verteidigte einen bereits geschwächten Marxismus. Der radikale, revolutionäre, antikapitalistische Marxismus war von der kapitalistischen Entwicklung besiegt worden. In einer Rede zum Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation 1872 in Den Haag hatte Marx selbst erklärt: *»Der Arbeiter muß eines Tages die politische Gewalt ergreifen, um die neue Organisation der Arbeit aufzubauen... Aber wir haben nicht behauptet, daß die Wege, um zu diesem Ziel zu gelangen, überall dieselben seien... und wir leugnen nicht, daß es Länder gibt, wie Amerika, England, und wenn mir eure Institutionen besser bekannt wären, würde ich vielleicht noch Holland hinzufügen, wo die Arbeiter auf friedlichem Wege zu ihrem Ziel gelangen können.«*[13] Diese Bemerkung erlaubte sogar den Revisionisten, sich selbst zu Marxisten zu erklären und das einzige Argument, daß Kautsky gegen sie vorbringen konnte, war, z.B. während des sozialdemokratischen Parteitages 1898 in Stuttgart, die Ablehnung der Annahme, daß der von den Revisionisten für England und Amerika behauptete fortschreitende Prozeß der Demokratisierung und Sozialisierung auch für Deutschland gültig sei. Er wiederholte Marx' Position hinsichtlich der Möglichkeit eines friedvolleren Wandels der Gesellschaft in einigen Ländern und fügte dieser Bemerkung nur hinzu, daß auch er sich einen *»Sieg... ohne Katastrophe... wünsche«.*[14] Allerdings bezweifelte er solch eine Möglichkeit.
Es ist verständlich, daß es auf der Basis eines solchen Denkens für Kautsky nur folgerichtig war, nach dem Krieg anzunehmen, daß aufgrund einer möglichen schnelleren Entwicklung der demokratischen Institutionen in Deutschland und Rußland in diesen Ländern auch ein friedlicherer Weg zum Sozialismus realisiert werden könnte. Der friedliche Weg erschien ihm der sicherere, da dieser mehr seinem Wunsch nach der ›Solidarität zwischen den Menschen‹ entsprach, zu der er beizutragen suchte. Die sozialistischen Intellektuellen wollten die Freundlichkeit erwidern, mit denen die Bourgeoisie sie zu behandeln gelernt hatte. Schließlich sind wir alle gentlemen! Das ruhige kleinbürgerliche Leben der Intelligenz, abgesichert von einer mächtigen sozialistischen Bewegung, hatte dazu geführt, daß sie den ethischen und kulturellen Aspekten der Dinge Wichtigkeit beimaßen. Kautsky haßte die Methoden des Bolschewismus nicht weniger stark als dies die Weißgardisten taten, obwohl er, im Gegensatz zu diesen, mit den Zielen des Bolschewismus voll übereinstimmte. Hinter der Erscheinung der proletarischen Revolution sahen die Führer der sozialistischen Bewegung mit Recht ein Chaos, in dem ihre eigene Stellung nicht weniger gefährdet wäre als die der eigentlichen Bourgeoisie. Ihre Abscheu vor ›Unordnung‹ war nichts anderes als Ausdruck der Verteidigung ihrer eigenen materiellen, sozialen und intellektuellen Stellung. Der Sozialismus sollte sich unter legalen, nicht unter illegalen Bedingungen entwickeln, denn unter diesen Voraussetzungen würden die bestehenden Organisationen und ihre Führer

12 Ebd., S. 275.
13 Karl Marx, Rede über den Haager Kongreß, in: MEW 18, S. 160.
14 Karl Kautsky in: Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Stuttgart vom 3. bis 8. Oktober 1898, Berlin 1898, S. 129.

weiterhin die Bewegung dominieren. Und ihre erfolgreiche Störung der drohenden proletarischen Revolution zeigte, daß nicht nur die ›Fortschritte‹ der Arbeiter im ökonomischen Bereich sich gegen diese selbst wandten, sondern auch die ›Erfolge‹ im politischen Bereich sich als Waffen gegen ihre Emanzipation erwiesen. Das stärkste Bollwerk gegen eine radikale Lösung der sozialen Frage war die Sozialdemokratie, deren Wachstum die Arbeiter als Maßstab ihrer eigenen wachsenden Macht zu sehen gelernt hatten.

Nichts zeigt den revolutionären Charakter von Marx' Theorien deutlicher als die Schwierigkeit, sie in nichtrevolutionären Zeiten zu verteidigen. Es gab ein Körnchen Wahrheit in Kautskys Feststellung, daß die sozialistische Bewegung in Kriegszeiten nicht funktionieren könne, da Kriegszeiten zeitweise nichtrevolutionäre Situationen mit sich bringen. Der Revolutionär wird isoliert und sieht sich zeitweise besiegt. Er muß warten, bis sich die Situation ändert, bis die subjektive Bereitschaft, am Krieg teilzunehmen, von der objektiven Unmöglichkeit, diese subjektive Bereitschaft umzusetzen, zerrüttet ist. Ein Revolutionär muß von Zeit zu Zeit ›außerhalb der Welt‹ stehen. Zu glauben, daß eine revolutionäre Praxis, die ihren Ausdruck in unabhängigen Aktionen der Arbeiter findet, zu jeder Zeit möglich ist, heißt nichts anderes, als demokratischen Illusionen zum Opfer zu fallen. Aber es ist schwieriger, ›außerhalb dieser Welt‹ zu stehen, denn niemand kann wissen, wann sich die Dinge ändern und niemand wünscht zurückzubleiben, wenn die Änderungen ihren Lauf nehmen. Widerspruchsfreiheit existiert nur in der Theorie. Man kann nicht sagen, daß Marx' Theorien widersprüchlich waren; man kann jedoch sagen, daß Marx selbst nicht von Widersprüchen frei war, d.h., daß auch er einer sich ändernden Wirklichkeit Achtung erweisen und, um überhaupt reagieren zu können, in nichtrevolutionären Zeiten auf eine nichtrevolutionäre Weise reagieren mußte. Seine Theorien konzentrierten sich auf die wesentlichen Aspekte des Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat, aber seine Praxis entwickelte sich schrittweise, indem er sich mit den Problemen beschäftigte so wie sie sich ergaben, Probleme, die nicht immer mit Hilfe von Grundprinzipien gelöst werden konnten. Da der Marxismus während der Aufschwungphase des Kapitalismus nicht stumm bleiben wollte, konnte er sich nur in einer Weise äußern, die einer Theorie widersprach, die aus der Erkenntnis eines realen und immer existierenden revolutionären Klassenkampfes resultierte. Die Theorie eines immerwährenden Klassenkampfes ist nicht gerechtfertigter als das bürgerliche Konzept des Fortschritts. Es gibt keinen Automatismus der Aufwärtsentwicklung; statt dessen gibt es Schlachten mit wechselndem Glück; es gibt einen Stillstand in den Kämpfen und die endgültige Niederlage. Die große Zahl der Arbeiter, die in den Zeiten, als die Geschichte den Kapitalismus begünstigte, in Opposition zum mächtigen kapitalistischen Staat standen, repräsentiert nicht den Riesen, auf dessen Rücken die kapitalistischen Parasiten ruhen, sondern eher den Bullen, der dorthin zu gehen hat, wohin ihn sein Nasenring zwingt. Während der nichtrevolutionären Periode des aufsteigenden Kapitalismus konnte der revolutionäre Marxismus nur als Ideologie existieren, der einer ihm gänzlich gegensätzlichen Praxis diente. Dieser Ideologie wiederum wurden durch die aktuellen Ereignisse Grenzen gesetzt. Als reine Ideologie mußte sie in dem Moment aufhören zu existieren, in dem große soziale Umwälzungen einen Wechsel von einer indirekten zu einer direkten Ideologie der Klassenkollaboration für kapitalistische Zwecke verlangten.

Marx entwickelte seine Theorien in revolutionären Zeiten. Als fortgeschrittenster bürgerlicher Revolutionär war er der dem Proletariat am nächsten stehende. Die Niederlage der Bourgeoisie als revolutionäre Klasse und ihr Erfolg im Rahmen der Konterrevolution brachten Marx zu der Überzeugung, daß die moderne revolutionäre Klasse nur die Arbeiterklasse sein kann und er entwickelte die sozioökonomische Theorie ihrer Revolution. Wie viele seiner Zeitgenossen unterschätzte er die Stärke und Flexibilität des Kapitalismus und erwartete allzubald das Ende der bürgerlichen Gesellschaft. Zwei Alternativen eröffneten sich ihm: Er konnte sich entweder außerhalb der aktuellen Entwicklung stellen und sich auf ein praxisfernes radikales Denken zurückziehen oder unter den gegebenen Umständen an den aktuellen Kämpfen teilnehmen und die revolutionären Theorien für ›bessere Zeiten‹ aufheben. Diese letzte Alternative wurde umgesetzt in das ›richtige Gleichgewicht zwischen Theorie und Praxis‹ und Niederlage oder Erfolg proletarischer Aktivitäten wurde damit wieder einmal das Ergebnis von ›richtiger‹ oder ›falscher‹ Taktik, der Frage der richtigen Organisation und der korrekten Führung. Es war nicht so sehr Marx' frühe Verbindung mit der bürgerlichen Revolution, die zur weiteren Entwicklung des jakobinischen Aspekts in der Arbeiterbewegung, die seinen Namen trug, führte, sondern die aufgrund der nichtrevolutionären Zeiten nichtrevolutionäre Praxis dieser Bewegung.

Der Marxismus von Kautsky war somit ein rein ideologischer Marxismus und dazu verurteilt, im Laufe der Zeit in idealistische Strukturen zurückzufallen. Kautskys ›Orthodoxie‹ war in Wahrheit nichts anderes als die künstliche Bewahrung von Ideen, die der aktuellen Praxis widersprachen und somit letztlich zum Rückzug gezwungen waren, da die Realität immer stärker ist als die Ideologie. Eine wirkliche marxistische ›Orthodoxie‹ könnte nur bei einer Wiederkehr wirklich revolutionärer Situationen Sinn machen, wobei eine solche ›Orthodoxie‹ nicht eine solche der ›Worte‹ wäre, sondern eine solche, die sich auf die Prinzipien des Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat unter Berücksichtigung neuer und veränderter Aspekte beziehen würde. Der Rückzug der Theorie vor der Praxis kann mit außerordentlicher Klarheit anhand von Kautskys Schriften nachvollzogen werden.

Die vielen von Kautsky geschriebenen Bücher und Artikel befassen sich mit fast allen sozialen Problemen und darüber hinaus mit spezifischen Fragen der Arbeiterbewegung. Allerdings können seine Schriften in die Bereiche Ökonomie, Geschichte und Philosophie unterteilt werden. Im Bereich der politischen Ökonomie läßt sich zu seinem Beitrag nicht viel sagen. Er war der Popularisator des ersten Bandes von Marx' »Kapital« und der Herausgeber von Marx' »Theorien über den Mehrwert«, die zwischen 1904 und 1910 veröffentlicht wurden. Seine Popularisierungen von Marx' ökonomischen Theorien unterscheiden sich nicht von den allgemein akzeptierten Interpretationen ökonomischer Erscheinungen in der sozialistischen Bewegung, die Revisionisten eingeschlossen. Tatsächlich wurden Teile seines berühmten Buches »Die ökonomischen Theorien von Marx« von Eduard Bernstein geschrieben. An der hitzigen Diskussion, die um die Jahrhundertwende um die Bedeutung von Marx' Theorien im zweiten und dritten Band des »Kapital« geführt wurden, hatte Kautsky kaum Anteil. Für ihn enthielt der erste Band des »Kapital« alles, was für die Arbeiter und ihre Bewegung wichtig war. Er handelte vom Produktionsprozeß, der Fabrik und der Ausbeutung und enthielt alles, was dazu diente, eine Arbeiterbewegung gegen den Kapitalismus zu unterstützen.

Die beiden anderen Bände, die sich detaillierter mit kapitalistischen Krisen- und Zusammenbruchstendenzen befassen, bezogen sich nicht auf die unmittelbare Realität und stießen nicht nur bei Kautsky, sondern auch bei allen anderen Theoretikern während der Aufschwungphase des Kapitalismus auf wenig Interesse. In einer 1886 geschriebenen Besprechung des zweiten Bandes des »Kapital« vertrat Kautsky die Auffassung, daß dieser Band für Arbeiter von geringerem Interesse sei, da er sich vorwiegend mit dem Problem der Realisierung des Mehrwerts beschäftigt, was eigentlich eher die Kapitalisten angehe. Als Bernstein im Zusammenhang mit seinem Angriff auf Marx' ökonomische Theorien dessen Zusammenbruchstheorie zurückwies, verteidigte Kautsky den Marxismus, indem er einfach leugnete, daß Marx jemals eine eigene Theorie hinsichtlich des objektiven Endes des Kapitalismus entwickelt habe und darauf hinwies, daß ein solches Konzept eine reine Erfindung Bernsteins sei. Schwierigkeiten und Widersprüche des Kapitalismus glaubte er in der Zirkulationssphäre zu finden. Der Konsum könne nicht so schnell wachsen wie die Produktion und eine permanente Überproduktion würde die Einführung des Sozialismus politisch notwendig machen. Gegen Tugan-Baranowskys Theorie einer ungehemmten kapitalistischen Entwicklung, die von der Tatsache ausging, daß das Kapital sich eigene Märkte schafft und sich entwickelnde Disproportionalitäten überwinden kann, eine Theorie, welche die gesamte reformistische Bewegung beeinflußte, erklärte er mit seiner Unterkonsumtionstheorie die Unausweichlichkeit kapitalistischer Krisen,[15] die schließlich die subjektiven Bedingungen für eine Umwandlung des Kapitalismus in den Sozialismus schaffen würden. 25 Jahre später gab er allerdings öffentlich zu, daß er sich in seiner Einschätzung der ökonomischen Möglichkeiten des Kapitalismus geirrt hatte, der ihm jetzt, *»rein ökonomisch betrachtet weit lebenskräftiger erscheint, als vor einem halben Jahrhundert«*.[16]

Die theoretischen Unklarheiten und Widersprüche, die Kautsky in ökonomischen Fragen zeigte,[17] fanden ihren Höhepunkt in der Akzeptanz der einstmals zurückgewiesenen Ansichten von Tugan-Baranowsky. Dies war nur ein Spiegel seiner wechselnden allgemeinen Einstellung gegenüber bürgerlichem Denken und der kapitalistischen Gesellschaft. In seinem Buch »Die materialistische Geschichtsauffassung« das er als Quintessenz seiner Lebensarbeit betrachtete und das sich auf nahezu zweitausend Seiten mit der Entwicklung der Natur, der Gesellschaft und des Staates beschäftigt, offenbart er nicht nur seine pedantischen Darstellungsweisen und sein umfassendes Wissen von Theorien und Fakten, sondern auch seine vielen Mißverständnisse im Hinblick auf den Marxismus und seinen endgültigen Bruch mit der marxistischen Wissenschaft. Hier erklärt er offen, daß *»zeitweise Revisionen des Marxismus unvermeidlich (sind)«*.[18] Hier akzeptiert er jetzt alles, wogegen er sein ganzes Leben scheinbar ange-

15 Karl Kautsky, Krisentheorien, 5. Die Veränderung im Charakter der Krisen, in: Die Neue Zeit, 20. Jg. (1901/02), 5/1902, S. 133ff.

16 Karl Kautsky, Die materialistische Geschichtsauffassung, 2 Bände, Berlin 1927, Band 2, S. 623.

17 Die Beschränktheiten von Kautskys ökonomischen Theorien und ihre Veränderungen im Laufe seiner Tätigkeiten sind von Henryk Grossmann in seinem Buch »Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems« (Leipzig 1929, Neuauflage: Frankfurt am Main 1970), das dem Interesse des Lesers empfohlen sei, hervorragend beschrieben und analysiert worden.

18 Karl Kautsky, Die materialistische Geschichtsauffassung, Band 2, a.a.O., S. 630.

kämpft hatte. Er ist nun nicht länger nur an der Interpretation des Marxismus interessiert, sondern auch bereit, Verantwortung für seine eigenen Gedanken zu übernehmen, indem er sein Hauptwerk als seine eigene, von Marx und Engels zwar nicht sich völlig abwendende, aber von ihnen unabhängige Geschichtsauffassung präsentiert. Seine Meister, so behauptet er jetzt, hatten ein zu enges Konzept von materialistischer Geschichtsauffassung, da sie die Einflüsse der Natur in der Geschichte zu sehr vernachlässigten. Indem er sich nicht auf Hegel, sondern auf Darwin beruft, trachtet er danach, *»das Gebiet der materialistischen Geschichtsauffassung so weit auszudehnen, daß es sich mit dem der Biologie berührt(e)«*.[19] Aber seine Erweiterung des historischen Materialismus erweist sich als schlichte Rückkehr zum kruden naturalistischen Materialismus der Vorläufer von Marx, als Rückkehr zur Position des revolutionären Bürgertums, die Marx mit seiner Zurückweisung von Feuerbach überwunden hatte. Auf der Basis dieses naturalistischen Materialismus übernimmt Kautsky zwangsläufig, wie die bürgerlichen Philosophen vor ihm, ein idealistisches Konzept der sozialen Entwicklung, das im Hinblick auf den Staat offen und vollständig die alten bürgerlichen Anschauungen, denen zufolge die Geschichte der Menschheit die Geschichte der Staaten sei, vertritt. Indem er beim bürgerlichen Staat endet, hält Kautsky fest, daß *»der Kampf der Waffen für die Austragung von Klassenkonflikten keinen Raum mehr (findet). Sie werden in friedlicher Weise durch Propaganda und Abstimmung entschieden«*.[20]

Obwohl wir an dieser Stelle Kautskys umfangreiches Buch unmöglich im Detail vorstellen können, müssen wir festhalten, daß es durchgängig den zweifelhaften Charakter von Kautskys ›Marxismus‹ aufzeigt.[21] Seine Verbindungen zur Arbeiterbewegung waren, im Rückblick betrachtet, nie mehr als die Teilnahme an einer Art bürgerlicher Sozialarbeit. Ohne Zweifel hat er die wahre Position von Marx und Engels nie verstanden oder sich zumindest nie träumen lassen, daß Theorien eine unmittelbare Beziehung zur Realität haben können. Dieser scheinbar ernsthafte Marxschüler hat Marx nie wirklich ernst genommen. Wie viele fromme Priester, deren praktisches Engagement im Gegensatz zu ihren Lehren steht, war er sich wahrscheinlich der Dualität seines eigenen Denkens und Handelns nicht einmal bewußt. Zweifellos wäre er in Wirklichkeit gerne der Bürger gewesen, von dem Marx einmal sagte, er sei *»Kapitalist nur im Interesse des Proletariats«*. Aber sogar dies würde er ablehnen, wenn es nicht auf friedliche bürgerlich-demokratische Weise geschehen würde. Kautsky *»verwirft die bolschewistische Melodie, die sein Gehör beleidigt,«* schrieb Trotzki, *»aber er sucht nicht nach einer anderen. Die Lösung ist einfach: Der alte Tanzmusikant weigert sich überhaupt, auf dem Instrument der Revolution zu spielen.«*[22]

Indem er am Ende seines Lebens erkennt, daß die von ihm erhofften Reformen des Kapitalismus auf demokratische und friedliche Weise nicht realisiert werden können,

---

19 Ebd., S. 630.

20 Ebd., S. 431/432.

21 Der Leser sei auf Karl Korschs ausführliche Kritik an Kautskys Werk verwiesen: »Die materialistische Geschichtsauffassung. Eine Auseinandersetzung mit Karl Kautsky«, Leipzig 1929 (Neuauflage: Frankfurt am Main 1971).

22 Leo Trotzki, Terrorismus und Kommunismus. Anti-Kautsky (1920), in: Leo Trotzki, Terrorismus und Kommunismus. Anti-Kautsky/Karl Kautsky, Von der Demokratie zur Staatssklaverei. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Hans-Jürgen Mende, Berlin 1990, S. 171.

wandte sich Kautsky gegen seine eigene praktische Politik und so wie er früher der Befürworter einer marxistischen Ideologie war, die, gänzlich getrennt von der Realität, nur ihren Gegnern dienen konnte, wurde er jetzt zum Befürworter der bürgerlichen laissez-faire-Ideologie, die ebenso weit von den aktuellen Verhältnissen der sich entwickelnden faschistischen kapitalistischen Gesellschaft entfernt ist und dieser Gesellschaft ebenso dient wie seine marxistische Ideologie der demokratischen Phase des Kapitalismus gedient hatte. *»Man liebt es heute«*, schrieb er in seinem letzten Werk, *»vom Liberalismus und seiner Ökonomie wegwerfend zu sprechen, und doch ist deren Theorie, die Quesnay, Adam Smith und Ricardo begründeten, in keiner Weise überwunden. Karl Marx selbst hat sie im Grunde anerkannt und weiter entwickelt. Marx hat nie bestritten, daß die liberalen Freiheiten der Warenproduktion für die Entwicklung der Warenproduktion den besten Boden bilden. Er unterschied sich von den Klassikern der bürgerlichen Ökonomie allerdings dadurch, daß sie die Warenproduktion von Privatproduzenten für die einzig mögliche Form der Produktion hielten. Er dagegen anerkannte, daß die höchste Form der Warenproduktion, durch ihre eigene Entwicklung, Bedingungen für eine ihr überlegene Form der Produktion schaffe, die der gesellschaftlichen Produktion, in der die Gesellschaft, identisch mit der Gesamtheit der Arbeiter, über die heute im kapitalistischen Privateigentum befindlichen Produktionsmittel verfügt und sie nicht zu Zwecken des Profits, sondern zur Deckung des Bedarfs der Gesellschaft anwendet. Diese, die sozialistische Produktionsweise unterliegt eigenen Gesetzen, die in vielem von den Gesetzen der Warenproduktion abweichen. Aber wo und solange die Warenproduktion besteht, wird sie am besten gedeihen, wenn in ihr die eigentümlichen Gesetze beachtet werden, die bereits in der Ära des aufkommenden Liberalismus entdeckt wurden.«*[23]

Diese Ideen sind sehr überraschend für einen Mann, der Marx' »Theorien über den Mehrwert« herausgegeben hatte, ein Buch, das erschöpfend bewies, *»daß Marx und Engels zu keiner Zeit ihres Lebens der oberflächlichen Meinung gehuldigt haben, daß sich der neue Inhalt ihrer sozialistischen und kommunistischen Theorie als bloße ideologische Konsequenz aus der stockbürgerlichen Theorie der Quesnay, Smith und Ricardo ableiten ließe«*.[24] Diese Stellungnahme zu Kautsky verweist auf eine notwendige Einschränkung unserer obigen Feststellung, er sei ein hervorragender Schüler von Marx und Engels gewesen. Er war es nämlich nur in dem Ausmaß, in dem der Marxismus in seine eigene beschränkte Auffassung von sozialer Entwicklung und kapitalistischer Gesellschaft eingepaßt werden konnte. Für Kautsky ist die ›sozialistische Gesellschaft‹ oder die logische Konsequenz der kapitalistischen Entwicklung der Warenproduktion in Wahrheit nur ein staatskapitalistisches System. Als er einst Marx' Wertkonzept als Gesetz sozialistischer Ökonomie mißverstand, das nur bewußt anzuwenden sei, anstatt es den ›blinden‹ Gesetzen des Marktes zu überlassen, wies Engels ihn darauf hin, daß Wert für Marx eine streng historische Kategorie sei und daß weder vor noch

23 Karl Kautsky, Sozialisten und Krieg, a.a.O., S. 665.

24 Karl Korsch, Karl Marx, Frankfurt/Wien 1967, S. 61; Siehe auch Engels' »Vorwort zur ersten deutschen Augabe von Karl Marx' Schrift ›Das Elend der Philosophie‹ (1884)« in: MEW 3, S. 175-187 und sein »Vorwort zum zweiten Band des ›Kapital‹« aus dem Jahre 1885, in: MEW 24, S. 7-26.

nach dem Kapitalismus eine Wertproduktion existiere, die sich nur der Form nach von der des Kapitalismus unterscheide.[25] Und wie in seinem Werk »Die ökonomischen Theorien von Karl Marx« (1887), in dem er Wert ebenfalls als historische Kategorie ansah, nachzulesen ist, akzeptierte Kautsky Engels' Feststellung. Später jedoch integrierte er, in Reaktion auf bürgerliche Kritik an sozialistischen ökonomischen Theorien, in seinem Buch »Die proletarische Revolution und ihr Programm« (1922) das Wertkonzept, die Markt- und Geldökonomie und die Warenproduktion wieder in sein Schema einer sozialistischen Gesellschaft. Was einst historisch war, wird ewig; Engels hatte umsonst geredet. Kautsky war dahin zurückgekehrt, wo er hergekommen war, zum Kleinbürgertum, das mit gleicher Intensität sowohl die Kontrolle durch die Monopole als auch den Sozialismus haßt und einerseits rein quantitative gesellschaftliche Änderungen, eine erweiterte Reproduktion im Rahmen des status quo, einen besseren und stärkeren Kapitalismus und eine bessere und umfassendere Demokratie erhofft, andererseits einen im Faschismus gipfelnden oder in Kommunismus übergehenden Kapitalismus fürchtet.

Die Aufrechterhaltung der liberalen Warenproduktion und ihres politischen Ausdrucks wurden von Kautsky der ›Ökonomie‹ des Faschismus vorgezogen, weil dieses System ihm eine lange Zeit der Berühmtheit und nur eine kurze Zeit der Not beschert hatte. So wie er die bürgerliche Demokratie mit marxistischer Phraseologie verteidigt hatte, so verschleierte er die faschistische Realität mit demokratischer Phraseologie. Indem er ihre Gedanken auf die Vergangenheit statt auf die Zukunft lenkte, verhinderte er bei seinen Nachfolgern eine mentale Ausrichtung auf revolutionäre Aktionen. Der Mann, der kurz vor seinem Tod von dem sich ausbreitenden Faschismus von Berlin nach Wien, von Wien nach Prag und von Prag nach Amsterdam vertrieben wurde, veröffentlichte 1937 ein Buch, das in aller Deutlichkeit zeigt, daß, wenn ein ehemaliger ›Marxist‹ ein materialistisches Konzept sozialer Entwicklung durch ein idealistisches ersetzt, er zweifellos früher oder später jene theoretische Grenzlinie erreicht, wo Idealismus in Schwachsinn umschlägt.[26] Es gibt eine in Deutschland kursierende Geschichte, derzufolge Hindenburg, als er eine Parade nationalsozialistischer Sturmtruppen beobachtete, sich zu einem neben ihm stehenden General wandte und zu ihm bemerkte: »Ich wußte nicht, daß wir so viele russische Gefangene gemacht haben.« Auch Kautsky ist mit seinem letzten Buch geistig immer noch in Tannenberg. Sein Buch enthält eine gewissenhafte Beschreibung der von Sozialisten und ihren Vorläufern vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Jetztzeit der Kriegsfrage gegenüber eingenommenen verschiedenen Haltungen. Es zeigt, wenn auch nicht für Kautsky, wie unsinnig Marxismus werden kann, wenn er proletarische und bürgerliche Nöte und Bedürfnisse zusammenwirft.

Kautsky schrieb sein letztes Buch, um herauszufinden, *»welche Haltung (die Sozialisten und Demokraten aller Länder) einnehmen werden, wenn es zum Krieg kommt, trotz unseres Widerstrebens«*. Allerdings, so fuhr er fort: *»Eine bestimmte Antwort läßt sich wohl nicht im Vorhinein geben, ehe nicht der Krieg da ist und wir deutlich sehen,*

25 Karl Kautsky, Aus der Frühzeit des Marxismus, a.a.O., S. 145.
26 Karl Kautsky, Sozialisten und Krieg, a.a.O.

wer ihn herbeigeführt hat, zu welchen Zwecken er geführt wird.« Er tritt dafür ein, daß *»eine der Hauptaufgaben in einem möglichen Krieg für die Sozialisten in der Erhaltung ihrer Einigkeit bestehen* (wird), *damit die sozialistischen Parteien aus ihm geschlossen hervorgehen und in der Lage sind, seine Früchte dort einzuheimsen, wo er zum Zusammenbruch eines volksfeindlichen Regimes führt. Im Jahre 1914 ging diese Einigkeit verloren. Daran leiden wir bis heute. Aber diesmal liegen die Dinge bisher wenigstens einfacher, klarer als damals, der Gegensatz zwischen demokratischen und antidemokratischen Staaten ist viel schärfer ausgeprägt. Da dürfen wir erwarten, daß, wenn es wirklich nochmals zu dem entsetzlichen Unheil eines Weltkrieges kommen sollte, die Sozialisten alle auf der gleichen Seite stehen werden, auf der der Demokratie.«*[27] Seit den Erfahrungen des letzten Krieges und der seitherigen Geschichte gibt es weder eine Notwendigkeit nach dem schwarzen Schaf zu suchen, das für den Krieg verantwortlich ist, noch ist es länger ein Geheimnis, warum Kriege geführt werden. Solche Fragen zu stellen ist jedoch keine Dummheit, wie man glauben könnte. Hinter dieser scheinbaren Naivität versteckt sich die Absicht, dem Kapitalismus in der einen Form zu dienen, indem man ihn in einer anderen Form bekämpft. Sie dient dazu, die Arbeiter auf den kommenden Krieg vorzubereiten und sich dafür das Recht einzuhandeln, sich in Arbeiterorganisationen zusammenzuschließen, an Wahlen teilzunehmen und sich in Verbänden zu sammeln, die sowohl dem Kapital als auch den kapitalistischen Arbeiterorganisationen dienlich sind. Es ist die alte Politik von Kautsky, im Austausch für Millionen tote Arbeiter in den kommenden kapitalistischen Schlachten Konzessionen von der Bourgeoisie zu fordern. So wie die kapitalistischen Kriege, unabhängig von den politischen Differenzen der teilnehmenden Staaten und der unterschiedlichen benutzten Schlagworte, nur Kriege für kapitalistische Profite und gegen die Arbeiterklasse sein können, so schließen sie ebenfalls die Möglichkeit einer Wahl zwischen einer bedingungslosen oder einer an Bedingungen geknüpften Teilnahme am Krieg für die Arbeiter aus. Eher werden der Krieg und sogar die Vorkriegszeit sowohl in faschistischen als auch in nichtfaschistischen Ländern durch eine allgemeine und umfassende Militärdiktatur gekennzeichnet sein. Der Krieg wird die letzten Unterschiede zwischen demokratischen und antidemokratischen Nationen zum Verschwinden bringen. Und die Arbeiter werden Hitler dienen wie sie dem Kaiser gedient haben, sie werden Roosevelt dienen wie sie Wilson gedient haben und sie werden für Stalin sterben wie sie für den Zar gestorben sind.

Kautsky fühlte sich von der faschistischen Realität nicht beunruhigt, da für ihn die Demokratie die natürliche Form des Kapitalismus war. Die neue Situation war nur eine Krankheit, eine zeitweilige Unzulänglichkeit, dem Kapitalismus aber eigentlich fremd. Er glaubte wirklich an einen Krieg für die Demokratie, der es dem Kapitalismus erlauben würde, auf seinem vorgegebenen Weg zu einer wirklichen Gemeinschaft voranzuschreiten. Und seine Voraussagen von 1937 beinhalteten Sätze wie die folgenden: *»Es ist die Zeit gekommen, wo man endlich daran gehen kann, den Krieg als Mittel der Ausfechtung der politischen Konflikte zwischen Staaten vollständig zu beseitigen.«*[28]

---

27 Ebd., S. VII/VIII.
28 Ebd., S. 116.

Oder: *»Das erobernde Vorgehen der Japaner in China, der Italiener in Abessinien ist ein letzter Nachhall einer verschwindenden Zeit, des Zeitalters des Imperialismus. Weitere Eroberungskriege dieser Art sind kaum noch zu erwarten.«*[29] Es gibt hunderte von ähnlichen Sätzen in Kautskys Buch und manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß seine ganze Welt aus nicht mehr als den vier Wänden seiner Bibliothek bestand, in welche die neuesten Werke zur Gegenwartsgeschichte einzuordnen er vernachlässigte. Kautsky ist überzeugt, daß, auch ohne Krieg, der Faschismus besiegt werden wird, der Aufstieg der Demokratie sich fortsetzen und die Zeit für eine friedliche Entwicklung zum Sozialismus wiederkommen wird, wie in der Zeit vor dem Faschismus. Die grundlegende Schwäche des Faschismus erklärt er mit der Bemerkung, daß *»gerade durch diesen rein persönlichen Charakter solche Diktatur die zeitlich auf ein Menschenleben begrenzte Dauer (bekundete)«*.[30] Er glaubte, daß es nach dem Faschismus eine Rückkehr zum ›normalen‹ Leben auf der Basis einer wachsenden allgemeinen sozialistischen Demokratie geben würde, welche die in der großen Zeit der sozialdemokratischen Koalitionspolitik begonnenen Reformen fortsetzen könnte. Heute allerdings ist es offensichtlich, daß die einzig objektiv mögliche kapitalistische Reform die faschistische Reform ist. Und tatsächlich wurde mittlerweile der größere Teil des Sozialisierungsprogramms der Sozialdemokratie, das sie nie in die Praxis umzusetzen wagte, von den Faschisten realisiert. Ebenso wie die Forderungen der deutschen Bourgeoisie nicht 1848 erfüllt wurden, sondern in der folgenden Periode der Konterrevolution, so wurde auch das Reformprogramm der Sozialdemokratie, das sie während ihrer eigenen Regierungszeit nicht realisieren konnte, von Hitler in die Praxis umgesetzt. So erfüllte, um nur einige Beispiele zu nennen, nicht die Sozialdemokratie, sondern Hitler den von den Sozialisten lange gehegten Wunsch nach dem Anschluß Österreichs; nicht die Sozialdemokratie, sondern der Faschismus verwirklichte die gewünschte staatliche Kontrolle von Industrie und Banken; nicht die Sozialdemokratie, sondern Hitler erklärte den Ersten Mai zum gesetzlichen Feiertag. Ein sorgfältiger analytischer Vergleich dessen, was die Sozialisten tatsächlich zu tun wünschten, aber nie taten, mit der aktuellen Politik seit 1933, wird jedem objektiven Beobachter zeigen, daß Hitler nichts anderes realisierte als das Programm der Sozialdemokraten, aber ohne die Sozialisten. Wie Hitler standen die Sozialdemokratie und Kautsky sowohl in Opposition zum Bolschewismus als auch zum Kommunismus. Gerade ein umfassendes staatskapitalistisches System wie das russische wurde von beiden zugunsten einer bloßen staatlichen Kontrolle abgelehnt. Und was zur Realisierung eines solchen Programms nötig ist, wurde von den Sozialisten nicht gewagt, aber von den Faschisten umgesetzt. Der Antifaschismus von Kautsky illustriert nicht mehr als die Tatsache, daß, ebenso wie er sich einst nicht vorstellen konnte, daß marxistische Theorie durch marxistische Praxis zu ergänzen sei, er später nicht in Betracht zog, daß eine kapitalistische Reformpolitik eine kapitalistische Reformpraxis erfordert, als die sich schließlich die Praxis der Faschisten erwies. Aus dem Leben von Kautsky können die Arbeiter lernen, daß der Kampf gegen den Faschismus notwendigerweise den Kampf gegen die bürgerliche Demokratie, den

29 Ebd., S. 656.
30 Ebd., S. 646.

Kampf gegen Kautskyanismus mit einschließt. Das Leben von Kautsky kann, in aller Wahrheit und ohne böse Absicht, in den Worten zusammengefaßt werden: Von Marx zu Hitler.

Der Text erschien zuerst ohne Autorenangabe in: Living Marxism, 7 (Juni)/1939 (4. Jg.), S. 193-207 und wurde wieder abgedruckt in: Paul Mattick, Anti-Bolshevik Communism, London 1978, S. 1-17. Die Angaben in den Anmerkungen wurden zum Teil ergänzt; die Anmerkungen 13 und 14 wurden hinzugefügt.

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Pia Schmitt

Václav Tomek

Anarchismus als eigenständige politische Partei oder als breite Gefühls- und Ideenströmung?

Dokumente zu einer Diskussion über die Zukunft des tschechischen Anarchismus im Jahr 1914

Die tschechische anarchistische Bewegung bildete sich theoretisch und praktisch gegen Ende des 19. Jahrhunderts heraus.[1] Die Auseinandersetzungen über die Aktivitäten der anarchistischen Gruppen und Organisationen, über die Gewerkschaften, über die Formen des anarchistischen Kampfes und über die Ziele der anarchistischen Bemühungen begleiteten die ganze Geschichte des tschechischen Anarchismus von seiner Entstehung bis zur Mitte der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Diese Auseinandersetzungen waren Ausdruck der unterschiedlichen Erfahrungen in der Bewegung sowie der auseinanderstrebenden Vorstellungen von der Anwendung der anarchistischen Ideen. Die Erfahrungen und Erwartungen der anarchistischen Bergarbeiter und Textilarbeiter des böhmischen Nordens waren anders geartet als die Überlegungen und Vorstellungen der Intellektuellen in der Bewegung. Den einen standen die syndikalistischen Bestrebungen mit ihren direkten Aktionen näher, den anderen war der Anarchismus vor allem Ergebnis von theoretischen Überlegungen. Den einen ging es mehr um den praktischen Aspekt und die unmittelbaren Ziele der anarchistischen Bestrebungen, den anderen vor allem um die Wahrung einer den Prinzipien und Ideen des Anarchismus treuen breiten und offenen Bewegung.

Die auseinanderstrebenden Aspekte und Meinungen innerhalb der anarchistischen Bewegung führten vor dem Ersten Weltkrieg in den böhmischen Ländern nach und nach zu einer Konkretisierung der unterschiedlichen Standpunkte und zur Diskussion über den künftigen Charakter der Bewegung. Als es nach dem anarchistischen Kongreß vom 29. bis 31. Mai 1909 in der Zeitschrift »Zádruha« (»Die Gemeinschaft«) optimistisch hieß, es komme *»bei uns ein gesundes Gleichgewicht zwischen der Richtung der Arbeiter und jener der Intellektuellen auf«*, war dies eher Ausdruck eines Aufatmens nach den vorhergegangenen starken polizeilichen Verfolgungen im Jahre 1908.[2] In der Bewegung ging es zu dieser Zeit darum, neue belebende Kräfte für eine verstärkte Organisierung und für neue inhaltliche Diskussionen im Rahmen der unterschiedlichen Tendenzen zu sammeln. Es ging insbesondere auch um die Haltung gegenüber der anwachsenden antimilitaristischen Bewegung in der Jugend sowie um die Einbindung der Jugend in die eigentliche anarchistische Bewegung. Im Jahre 1909 sollte die vom Kongreß eingesetzte »Föderationskommission« ein Organ zur Herbeiführung rascher Beschlüsse sowie für die Lösung von Streitigkeiten und Mißverständnissen sein; nach au-

1 Ein kurzer Überblick über die Geschichte und die Ideen des tschechischen Anarchismus findet sich in dem Beitrag von Václav Tomek, Tschechischer Anarchismus um die Jahrhundertwende, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 12/1992, S. 97-130. Die folgende Dokumentation versteht sich als Ergänzung zu diesem Text.

2 Zádruha (Die Gemeinschaft), 40/1909 (1. Jg.).

ßen sollte sie gegenüber der Öffentlichkeit als Sprachrohr der Bewegung auftreten. Diese Absichten konnten aber kaum umgesetzt werden. Die »Föderationskommission« war nicht imstande, sich durchzusetzen; sie konnte die unterschiedlichen Meinungen und Erfahrungen, die sich in den vorherigen Jahren in der langsam herangewachsenen Bewegung herauskristallisiert hatten, nicht mit einem Schlag überbrücken.

Im tschechischen Anarchismus begann sich der Syndikalismus durchzusetzen, der insbesondere unter den Bergarbeitern in Nordböhmen auf Zustimmung stieß und dessen Ansichten in den gewerkschaftlich orientierten Zeitschriften »Hornické listy« (»Bergarbeiterblätter«) und »Proletář« (»Proletarier«) vertreten wurden.[3] Auch das am traditionellen Anarchismus sich orientierende Periodikum »Zádruha« informierte über den französischen Syndikalismus, allerdings mit dem Zusatz, davon überzeugt zu sein, daß *»die weitere Entwicklung des Sozialismus beide Richtungen über die Köpfe der syndikalistischen und auch anarchistischen Dogmatiker hinweg miteinander verbinden wird«*.[4] Aber das vermeintlich *»gesunde Gleichgewicht zwischen der Richtung der Arbeiter und jener der Intellektuellen«* und der Glaube, daß *»die weitere Entwicklung des Sozialismus beide Richtungen... miteinander verbinden wird«*, blieben nur ein frommer Wunsch. Dem syndikalistisch orientierten Norden blieb daher der Standpunkt näher, daß *»wir Arbeiter sind und stets selbst entscheiden wollen, wie unser Zustand zu verbessern ist«*; deshalb war man der Meinung, daß *»die Bewegung aus Arbeitern besteht, die sich tagtäglich für ihre Ideen herumschlagen müssen«*.[5]

Die sich stark ausweitende antimilitaristische Bewegung der Jugend im Rahmen des Anarchismus war nicht nur eine aktuelle Reaktion auf den erstarkenden Militarismus in den europäischen Ländern, sondern bot auch eine Basis zur Überbrückung der Meinungsdifferenzen zwischen den mehr praktisch und den eher theoretisch orientierten Anhängern der anarchistischen Bewegung. Ende des Jahres 1909 entstand das »Tschechische Agitationskomitee der Jugend«, das sich die Aufgabe stellte, die Ideen der antimilitaristischen Bewegung in der Presse zu verbreiten. Der »Klub der Jugendlichen« in Prag-Karlín entwickelte sich zu Beginn des Jahres 1910 zum Zentrum dieser Aktivitäten. Vlastimil Borek wurde mit seinen antimilitaristischen Artikeln für die Zeitschrift »Proletář« und als Leiter der »Hlídka mládeže« (»Jugendschau«) der Zeitschrift »Zádruha« zum wichtigsten Vertreter dieser Tendenz.

Die Jugendkonferenz vom Februar 1910, welche die Unstimmigkeiten zwischen den nordböhmischen und den Prager Anarchisten beseitigen sollte, beschloß die Gründung der von beiden Richtungen unabhängigen Zeitschrift »Mladý průkopník« (»Der junge Bahnbrecher«). Dieses »unabhängige Organ der tschechischen anarcho-sozialistischen Jugend« sollte die Basis für eine von den Auseinandersetzungen der beiden gegensätzlichen Strömungen unbelastete junge Generation in der Bewegung bilden. Die Zeitschrift bot sich für Bildungstätigkeiten im Rahmen der Bewegung an, zielte auf die

---

3 Im Jahre 1909 erschien im Verlag der Zeitschrift »Hornické listy« (»Bergarbeiterblätter«) die Broschüre Georges Yvetots »Abeceda syndikalismu« (»ABC des Syndikalismus«), übersetzt von A. Šefl, Duchcov 1909.

4 H. Lagradell, Francouzsky syndikalismus (Der französische Syndikalismus), in: Zádruha, 34/1909 (1. Jg.).

5 Z Mostu (Aus Most), in: Hornické listy, 41/1909 (5. Jg.); Most ist eine Stadt im nordböhmischen Kohlerevier.

Überwindung der Streitigkeiten zwischen beiden Richtungen im Kontext antiklerikaler und antimilitaristischer Aktivitäten und verstand den Anarchismus als *»Audruck der brennendsten Sehnsucht nach sozialer Harmonie«*.[6]

Der Antimilitarismus bildete den Ausgangspunkt für einen verstärkten Einfluß der anarchistischen Bewegung in der tschechischen Öffentlichkeit. Nichtsdestotrotz nahm der Streit um den Syndikalismus seinen Fortgang; in der Sicht derjenigen, die an der Verteidigung der anarchistischen Prinzipien und der Idee einer revolutionären Enteignung der herrschenden Schichten festhielten, bedeutete der Syndikalismus eine *»Energieverschwendung und Hinausschiebung des Endziels«*.[7] Der syndikalistischen Tendenz wurde, insofern sie die Politik aus den gewerkschaftlichen Organisationen heraushalten wollte, entgegengehalten, die *»Erläuterung der politischen Ziele des Anarchismus«* dürfe nicht beiseite geschoben werden,[8] und speziell an die Adresse der syndikalistischen Bewegung in Nordböhmen gerichtet hieß es, der *»Anarchismus werde durch einen föderalistischen Sozialismus in Abrede gestellt«*.[9] Erneut wurde daran erinnert, daß der Sozialismus *»ein Kind des Anarchismus«* ist und daß das Hauptziel, *»die Beseitigung des Staates und des Privateigentums«*, nicht vergessen werden dürfe.[10]

Den Auseinandersetzungen um die Beziehungen zwischen Anarchismus und Syndikalismus glaubte man schließlich dadurch Rechnung tragen zu müssen, daß zukünftig die gewerkschaftlichen und anarchistischen Kongresse gesondert abgehalten werden sollten. Die vom Kongreß in Liberec (Reichenberg) zu Weihnachten 1910 eingesetzte »Syndikatskommission« – analog zur »Föderationskommission« aus dem Jahre 1909 – sollte die Gewerkschaftsangelegenheiten lenken, aber auch die Auswirkungen ihrer Arbeit waren begrenzt. Während die Streitigkeiten die Bewegung zunehmend schwächten, waren nur die antimilitaristischen Aktivitäten derart ausgeprägt, daß sie zum Gegenstand polizeilicher Verfolgung wurden und es auch zu Prozessen kam.[11] In diesem Kontext entwickelte sich die Zeitschrift »Mladý průkopník« zu einem Organ, in dem antireligiöse und auf Bildung zielende Inhalte im Vordergrund standen; so informierte sie z.B. systematisch über die bedeutendsten anarchistischen Persönlichkeiten des vergangenen Jahrhunderts und der Gegenwart (z.B. M. Bakunin, P.J. Proudhon, P. Kropotkin, E. Malatesta, J. Grave, E. Reclus, Ch. Malato, F. Pelloutier).

Der unerfreuliche Zustand der Bewegung führte bei jungen Anarchisten zu dem Bestreben, die Bewegung mit neuen Inhalten zu beleben und schließlich sogar zu der Forderung nach einer *»völligen Emanzipation von den ›Alten‹«*.[12] Auf dem Kongreß der

---

6 Ku programu mladé generace anarchistické (Zum Programm der jungen anarchistischen Generation), in: Mladý průkopník (Der junge Bahnbrecher), 4/1910 (1. Jg.).

7 V. Borek, Anarchismus a odborové organiszace (Anarchismus und die Gewerkschaftsorganisationen), in: Zádruha, 40/1910 (2. Jg.).

8 Pryč s politikou z odborovych organiszací (Fort mit der Politik aus den Gewerkschaftsorganisationen), in: Zádruha, 24/1911 (3. Jg.). Der Text stammt wahrscheinlich von Bohuslav Vrbenský.

9 Zádruha, 28/1911 (3. Jg.). Der Text stammt wahrscheinlich von Bohuslav Vrbenský.

10 B. V. (Bohuslav Vrbenský), Jak nejlépe kupředu (Wie am besten vorwärts), in: Zádruha, 26/1913 (4. Jg.).

11 Im Jahre 1909 fand ein Prozeß gegen die Jugend der Volkssozialisten, im Jahre 1911 einer gegen die anarchistische Jugend statt. Vgl. Emil Špatny, Česky antimilitarismus (Der tschechische Antimilitarismus), Praha 1922.

12 L. H., Úvahy málo slavnostní (Wenig feierliche Erwägungen), in: Mladý průkopník, 2/1912 (1. Jg.).

Po-konfiskaci druhé opravené vydání.

MLADÝ PRŮKOPNÍK

NEODVISLÝ ORGÁN ČESKÉ MLÁDEŽE ANARCHISTICKO-SOCIALISTICKÉ

V LOUNECH, DNE 8. DUBNA 1910.

ČÍSLO I. ROČNÍK I.

Vychází 1. a 15. každého měsíce. — Vydavatel a zodpovědný redaktor Leopold Plnkava. — Redakce, administrace a expedice v Lounech, Pivovarská ulice čís. 14. — Reklamace se nepečetí a nefrankují. — Rukopisy se nevrací. — Zásilky peněžní buďte zasílány Fr. Vencovskému, Nová Ves č. 36 u Duchcova. - Jednotlivá čísla 6 h. - Knihtiskárna Ant. Strombacha v Lounech.

I MY SE HLÁSÍME K SLOVU.

Co nejlépe charakterisovalo krásnou a ušlechtilou odvahu mládí v dějinách politického života a duševního rozvoje národů, lidových hnutí a bojů za svobodu, bylo, že tato mládež v kritických chvílích, kdy veškeren život ve starých, přežilých formách společenských útvarů stával se dusným, kdy počínaly jeviti se veškery příznaky toho, že schyluje se k bouřím, vždy přimkla se k tomuto hnutí, které na svůj prapor napsalo si snahy nejvypjatější, cíle nejvyšší a idee nejčistší, k hnutí, které zaujímalo v té veliké armádě bojujících za osvobození lidstva, křídlo nejkrajnější, posici nejvýbojnější a proto také nejnebezpečnější, která vyžadovala na svých lidech nejvíce sebezapření, obětavosti, nadšení a lásky k věci, jíž jen opravdové mládí je schopno.

Tak i česká mládež dělnická hlásí se pod prapor anarchistického socialismu, nedávajíc se odstrašiti tím, že na čas octl se v nehodných rukou a stal se předmětem útoků všech měšťáckých žurnálů a žurnalistických šmoků, kteří užívajíce slova „anarchie" pro označení šlendriánu, zmatku a nepořádku, vtiskují tak na čela nositelů ideí tohoto hnutí signum „stoupenců nepořádku", ač právě idea anarchistického socialismu jest výrazem nejpalčivější touhy po dokonalé sociální harmonii.

Díla a práce ji čeká dosti.

Státy v této formě, jak dnes se jeví, jsou jen pochopy kapitalismu, který svou vyssavačskou politikou přivodil ony nesnesitelné poměry, doléhající nejvíce na ty, od jejichž práce společnost lidská jest odvislou a kteří bohatství a potřeby její tvoří. A tento nespravedlivý pořádek spočívá na dvou pilířích, které slují: militarism a klerikalism a mají společnou basi a základ v lidské nevědomosti, jíž jsou podmíněny.

Bude proto třeba v zakládajících se organisacích mládeže co nejintensivnější činnosti vzdělávací.

Emancipovati se ode vší falešné a nezdravé morálky, přežilých názorů a předsudků a vybojovati tak dříve velikou revoluci v duších, aby jednou v den osvobození nezvrhl se zhroucený nespravedlivý pořádek do starých kolejí.

Vzdělávat a opět vzdělávat musí býti naším heslem.

Tichou a soustavnou prací, i mravenčí pílí a vytrvalostí mořského příboje, drolícího skálu, podhlodávati půdu pod tím, co zhroutiti se má, jakož i včasnými akcemi organisací, hlavně odborových (v nichž mládež bude hráti úlohu štik v rybníce), s použitím všech moderních prostředků jejich boje hospodářského, hnáti útokem proti všemu, co zevnější toho jeviti se bude formou.

List náš má býti mluvčím všech tužeb mládeže této, zrcadlem jejího snažení, úsilí a práce.

Má býti i svědomím a pranýřem oněm politickým stranám, které rovněž socialism, antiklerikalism a antimilitarism vepsaly si do svého programu a jejichž zvrácený poměr k nim jeví se ve zbabělosti a tichošlápství, v kompromisním politickém kšeftaření a fanfaronství tam, kde by bylo třeba poctivého a opravdového úsilí, vážných akcí a věcných projevů.

2. číslo „Mladého Průkopníka" (májové) vyjde dne 1. května.

R. II. — Číslo 1. Praha-Žižkov, v sobotu 11. září 1909. Číslo za 10 hal.

ZADRUHA

ORGÁN ANARCHISTICKÝCH SOCIALISTŮ.

Vychází týdně.

Devátý sjezd českých socialních demokratů.

mk — V těchto dnech sešla se soc. dem. k devátému zasedání. Smíchovský Národní dům hostí mimo soc. dem delegátů plebejců, také výtečníky, květ soc. dem. hnutí — poslance, kteří po slavném klání a porubání na vídeňské obchodní burse rakouských národů přinesli sjezdu dobyté trofeje. Výmluvní sekretáři a redaktoři pečlivi ochranci ryzosti socialismu doplňují dekorační paneau historicky významných dnů českého proletariátu soustředěného ve straně socialně demokratické. 528 delegátů dosvědčuje, že strana se těší velkému počtu příslušníků. Širokost na újmu hloubce.

K sjezdu došlo mnoho projevů z cizích zemí a též delegáti jiné národnosti přišli se pokochati soudružskou láskou a projevovali svůj obdiv nad vyspělostí a mohutností české soc. demokracie.

Nezapomenuto sjezdem i taktiky, která dobře působí na široké vrstvy lidu a při tom stranu nic nestojí aniž působí závazně. Poslány totiž pozdravné manifesty španělským revolucionářům, švédskému dělnictvu, stojícímu v boji s kapitálem a jiné nadšené projevy. Papír to snese a červenati se studem není času ani způsobilosti

Předseda prvního dne sjezdu J. Steiner, jeden z nejstarších účastníků dělnického hnutí, vzpomíná sjezdu markétského před 30 lety a předvádí dnešní stav soc. dem. hnutí. Vzpomíná i zemřelých a mučedníku prvního revolučního hnutí v Čechách, který nedávno zemřel v Americe, J. Pačesovi, jež třetinu svého života strávil v kriminále, dostalo se soudružské cti Vzpomínám podzimního, mlhavého časného jitra, kdy čekali jsme toho trpitele u pankrácké trestnice. A tenkráte ani jeden soudruh nepřišel vítati člověka, jenž při našel v shroucené tělesné schránce odkaz minulé doby poctivých průkopníků socialismu . . .

První den sjezdu věnován zprávě organisační. Sekretář odborové organisace soudr. Brůha, osvědčený řečník a hajitel cifernich zájmů strany učinil na sjezdu rekord výmluvnosti. Žádný i knižecky honorovaný zástupce akciové společnosti nedovedl by tak úsilovně a s takou routinovaností a umem hájiti zájmy společnosti, jak to dovedl soudruh Brůha. Je nahromaděno však příliš mnoho nespokojenosti mezi přemýšlejícími příslušníky a tu bylo nutno dbalému sekretáři, aby všechen svůj um využil k vyvrácení „bludů" kacířstvím načichlých soudruhů.

Činil se seč mohl, ale budoucnost ukáže, jestli tato dobře sekraná hra sekretáře s hajitelem parlamentární činnosti soc. dem. poslanců dr. Soukupem, přinese tu žádanou nápravu odborových organisací, jež mají býti živnou moučkou politických resp. parlamentárních akcí. Fakta den ode dne hromaděna, svědčící o jalovosti parlamentárních akcí pro dělnictvo, prohrávanými hospodářskými zápasy dělnictva stále ještě vzrůstají.

Když počná dav uvažovati je zle pro autority i církve. Že nálada protiparlamentní vzrůstá, je jisto i přes zamazávání funkcionářů, jimž záleží na tom, by strana početně a parádně vyrůstala, ale nezáleží jim pranic na tom, zda-li socialism se v životě obrátí a trpí-li dělník stále vyrůstajícím útlakem. Další politických slibů se již dělnictvo přejedlo a přirozený vývoj, který nemůže skorigovati sebe stkvělejší řečnický výkon, určuje dělníku jiné a bližší cesty k jeho emancipaci.

Ze zprávy organisační vyjímáme: Strana soc. dem. čítá organisací v Čechách 1850, na Moravě 414, ve Slezsku 69, v Dol. Rakouších 123 a v Hor. Rakouších 6. Platících členů je 138.877.

Nebudeme se zatím zabývati správností udaných čísel, protože nám nejsou tak strašně důležitými, prostě jsou to čísla nic nepovídající.

Za to ale ve výtkách sekretáře, soudr. Brůhy jsou uvedená čísla výmluvným dokladem, že zájem dělnictva pro parlamentarism stále klesá. Ve své řeči uvádí jako zlý příklad organisace čítající přes 2000 členů a z nich je jen 168 příslušníků místních politických organisací. A Dr. Winter opět projevuje své podivení nad nepoměrem ve volbách odevzdaných hlasů (7%) a mezi dvěma procenty příslušníků. Konstatuje také, že vzhledem k okrouhlému počtu schůzí, jež vykazuje organ. zpráva, není přírůstek platících příslušníků poměrný.

Z uvedených dokladů, samotnými referenty sjezdu řečenými, je patrna ona vzrůstající absunence vůči polit. manevrům. Absunence jestě je také jiným úkazem, totiž, je jasno, že nepomáhá ani stále vštěpovaná disciplína a mizí ta nedotknutelná svrchovanost vedoucích autorit.

Největší povinnost social. demokrata nevidí soudr. Brůka (a také vytýkal soudruhům, stojícím v popředí hnutí, ono hříšné opomíjení řádů, nařízení a vyhlášek stranou vydaných v proklubování a vyspělosti charakteru, nýbrž v řádném placení a poslouchání řádu strany. Celá řeč tak úporně k jednomu bodu a účelu směřující, byla novým dokladem hesla, jímž řídí se novější etapa soc. dem. strany: „Vivat socialistica, pereat socialism".

Delegát Piták zle si odnesl, že sjezd i stranu kompromitoval svým doznáním vzrůstající nespokojenosti příslušníků strany pravověrné. Předseda neustal jej napomínati a klasickým výrokem, „když si to nemohl vydržeti, měl si jíti do porodnice", odkázal ho do určitých mezí obyčejného vojáka.

Del. Nohýnek z Kralup dovozoval v delší řeči potřebu protiklerikálního časopisu a budování statistiky z církve vystoupivších příslušníků strany. Dále pravil, že není důsledným soc. demokratem ten, kdo dosud je v církvi a že by neměl býti ani účastníkem sjezdu. (Kdyby se to mělo státi skutkem, to by sjezd přišel o čest posloucháti nejparádnější a nejvýznačnější a vlivuplné přednášky.)

Soudr. Piťáka odpravil Steiner a soudr. Nohýnka vzal si na mušku Brůha, který druhého dne sjezdu doslovně jej takto pokáral: Soudr. Nohýnek, sekretář 7. krajské organisace naší v Čechách vytýkal jediný, myslím, zprávě neúplnost v tom směru, že nevykazuje soupis bezvěrců a že v tomto směru nepovídá nic o agitaci proti Římu, která by měla vyvrcholiti ve vystupování z církve. Proti tomu názoru nijak bych se nepostavil, kdyby jej učinil některý z našich soudruhů, kteří prožívají těžký život našich organisací venkovských. Jinak je to, slyšíme li takový názor z úst sekretáře krajského, který má býti duší kraje a soudr. Nohýnek snaží se, aby byl duší kraje, to mu rád dosvědčuji. Ale organisátor, který má řídit kraj a všechny organisace, ten nemůže při daných poměrech stát na takovém názoru. Názor takový znamená znemožniti přístup do obcí vůbec a poněvadž my stojíme na programovém stanovisku, předpokládajíce, že náboženské názory jsou věcí soukromou, musíme lid vychovávati, uvědomovati a pak nepochybujeme, že nastane okamžik, kdy člověk vyspěje určité výše, že musí si udělat pořádek sám, a každé jiné zakročování, každý jiný způsob agitace byl by nezdravý a nesprávný. Nesouhlasím proto se závěrem soudr. Nohýnka. Jsme lidé živoucí a poměrům, za jakých musíme pracovat, musíme přizpůsobit svou agitaci i způsob organisování.

V době, kdy klerikalism vzrůstá a otravuje svým duchem život, v době kdy pařáty své vtíná do živoucího organismu společen-

»Tschechischen anarchistischen Föderation« von Weihnachten 1912 sprach man sich für eine Belebung der Bewegung aus, widersetzte sich jedoch den Tendenzen zu einer Absonderung der Generationen innerhalb der Bewegung. Man hielt an der Idee des Generalstreiks und dem Endziel – der Beseitigung des Staates und des Privateigentums – fest, sprach sich aber auch für die Beteiligung an der Gewerkschaftsarbeit aus: *»Wir halten den Syndikalismus für eine praktische Bewegung der Gegenwart und einen Zweig des heutigen Anarchismus, der der Verwirklichung der anarchistischen Idee dienen soll; daher sind auch alle Anarchisten in Böhmen aktive Mitglieder der syndikalistischen Organisation.«*[13]

Die Erfahrungen mit den andauernden unfruchtbaren internen Streitigkeiten der Bewegung einerseits und die Konzentration auf Fragen des öffentlichen politischen Lebens andererseits festigten bei dem Repräsentanten der jungen Generation, Bohuslav Vrbenský, die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Weiterentwicklung der bisherigen Formen der anarchistischen Bewegung. *»Wir müssen unserer Zeit ungewöhnliche politische Bedeutung beimessen. Die Situation schreit geradezu nach neuen Leuten, nach Politikern im guten Sinn des Wortes, die aus dem gesunden Volk kommen und nicht vom Verfall des Parlamentarismus angesteckt sind«*, schrieb er im April 1913.[14] Die von Vrbenský aufgeworfene Frage der Umwandlung der anarchistischen Bewegung in eine politische Partei erwies sich als ein schwieriges Unterfangen; es ging um die Möglichkeit, die Bewegung in die organisierte Struktur einer politischen Partei zu überführen und gleichzeitig das Prinzip der lockeren nichthierarchischen Vereinigung zu respektieren, also die Tradition der unabhängigen anarchistischen Gruppen beizubehalten, deren Einzigartigkeit und Existenzberechtigung gerade auf dem Unterschied zu den übrigen politischen Parteien basierte.

Die Initiative zur Belebung der anarchistischen Bewegung ging von den Aktivitäten der Prager Anarchisten aus. Am 27. November 1913 fand eine offensichtlich stürmisch verlaufende außerordentliche Sitzung der Prager Anarchisten statt, auf der beschlossen wurde, den regelmäßigen Kongreß der »Tschechischen anarchistischen Föderation« von Weihnachten auf Ostern 1914 zu verlegen, damit unterdessen die anliegenden Probleme der Bewegung in allen Gruppen der »Föderation« behandelt werden könnten. Bohuslav Vrbenský trug seinen Vorschlag hinsichtlich der Umgestaltung der Bewegung in eine politische Partei vor, während Michael Kácha seinen ablehnenden Standpunkt äußerte und vor dem unbegründeten Bemühen warnte, die politischen Prinzipien der Bewegung der aktuellen politischen Situation anzupassen.[15] Auf der Sitzung wurde ein Informationskomitee gewählt, das die Umsetzung des Vorschlags hinsichtlich einer Transformation der Bewegung vorbereiten sollte.[16] Das Komitee trat jede Woche in

13 Bericht über die Konferenz der Arbeiterkommission der »Tschechischen anarchistischen Föderation« für die Wiener Zeitschrift »Wohlstand für alle«, 14/1913 (Autor war R. Máša).

14 Bohuslav Vrbenský, O vyznamu politického boje (Über die Bedeutung des politischen Kampfes), in: Zádruha, 3/1913 (5. Jg.). Nähere Angaben zu Bohuslav Vrbenský finden sich in der Anm. 72, S. 129 des in Anmerkung 1 erwähnten Textes.

15 Nähere Angaben zu Michael Kácha finden sich ebd.

16 Zu dem neun Mitglieder umfassenden Informationskomitee gehörten u.a. Bohuslav Vrbenský und Michael Kácha. *»Kácha fügte sich scheinbar der Mehrheit und nahm sogar die Wahl in das sofort gewählte neun Mitglieder umfassende Informationskomitee an«*, heißt es in dem vertraulichen Bericht der Polizeidirektion vom 3. April 1914; zit. nach R. Wohlgemuthová, Príspěvek k dějinám

Prag-Žižkov zusammen. Es konstituierten sich zudem territoriale Sektionen in den böhmischen Ländern,[17] zu deren Sekretär Michael Kácha ernannt wurde, der zugleich auch zum Sekretär der »Tschechischen anarchistischen Föderation« gewählt wurde. Kácha arbeitete seine Kritik an Vrbenskýs Konzept schriftlich aus und beide Papiere wurden gleichzeitig an alle Gruppen geschickt, damit auf der Grundlage einer Diskussion dieser beiden Papiere das Programm des anstehenden Kongresses vom April 1914 zusammengestellt werden konnte.

Die Diskussionen, vor der die tschechische anarchistische Bewegung jetzt stand, hatten einen wesentlich anderen Charakter als die vorherigen internen Polemiken; es handelte sich jetzt um eine die Bewegung belebende Reflexion der grundlegenden Fragen. Die Idee der Transformation der Bewegung in eine politische Partei stützte sich auf die positiven Erfahrungen mit den antimilitaristischen und antiklerikalen Aktivitäten der letzten Jahre, von denen manche – insbesondere die Protestaktionen gegen die Ermordung des spanischen Pädagogen Francisco Ferrer – eine größere Öffentlichkeit erreicht hatten. Andererseits war es tatsächlich schwierig, diese Idee mit der bislang deklarierten pogrammatischen Ablehnung der politischen Parteien in Einklang zu bringen.

Vrbenský formulierte in seinem Papier einen Standpunkt, der eine ganz bestimmte Lösung jener Probleme anvisierte, die seit der Jahrhundertwende in verschiedenen Fomen in der Bewegung aufgetaucht waren, Streitigkeiten und Unsicherheiten mit sich gebracht und zuletzt zu einer Schwächung der Bewegung geführt hatten. Die entscheidenden Widersprüche hatten sich zwischen dem im Laufe der Jahre sich geradezu programmatisch herauskristallisierenden Syndikalismus der nordböhmischen Gewerkschaftsorganisationen (»Tschechische Föderation aller Gewerkschaften«, 1904; »Bergarbeiterföderation«, 1907; »Landesverband der Bergarbeiter«, 1909; »Gewerkschaftsvereinigung der ›Ochrana‹-Arbeiter«, 1910) und den in der »Tschechischen anarchistischen Föderation« (1904) zusammengeschlossenen Intellektuellen und Literaten herausgebildet, die gegenüber der praktischen Gewerkschaftsarbeit mit ihrem Hang zur politischen Neutralität und der Ausrichtung auf unmittelbar ökonomische Belange an den theoretischen Grundsätzen des europäischen Anarchismus festhielten.

Indem Vrbenský aus *»praktischen Gründen«* nach Auswegen aus diesem Dilemma suchte, wies er zugleich auf Probleme hin, die über den Horizont der anarchistischen Ideen hinausreichten. Schon allein der Umstand, daß erneut sowohl die Prinzipien als auch die unmittelbaren Aufgaben der anarchistischen Bewegung auch unter den Mitgliedern überdacht werden mußten, brachte eine neue Mobilisierung mit sich. In dieser Hinsicht trug auch die Kritik Káchas dazu bei, den Charakter und die Reichweite sowie den Sinn und die Gültigkeit der Ideen der anarchistischen Bewegung erneut zu überdenken.

českého anarchistického hnutí (Ein Beitrag zur Geschichte der tschechischen anarchistischen Bewegung), Praha 1971, S. 62.

17 Südböhmische, nordostböhmische, nordwestböhmische, mährisch-schlesische und mittelböhmische Sektion. Zur mittelböhmischen Sektion gehörte die Prager Gruppe, die so etwas wie ein Zentrum der Bewegung darstellte. Ihr gehörten noch vier Gruppen mit in den böhmischen Ländern anerkannter Kompetenz an: Der »Freie Allstudentenverband«, die »Freie Vereinigung unabhängiger Frauen«, der »Verband der anarchistischen Glaubenslosen« und die »Zentrale Jugendgruppe«.

Ročník 5., číslo 14. DUCHCOV, dne 11. června 1909. Jednotlivé číslo za 10 hal.

HORNICKÉ LISTY

Orgán hájící zájmy horníků, hutníků a jim příbuzných odborů v Rakousku.

Motto: Osvobození dělníků bude dílem jich samých. — Sdružení volné k volnosti cestu si klestí. — Přímou akcí k obrození proletariátu.

Vychází každý týden ve čtvrtek s datem následujícího dne. Předplatné v Rakousku-Uhersku na rok 6 K 24 h, na půl roku 3 K 12 h, do Německa na rok 6 K 76 h do ostatních států na rok 7 K 80 h. — Redakce administrace a výpravna v Duchcově, Tělocvičná ulice, číslo 521 — Rukopisy se nevracejí.

Vydavatel a zodpovědný redaktor Václav Draxl. Majitel sr. výbor federovaného hornictva. — Peněžité zásilky budtež zasílány na Tomáše Kate, Duchcov č. 521. Knihtiskárna Ant. Strombacha v Lounech, na Valich.

O neoprávněné exekuci na mzdu.

Loňského roku přinesli jsme v čísle 28. „Hornických Listů" článek o vyneseném rozsudku okresního soudu ve Slaném, dle kterého jest horníkům nepřípustné provésti exekuci na mzdu úkolovou a šichtovní, podle znění horního zákona. Oliskli jsme i rozsudek, takže celý odbor hornický jest si vědom, že ze mzdy horníkům se nesmí zajímati daň z výdělku a pod.

Nicméně na berním úřadě to nezná státní fiskus a proto, když uběhlo několik měsíců, počíná hra znovu. Zákon je zákon a při každém jsou dvířka pro ty, kteří jej robili pro jiné. Daň z výdělku možno strhovati ze mzdy na dolech, když horník dá k tomu dobrovolně své svolení a tu objevilo se v okresu Mosteckém, že na celé řadě dolů se počala strhovati daň z výdělku. Při intervenci více horníků stran právní ochrany u „Zemské jednoty horníků" v Mostě jsme zjistili, že na některých hornicích vynucené bylo přiznání od vykonávajících berních zřízenců, že se uvoluji daň zaplatit s ověřením podpisu. To stačilo co dobrovolné zmocnění strhovati daň ze mzdy. V poslední chvíli se dovídáme, že i na Duchcovském okresu se takto praktikuje a neoprávněně strhuje daň ze mzdy. —

Za tou příčinou množí se poptávky po „Hor. Listech", kdež slánský rozsudek okresního soudu otisknut. Přicházíme tedy všestranným přáním horníků vhod s otisknutím zmíněného rozsudku, otisknutého v „Hor. Listech" dne 17. července 1908 v 28. čísle, jak následuje:

Usnesení.

V exekuční věci c. k. berního úřadu v Slaném c. k. erara proti Frant. Chvojovi, hornímu ve Vinařicích, pct. 7 K 90 h s příst. učinil podlustník firma Pražsko-tuzexitská společnost na Kladně zde u soudu návrh na zrušení exekuce nanesením rdejího soudu ze dne 12. května 1908 č. j. E310/8/I. povolené a to z moci čl. 39. odst. 2. ex. ř. s tohoto důvodu, že exekuce na úkolní a šichtovní mzdu horníků vůbec jest nepřípustna.

Návrhu tomuto se místa dává a exekuce nanesením rdejího soudu ze dne 12. května 1908 č. j. E 310/8/I. povolená se z moci úřadní dle § 39. odst. 2. ex. ř. zrušuje.

Důvody.

Dle art. IX. odst. 11. nov. zák. k exekučnímu řádu čelný z platnosti předpisy všeobecného zákona horního ze dne 23. května 1854 č. 146 ř. z., tudíž také předpis § 207. téhož zákona, dle něhož nemá místa na úkolní neb šichtovní mzdu horníků ani soudní obstávka, ani exekuce. Než i exekuce na tuto mzdu jest ze dle art. IX. odst. 10. téhož novovacího zákona svent dle § 7. zákona ze dne 29/4. 1873 č. 68 ř. z. i pr. daňovou pohledávku nepřípustnou, poněvadž ustanovení tohoto právě zákona takovéto zástupní platy, které následkem zvláštního ustanovení zákonného (§ 207. zák. horního) vůbec obstavený býti nemohou, neb jen částečně se nevztahují.

Z těchto tudíž důvodů bylo návrhu podlustníka na zrušení této exekuce místo dáno přes protest vymáhajícího ředitele.

C. k. okr. soud v Slaném odd. III., dne 22. června 1908.

Beschluss.

In der Exekutionssache des k. k. Steueramtes in Schlan mne des k. k. Aerars gegen H. Franz Chvoj, Bergarbeiter in Winaritz, hat der Drittschuldner die Firma Prager-Eisen-Industrie-Gesellschaft in Kladno hg. den Antrag auf Einstellung der mit dem hg. Beschlusse vom 12. Mai 1908 G. Zahl E 310/8/I. bewilligten Exekution, u. zwar von Amtswegen im Sinne des § 39. ab. 2. E. Ordn. aus den Grunde gestellt, dass auf den Oeding oder Schichtenlohn der Bergarbeiter überhaupt irgend eine Exekution findet nicht statt.

Diesem Antrage wird stattgegeben, und die mit dem hg. Beschlusse vom 12. Mai 1908 G. Z. E. 310/8/I. bewilligte Exekution wird vom Amtswegen gemäss § 39. ab. 2. E. O. eingestellt.

Gründe.

Gemäss Art IX. Abs. 11. des Einführungsgesetzes über das Exekutions verfahren, warden die Vorschriften des Allgemeines Berggesetzes vom 23. Mai 1854 No. 146 R. G. Bl., daher auch die Vorschrift des § 207. desselben Gesetzes in Kraft erhalten, nach welcher auf den Oeding oder Schichtenlohn der Bergarbeiter findet weder gerichtliches Verbot noch Exekution statt. Aber auch eine Exekution auf diesen Lohn ist nach Art. IX. Abs. 10 des zitierten Einführungsgesetzes bezw. nach § 7. des Ges. vom 29. April 1873 No. 68 R. G. Bl. selbst wegen einer Steuerforderung unzulässig, weil die Bestimmungen dieses Gesetzes auf solche Dienstbezüge, welche zu Folge besonderer gesetzl. Bestimmungen (§ 207. des Berggesetzes) gar nicht oder nur theilweise mit Verbot gelegt werden können nicht anwendbar sind.

Also aus diesem Ürdnden wurde dem Antrage des Drittschuldners auf Einstellung dieses Exekution trotz Protestes des betr. Gläubigers stattgegeben.

K. K Bezirksgericht Schlan, Abt. III., am 22. Juni 1908.

Anarchističtí horníci na neoprávněnost tuto již před léty poukazovali, opírajíce se na znění zákona horního. Podložili jsme neoprávněnost tuto v našich listech paragrafy horního zákona. Vše marno. Ani horníci ani okresní úřady tuto nesprávnost neodstranily. Naopak stranily i vykonavatelům exekuci, činí dopustily se trestních skutků.

Tu konečně soudně právo bylo horníkům přiznáno. Protože, jak svrchu dotčeno, berní úřady zahájily v této věci opětnou činnost s prostředky ať nedím donucovacími, aniž by trestní soudy a státní zastupitelstva tuto činnost za trestnou uznaly, nutno se horníkům samotným brániti. Připouští se i to, že majitelé dolů uchopí se brzdy ve prospěch berních úřadů, aby horníky od svého přiznání práva ve věci této odvrátili. Očinou se tím horníci ve dvojitém ohni, kde by mohli býti poraženi, kdyby nebyli solidárními.

Věc sama týká se všech horníků bez výjimky. Všestranná obrana jest tedy nutna, ba žádoucí.

Psali jsme obšírně o celé této záležitosti v loňském ročníku t. l., netřeba celou tuto manipulaci opakovati, stačí slanský soudní nález, svrchu otisknutý. Horníci již porozumí, jak se ve věci této, v každé případnosti s tímto souvisící, mají zachovati.

Rady další netřeba. Paragrafy, jimiž soudy se vždy vůči horníkům v této věci ohánějí, poslouží nyní horníkům proti soudům. A protože jsou úřady po této stránce v neprávu, bude snadno horníkům zvítěziti.

♥ ♥

Sjezd českých anarchistů v Praze.

Sjezd původně projektovaný na 10. a 11. dubna t. r. do Mladé Boleslavi, svolán a přeložen do Prahy. Proč se tato změna stala, lze každý čtenář pousoudit sám. Již při ohlášení sjezdu na den 10. dubna do Mladé Boleslavi zahájeno štěrení se strany státních orgánů. Co to znamená, je veřejným tajemstvím.

Za druhé bylo zapotřebí k sjezdu lépe připraviti půdu, by vykonal přání organisací.

Z těchto důvodů byl sjezd odložen a konečně svolán na dny 29., 30. a 31. května do Prahy.

Sjezd zahájen byl 29. května večer předporadou, na které vyřízeny záležitosti administrační a j. formálnosti, týkající se sjezdu. Některé sporné otázky současné úplně se vyřídily, tak že předešlo se každému rušení sjezdu; předporada skončena ku spokojenosti a zdaru příštího jednání.

Druhý den zahájen sjezd denním pořádkem: 1. Organisace mládeže. 2. Taktika a organisace.

K prvnímu bodu poukázáno k organisacím mládeže v politických stranách. — Úzkoprse a jednostranně vychovávána jest vzhledem k socialismu, střežena a dokonce zakázáno mládeži jakýchkoli styků s lidmi jiného politického přesvědčení. Touto výchovou nevychovávají se stoupenci socialismu, nýbrž stranící, škodliví sociálnímu hnutí dělnickému pro jeho malý obzor poznání.

Poukázáno i na to, že staří harcovníci překáží mládeži v organisování, jejímu rozmachu mládí, starými, přežilými názory starých lidí.

Po výměně mnoha názorů stran této otázky podán v tom směru návrh, kterýž byl přijat.

Ročník III. Liberec-Horní Růžodol, dne 23. dubna 1908. Číslo 8.

Proletář.

Číslo 10 hal. ▪ **Časopis hájící zájmy pracujícího lidu.** ▪ Číslo 10 hal.

Vychází každou druhou středu s datem následujícího dne. — Reklamace se nefrankují a nepečetí. — Redakce a administrace nalézá se v Horním Růžodole č. 223 u Liberce. Předplatné v Rakousko-Uhersku obnáší na rok 3 kor., do Německa 3 marky, do ostatních států 4 franky. — Redakční uzávěrka jest vždy v neděli před vyjitím čísla.

REDIGUJE ALOIS PLICHTA.

Od slov k skutkům.

Slyšíme oprávněné námitky našich kamarádů, že až přes příliš theorisujeme, ale málo ve skutečnosti provádíme.

Jsou zcela správná tato slova, ačkoliv je ponejvíce slyšíme od kamarádů, kteří měli příležitost vyšinouti se duševně nad své ostatní kamarády, ale z kterých se časem stávají lidé pohodlní, ba přímo lenoši, aneb, abych užil správného výrazu: »staří pessimisté«. Ano, máme v našem hnutí dosti takových kamarádů, kteří by mohli a měli by schopnosti mnoho dobrého vykonati, ale nechce se jim. Jsou až přes příliš pohodlní; jest prý to také anarchistické, říkají. A co těch schopných kamarádů, kterým jest největším ideálem divadlo, nepočítaje ani ony, kteří jako anarchisté se nenechají obmezovati ve své svobodě, ani tenkráte, když celou noc hrají karty a prohrají několik zlatých a pak když se mají přispěti nějakým haléřem na zmírnění bídy spolubratří, dají desitihaléř a myslí, že již vykonali svou povinnost, jak vůči trpícím tak vůči svým ideálům.

Tyhle ty stesky slyšíme všady!

Následkem této pohodlnosti práce schopných kamarádů, kteří docela dobře dovedou námitky vůči jejich pohodlnosti odbýti: »Já se nenechám ve své svobodě omezovati«, stává se, že naši čilí, ale méně nadaní kamarádi bývají přivedeni často do nesnází. Kolikráte se na schůzi politické strany hází špína a kal na nás a přítomný náš kamarád jest nucen k tomu přihlížet, není tolik schopen slova, by podobné spílání náležité odrazil, co zatím schopný kamarád sedí doma anebo dokonce při kartách.

A abych nezlehčoval. Tito naši kamarádi, kterým já říkám »staří pessimisté« a jimž je anarchistické hnutí hezky pohodlné, dovedou za to práci slabších kamarádů náležitě kritisovati. **Spolupracovati, poučovati a býti rádcem, dávati příklad,** to nedovedou, ale kritisovat dovedou řádně. Prostřourat časopis, každé slovo prozkoumat, zda-li v sobě neskrývá něco závadného aneb scházi-li někde čárka, to jisté najdou a dovedou zkritisovati.

Ale dosti již! Zašel bych až přes příliš daleko a to jsem vlastně neměl na mysli, když jsem vzal péro do ruky. Nepovšimnu si úšklebku kamaráda, který jistě zachránil čistotu anarchismu tím, když kritisoval slovo »jediné« ve větě: »že organisaci, která vede přímo ku cíli, jest jediné Č. F. V. O.«

FEUILLETON.

Ochotnictvo a kultura.

Mám za to, že není třeba šáhodlouze se rozepisovati o kulturním poslání divadelního ochotnictva. To ví, aspoň má věděti každý současník doby. A zvláště v českých menšinách má státi ochotnictvo na prvním místě v obrozovací práci. Že tomu tak až na malé výjimky není, a že z ochotnických jednot a spolků nevane ten kulturní duch, který má právo na existenci, ale že se z nich stávají spolky výdělkářské, jest též smutnou pravdou. A již historie nás učí, že první česká divadelní společnost v letech čtyřicátých m. století, Kaj. Tylem z Prahy vyslána po českém venkově, by probouzela lid český a navrátila jej svému jazyku, se přetvořila nesvědomitostí ředitelovou v živnost výdělkářskou. A sledujeme-li dále vývin českého divadelnictví vůbec, až do přítomnosti, nakupí se nám důkazů, že ne čistá láska k mateřštině, ani ne zájem kulturní to jest, že se divadelnictví v Čechách tak rozvětvuje, ale že jen zájem vytloukí peníze. A vykonaly-li před lety div. společnosti na jedné straně něco ve prospěch mateřštiny, pošpatřily se ale také na druhé, by lid na divadelnictví hleděl hodně skrze prsty. To ovšem byly a jsou div. společnosti, a mezi těmito a ochotnictvem jest ještě veliký mezník, který by měl býti již jednou odstraněn.

Nechme stranou tyhle ty trpké pilulky a mluvme výhradně o ochotnictvu vůbec, a u nás zvláště. Myslím, že by se ztěžka našlo v Čechách druhé místo, kde by panovala taková divadelní horečka (já tomu říkám hudlaření) jako v Liberci a ještě více v Růžodole. Zde již nebude skoro spolku, který by nepořádal div. představení. A sotva že by se našel jeden mezi všemi, který si vzal za úkol divadelnictvím lid vzdělávati a uvědomovati. Většina z nich hledí by hra měla název, který by »táhl«, by se hodně vydělalo. U některých se již nenechá říci, že jsou výdělkářské, ale přímo vyděračské. Neštítí se lidu předváděti ten největší škvár, který nejenom že lid nevzdělává, ale který přímo lid kazí, degeneruje. Známý spolek, který za poměrně krátkou dobu, obecenstvo naučil buďto smát k »popukání«, aneb

Káchas Warnungen waren, wie die Entwicklungen nach Kriegsende zeigen sollten, nicht unbegründet.[18] Im Jahre 1914 allerdings erschien die Idee, die Bewegung in eine eigenständige politische Partei zu transformieren, gegenüber Káchas Betonung der traditionellen Prinzipien der Bewegung als attraktiver; zudem verstand Kácha seinen Beitrag nicht als Gegenvorschlag, sondern als kritischen Einwurf. Von heute aus gesehen läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, inwiefern der Weltkrieg und die Ereignisse, die er mit sich brachte, einen Katalysator für die weitere Entwicklung des tschechischen Anarchismus bildeten. Tatsächlich aber scheinen die Tendenzen, die auf eine eigene politische Partei abzielten, im Laufe der Kriegs- und Revolutionsereignisse eine gewisse Bestätigung erfahren zu haben. In der revolutionären Nachkriegsatmosphäre zeigten Anarchisten Verständnis für Disziplin, Autorität und sogar für die Diktatur und fanden den Weg in andere politische Parteien. Manche akzeptierten nicht nur die früher kritisierte sozialdemokratische Ausrichtung auf staatliche und parteiliche Autorität, sondern sogar die kommunistische Forderung nach einer Diktatur des Proletariats. Die Illusionen, die sich viele Anarchisten hinsichtlich ihres Mitwirkens in den vorgeblich revolutionären Parteien machten, mußten sie schon bald aufgeben; als Bewegung konnte sich der tschechische Anarchismus von diesen Illusionen nicht mehr erholen.

18 Ihre Bedeutung enthält diese Warnung insbesondere dann, wenn man sie im Horizont der Nachkriegsjahre liest, als sich die Anarchisten in politischen Parteien wie der sozialistischen oder der kommunistischen organisierten. Über den vorbereitenden Kongreß der tschechischen Anarchisten und über Vrbenskýs Vorschlag, aus dem auch ein wenig zitiert wird, berichtete die tschechische anarchistische Zeitung »Volné listy« (»Freie Blätter«) aus New York (3/15. April 1914, 23. Jg.). Káchas Kritik wurde in dieser Ausgabe nicht erwähnt. In der nächsten Nummer (4/15. Mai 1914) berichtete ein F. J. in seinem Artikel »Anarchistické hnutí v rámci strany?« (»Die anarchistische Bewegung im Rahmen der Partei?«) über beide Standpunkte, wobei der von Vrbenský in Frage gestellt und der von Kácha bejaht wurde. *»Wir sind Anarchisten und Kommunisten«*, schrieb F. J. und weiter hieß es, daß *»die Basis und das Ziel der Anarchie die Freiheit ist«* und daß infolgedessen *»die beschränkte Freiheit doch keine Freiheit ist«* und *»der Anarchismus keine anderen Gesetze (kennt) als die der Menschheit«*.

Bohuslav Vrbenský

Kameraden.

Dem ordentlichen Kongreß all unserer Gruppen, der im April dieses Jahres stattfinden wird, unterbreite ich für mich und für noch einige Kameraden aus der Prager Gruppe zwei eng miteinander zusammenhängende Vorschläge:
1. Ich schlage vor, die tschechischen Anarchisten-Kommunisten, die bisher in unserem Volk unabhängige Sozialisten, anarchistische Bewegung u.ä. genannt werden, sollen den gemeinsamen Namen Partei der Tschechischen Anarchisten-Kommunisten annehmen.
2. Ich schlage vor, ein Programm der Partei der Tschechischen Anarchisten-Kommunisten auszuarbeiten und zu publizieren.
Im folgenden begründe ich den ersten Vorschlag und liefere zum zweiten Vorschlag einen Grundriß. Ich verlange von den Gruppen, beide Vorschläge einer sachlichen Beurteilung zu unterziehen, damit die Vertrauensleute der Gruppen bereits mit einer bestimmten Entscheidung ihrer Gruppen zum Kongreß kommen können.
Der Vorschlag, uns zu einer politischen Partei zu erklären, ist meines Erachtens entscheidungsreif. Im letzten Jahrzehnt beteiligten wir uns aktiv an den Entscheidungen über die aktuellen Entwicklungen in den gewerkschaftlichen, nationalen, kulturellen und sonstigen Fragen. Wir treten demnach bereits in Wirklichkeit als politische Partei mit bestimmten programmatischen Positionen auf; es wäre also nur folgerichtig, das Programm, das wir schon heute zu realisieren bestrebt sind, klar und formell *zu bearbeiten, auf dem Kongreß nach gründlicher Überprüfung und Gestaltung anzunehmen und uns so eine* bestimmte *programmatische Basis für eine* systematische *Arbeit auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet zu geben.* Wir sind nicht irgendeine theoretisch-moralische Bewegung, sondern eine bestimmte politische Partei mit bestimmten taktischen Zielen und Mitteln.

Entwurf des Programms:

1. Wir sind eine eigenständige politische Partei und wir haben ein bestimmtes politisches Ziel, für dessen Verwirklichung wir systematisch arbeiten: Es ist dies der anarchistische Kommunismus bzw. eine Gesellschaftsordnung ohne staatlichen Überbau, in der die ländlichen Landwirtschaftskommunen (die Bauern) und die organisierten Körperschaften der übrigen Fachbereiche der menschlich nutzbringenden Arbeit (Bergarbeiter, Metallarbeiter, Lehrer, Weber, Ärzte, Schuster, Schneider usw.) die ökonomische Basis und die Gesellschaftsverträge zwischen den verschiedenen Gewerkschaften die politische Basis bilden sollen, und nicht das Militär, die Polizei, die Bürokratie, das Parlament, die Gesetze usw. Das gesamte Eigentum *in dieser neuen Gesellschaft, die unser politisches Ziel ist, soll der Allgemeinheit gehören, das Privateigentum fände hier in keiner Form Platz. Was die Details dieser zukünftigen Organisation betrifft, gehen wir von unserem jetzigen Gesichtspunkt aus, von unseren wissenschaftlichen Erfahrungen, die allerdings nicht unabänderlich sind. Ein definitiv bearbeitetes*

Programm müßte sich klar und detailliert und ohne Phrasen *dazu äußern, daß wir die administrative Gestaltung der zukünftigen Gesellschaft den kommenden Generationen zur Entscheidung überlassen wollen.*
Um dieses Ziel unserer politischen Ambitionen zu erreichen und den Weg dorthin zu beschleunigen, verkünden wir unsere bestimmte politische Taktik, die bereits in der Zeit der Ersten Internationale von Bakunin und seinen Genossen ausgearbeitet wurde, nämlich 1) den ökonomischen Generalstreik und 2) den grundsätzlichen Antimilitarismus (auch hinsichtlich einer Volksmiliz). Mit diesen zwei wahrlich sozialistischen taktischen Mitteln betreiben wir eine wirklich soziale Politik, die sich einerseits gegen die staatlichen Organisationen, andererseits gegen den Bestand der heutigen Staaten, gegen den Kapitalismus und gegen die Bourgeoisie richtet. Diese unsere politische Taktik ist reel und sachlich, sie unterscheidet sich von der politischen Taktik der Sozialdemokratie und der Volkssozialisten (von den bürgerlichen Parteien ganz zu schweigen). Sie unterscheidet sich von der parlamentarischen Taktik, die nur scheinbar eine sozialistische ist. In Wirklichkeit sind der Parlamentarismus und die mit ihm verbundenen Aktionen (Parlamentswahlen) eine unrealistische, utopische Taktik (die sich törichterweise auf die Güte der Bourgeoisie und die Gerechtigkeit der Regierungen verläßt); sie eignet sich nur für die Bourgeoisie und nicht für das Proletariat und seine politischen Ziele. Als Verkünder eines wirtschaftlichen Generalstreiks und eines konsequenten Antimilitarismus lehnen wir grundsätzlich Wahlen zu allen Institutionen ab, in denen Gesetze verabschiedet werden, *sowohl zum Parlament als auch zu den Landes- und Reichsvertretungen.*
2. Entwurf eines Nationalitätenprogramms. Als politische Partei wollen wir unsere Nation politisch organisieren. Das endgültige maximalistische Nationalitätenprogramm verschmilzt vollständig mit unserem anarchistischen politisch-wirtschaftlichen Ziel. Wir wollen die Organisation unserer Nation, die uns am nächsten steht und für die wir am besten arbeiten können, im Geist des anarchistischen Kommunismus vorbereiten (so wie wir bei den Russen, Franzosen, Deutschen, Engländern usw. aufgrund ihrer erworbenen Erfahrungen dieselbe Fähigkeit voraussetzen). Unsere Nation existiert heute aber innerhalb der Organisation des kapitalistischen Staates Österreich und territorial in Ländern, welche die offizielle Bezeichnung Länder der Krone des tschechischen Königreiches tragen – wenigstens in ihrer großen Mehrheit. Wie nun ist unser Standpunkt als politischer Partei zum österreichischen Staat und wie ist unser Standpunkt zum sogenannten tschechischen Staat, nach dem sich die tschechischen politischen Parteien im Rahmen Österreichs größtenteils sehnen: die Realisten, die Jungtschechen, die Alttschechen, die radikalen Fortschrittler, die Volkssozialisten, die Agrarier und die Klerikalen? Wir als anarchistische Partei sind natürlich vor allem aus grundsätzlichen Erwägungen gegen eine staatliche Organisation und sind demnach auch gegen Österreich. Für diesen unseren Standpunkt sprechen aber nicht nur prinzipielle, sondern auch praktische Gründe. Wir brauchen Österreich nicht, es fällt uns im Gegenteil zur Last. Die Nation soll für ihren Bedarf und nicht für den Export produzieren, wie es heute die Bourgeoisie verkündet und wie es ihr die sozialistischen Parteien, die Sozialdemokraten und die Volkssozialisten nachplappern. Die Dezentralisierung der gesamten Industrie – die bereits heute, wie sich am Beispiel der Textilindustrie zeigen läßt, nicht mehr, wie früher von England, von einer Nation dominiert wird,

sondern in jedem europäischen und auch außereuropäischen Land einen eigenen Markt herausbildet – wird in allen Ländern im Laufe von einigen Jahrzehnten jeglichen Export überflüssig machen; nur Früchte und Pflanzen, z.B. Kaffee, werden hier Ausnahmen machen und dies ist nicht gesellschaftlich, sondern von der Natur her bedingt. Dies verweist auf die Richtigkeit unserer Annahme, daß die Basis der Volkswirtschaft die eigene Nation ist und diese nur für sich produzieren soll. Unsere Nation, richtiger gesagt, die werktätigen Schichten der tschechischen Nation – Arbeiter, Handwerker, Bauern und Geistesschaffende – produzieren bereits unter den heutigen Verhältnissen derart viel und zahlen zudem derart viele Steuern, was eigentlich nichts anderes als eine Besteuerung der Arbeit ist (!), daß sie nicht nur sich und die faule tschechische Bourgeoisie, sondern auch den größeren Teil der nicht so produktiven österreichischen Länder und den staatlichen Organisationsapparat – die Regierung, die Bürokratie und das Militär – ernähren können. Daraus ergibt sich in aller Klarheit, daß wir nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht Österreich als Parasiten nicht brauchen, sondern auch in politischer Hinsicht, denn gerade unter der hamsterartigen Großmachtpolitik Österreichs leiden wir in allen Bereichen des nationalen Lebens. Das tschechische Proletariat sehnt sich durchaus nicht nach Export und folglich auch nicht nach der Großmachtpolitik Österreichs; wenn die Reichtum und Genuß im Rahmen der heutigen privatkapitalistischen Ordnung anstrebende Bourgeoisie Export benötigt, mag sie sich darum kümmern, eine solche Angelegenheit ist nicht Sache der Sozialisten.

Wir sind also unverblümt gegen Österreich als Staat – ich benenne hier nicht einmal die Unmenge von kulturellen Gründen, z.B. die Gegenreformation – und bekennen uns zum Prinzip der Nationalisierung *im Hinblick auf aktuelle und zukünftige nationale Aktivitäten. Das heißt, daß sich die einzelnen Teile Österreichs zu nationalen Organisationen zusammenschließen sollen, sowohl auf dem Gebiete des gegenwärtigen Österreichs (die Tschechen in Böhmen, Mähren, Schlesien und in der Slowakei), die Ungarn in Ungarn sofern sie dieses Land als Nation, nicht als Staat bewohnen; und die Slowenen mögen sich zu einem Komplex mit Teilen ihrer in anderen Staatsverbänden lebenden Nationalitäten (Polen, Deutsche, Ruthenen, Serbokroaten, Italiener, Rumänen) zusammenschließen.*

Wir müssen demnach für die politische und wirtschaftliche Freiheit unserer Nation arbeiten, wollen aber nicht, daß unsere Nation sich Boden aneignet oder besitzt, der einstmals vielleicht tschechisch war, den aber heute Menschen anderer Nationen, z.B. Deutsche, besitzen. Wir sind gegen den historischen tschechischen Staat, einerseits wiederum aus prinzipiellen Gründen, andererseits aus gerechter Rücksicht auf andere Nationen.

Die Minoritätenfrage kennen wir nur im Rahmen der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung der Gesellschaft, denn wir sind fest davon überzeugt, daß die zwar zahlenmäßig starken, aber durch die Not auf der Suche nach Arbeit nach Nordböhmen, nach Wien oder nach Amerika vertriebenen tschechischen Minderheiten gerne zurückkehren werden, sobald das Volk, gegebenenfalls mit ihrer Hilfe, den ökonomischen Generalstreik und den Umsturz herbeiführt, um nach ihrer Niederlassung in freien tschechischen Dörfern und Städten für sich, für die Gemeinden und das nationale Glück zu arbeiten. (Dasselbe setzen wir bei den Minderheiten der anderen Völker voraus.)

3. Grundriß des Kulturprogramms. In allen kulturellen Fragen erkennt die Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten einzig und allein die Taktik der direkten Aktion an, nicht die der legalisierten; die legislative Taktik ist eine indirekte und den Fortschritt hemmende Taktik. Also: 1) Alle kulturellen Erfordernisse werden durch direkten Druck auf die Gemeinden und öffentlichen Einrichtungen, z.B. durch Streiks der schulpflichtigen Kinder usw. erzwungen.

2) Alles soll für die Gründung freier Schulen, etwa vom Typ der Ferrerschen, getan werden. Wir setzen uns für die Verweltlichung der Mittelschulen und der Universitäten ein.

3) Alle Angehörigen von Religionsgemeinschaften treten aus diesen aus, ohne die legislative Trennung von Staat und Kirche abzuwarten.

4) Sofern Kinder religiös gebunden sind und dem Buchstaben des Gesetzes zufolge von den Eltern nicht aus den kirchlichen Organisationen abgemeldet werden können, werden die Angehörigen der tschechischen Anarchisten-Kommunisten alle Bemühungen darauf verwenden, daß die Kinder weder Religionsstunden, noch religiöse Veranstaltungen besuchen.

5) In den Gemeinden werden sie alle Bemühungen auf den Bau ordentlicher, gesünderer Schulen und deren Versorgung mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln, sowie den Aufbau ordentlicher Schüler- und Lehrerbibliotheken ausrichten. Überall in den Gemeinden soll die fortschrittliche Lehrerschaft unterstützt werden, ebenfalls muß die Gründung von Gemeinschaftshäusern (für Volksbildung und für Vorträge), Theatern und Bibliotheken gefördert werden. Schließlich wird man nach rationellen Lösungen der Gesundheitsprobleme – z.B. im Hinblick auf die Wohnungsfrage und den Bau von Krankenhäusern – suchen und in der Bevölkerungspolitik eine rationelle Geburtenbeschränkung im Rahmen der bestehenden Sozialordnung propagieren müssen.

Das Programm des Kommunal-, des Schul- und des Gesundheitswesens sollte von Fachleuten unter zweierlei Gesichtspunkten in definitiver Form ausgearbeitet werden: a) im Hinblick auf die Gegenwart und b) im Hinblick auf die Ordnung in der künftigen Gesellschaft, der wir entgegengehen.

4. Grundriß des Wirtschaftsprogramms. Endziel der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten und wichtigstes wirtschaftlich-politisches Ziel bei der Durchführung des Wirtschaftsprogramms ist die Organisation der Nation nach dem Prinzip des anarchistischen Kommunismus, d.h. der Vergesellschaftung aller Produktionsmittel und des Konsums, jeglichen Eigentums überhaupt und die Abschaffung des Lohnsystems.

Dieses Endziel strebt die Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten, wie oben angeführt, auch mit evolutionären Mitteln an, d.h. mit einem Umdenken, mit der Gewinnung der Bevölkerung für die Idee eines ökonomischen Generalstreiks und für die Idee eines konsequenten Antimilitarismus. Das Ziel kann durch einen ökonomischen Generalstreik erreicht werden, die Evolution muß notgedrungen in eine Revolution übergehen. Ob der Umsturz gewaltsam sein wird oder nicht, hängt nicht von den Anhängern des allgemeinen Wirtschaftsstreiks, sondern von der Regierung und der Bourgeoisie ab.

Abgesehen von diesem wirtschaftlichen Maximalprogramm will die Partei der Anarchisten-Kommunisten die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung bereits unter der bestehenden sozialen Ordnung verbessern. Diese Bestre-

bungen finden ihren Ausdruck im aktuellen Wirtschaftsprogramm:
1) Kürzung der Arbeitszeit; 2) Beschränkung der Zahl der wöchentlichen Arbeitstage; 3) bezahlter Jahresurlaub; 4) Abschaffung der Nachtarbeit; 5) Abschaffung des Akkordlohns; 6) Einführung von Minimallöhnen; 7) Sicherheitsmaßnahmen in den Fabriken und Betrieben; 8) Einführung von bezahlten und von den Betrieben unabhängigen Arbeitsinspektoren; 9) hygienische Ausstattungen in den Betrieben (Bäder, Duschen usw.); 10) ordnungsgemäße Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung; 11) Gründung von eigenen Konsum- und Produktionsbetrieben; dadurch sollen die Übernahme der Produktion und die Verteilung der Produkte durch die Gewerkschaftsorganisationen vorbereitet werden.
Träger der Ideen der endgültigen Befreiung sowie der aktuellen Erfordernisse in der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten sind einzig und allein die Gewerkschaftsorganisationen der Bergarbeiter, der Textilarbeiter, der Lehrer, der Ärzte, der Metallarbeiter usw., sofern nicht eine ausreichende Anzahl von Angehörigen aus einer Gewerkschaft am Ort der Allgewerkschaftsorganisation vorhanden ist.
In Hinsicht auf das Endziel wird die Taktik der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten vom Generalstreik und vom Antimilitarismus, vom direkten Kampf sowie vom Kampf für aktuelle Forderungen bestimmt; unsere Gewerkschaftsorganisationen setzen sich für direkte Aktionen – Streik, Sabotage, passive Resistenz, wirtschaftlichen und persönlichen Druck auf die Arbeitgeber, wirtschaftlichen Druck auf den Staat und das Parlament, mehrtägige allgemeine Streiks – ein.
Beim Kongreß im April sollte die Notwendigkeit eines eine gewisse Zeit andauernden Generalstreiks als Demonstration für die Invaliditäts- und Altersversicherung erklärt werden. Durch eine zweckmäßige Propaganda könnte die Masse der Unzufriedenen für diesen Gedanken gewonnen werden.
5. Die Organisation der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten unterscheidet sich völlig von der Organisation der anderen politischen Parteien. Grundlegendes Organisationsprinzip ist die Selbstverwaltung. Wichtigste Einheit ist die autonome Gewerkschaftsorganisation. Dazu kommen die Frauen- und Jugendorganisation, die wiederum im Zusammenhang der Gruppe Selbständigkeit genießen.
Von den Individuen der Gruppen und von den Gruppen, welche sich die Vorschläge der Individuen zu eigen machen, gehen die Anregungen für die wirtschaftlichen, nationalen, kulturellen und politischen Aktionen aus, keineswegs also von den Zentralen und von den Exekutivausschüssen, wie dies bei den anderen politischen Parteien üblich ist. Bei uns kann es überhaupt keinen Exekutivausschuß geben. Jede Gewerkschaftsorganisation hat ihren Vertrauensmann, den sie durch Abstimmung wählt. Das Prinzip der Abstimmung ist für uns akzeptabel, denn das tun wir heute überall und schließlich fällt in sachlicher Hinsicht ins Gewicht, daß den als Vertrauensmann Vorgeschlagenen alle aus der Organisation persönlich kennen. Der Vertrauensmann ist gegenüber seiner Organisation rechenschaftspflichtig und daher steht ihr das Recht zu, die Funktion des Vertrauensmannes nach Gutdünken zu ändern und im Laufe des Jahres an verschiedene Mitglieder zu vergeben.
Die Gruppen derselben Arbeitsbereiche im Kreis bilden Kreisföderationen. Die Kreisföderationen haben ihre Kreisvertrauensmänner, die bei der Kreiskonferenz von den Vertrauensmännern aller Organisationen der Föderation gewählt werden. Nur die

Kreiskonferenz aller Gruppen ist berechtigt, neue Kreisvertrauensmänner zu ernennen. Die Kreisvertrauensmänner – gewöhnlich zwei: ein Finanzverwalter und ein zweiter für die übrigen Angelegenheiten – haben die Aufgabe, die initiierten Vorschläge zwischen allen Gruppen ihres Kreises zu vermitteln, die Finanzen der Kreisföderation zu verwalten und die Vertrauensmänner der Organisation jedes Vierteljahr, auf Wunsch der Organisation auch öfter, zu Kreiskonferenzen einzuberufen. Außerdem sind sie verpflichtet, die Landesvertrauensmänner über wichtige Aktionen der Kreisföderation zu informieren. Zwecks Erleichterung ihrer Arbeit bilden die Kreisvertrauensmänner Kreiskommissionen, d.h. aus Fachleuten der Gewerkschaftsorganisation, der Frauen, Jugendlichen und Genossenschaftler sich zusammensetzende Gremien der führenden Propagandisten im Kreis. Diese Propagandisten können von den Kreisvertrauensmännern für einen bestimmten Arbeitsbereich ernannt werden.

Die Wahl der Kreisvertrauensmänner erfolgt regelmäßig für ein Verwaltungsjahr.

Die Kompetenz für Entscheidungen über Aktionen, die sich auf die ganze Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten beziehen, hat nur der Kongreß aller Organisationen, der mindestens einmal im Jahr, in dringenden Fällen auch mehrmals, zusammentritt. Der Kongreß wird von den Landesvertrauensmännern für jenen Zeitpunkt einberufen, der stets vom vorherigen Kongreß festgelegt worden war. Die Landesvertrauensmänner werden vom Kongreß aller Gruppen für die Zeit eines Jahres gewählt. Ihre Zahl wird je nach Bedarf festgesetzt: ein Finanzverwalter und je ein Verantwortlicher für die Gewerkschaften, für antiklerikale Angelegenheiten, für den Häftlingsfonds und für den Agitationsfonds.

Die Landesvertrauensmänner sind u.a. verpflichtet, die Kreisvertrauensmänner über alle wichtigeren Aktionen in den einzelnen Kreisen zu informieren, Statistiken aller Fachbereiche zu führen, die Finanzen auszuweisen und Berichte an die Kreisvertrauensmänner über die Pressemeldungen usw. weiterzugeben.

Die Landesvertrauensmänner sind nicht befugt, über Aktionen zu entscheiden, die in den einzelnen Gewerkschaftsorganisationen, in den Kreisföderationen oder in der ganzen Partei geführt werden sollen. Sie sind lediglich administrative Arbeitskräfte und können ansonsten in den lokalen Organisationen oder bei den Kongressen der Kreisföderationen oder der ganzen Partei aktiv werden.

Am Kongreß der ganzen Partei können sich die Parteimitglieder ohne Unterschied beteiligen.

Jeder hat das Recht, beim Kongreß seine Ansichten zu den vorgegebenen Programmpunkten zu äußern; das Recht, *über Resolutionen und verschiedene Programmpunkte, über Anträge usw.* abzustimmen, *haben jedoch nur die Vertrauensmänner der Organisationen. Dieselbe Geschäftsordnung gilt auch für die Kreiskonferenzen!*

Die für die ordentlichen und außerordentlichen Kongresse bestimmten Programmpunkte – Initiativanträge von Einzelpersonen und Gruppen – müssen stets im voraus allen Gruppen zur Entscheidung vorgelegt werden und diese sind berechtigt, *entweder schon zu Hause zu entscheiden, ob sie in einer bestimmten Frage dafür oder dagegen sind, oder dem zum Kongreß entsandten Vertrauensmann in der jeweiligen Angelegenheit nach eigenem Gutdünken freie Hand zu lassen. Falls sich die Gruppe bereits zu Hause entschieden hat, muß der Vertrauensmann auf einem von der Organisation beglaubigten Schreiben nachweisen,* wieviele Mitglieder der Organisation *sich für bzw.*

gegen einen Beschluß entschieden haben. Die Begründung dafür ergibt sich aus den folgenden Ausführungen.
Beim Kongreß entscheidet die einfache Mehrheit, die wie folgt ermittelt wird: Es stimmen nur die Vertrauensmänner der Gruppen ab, bei denen die Mandatskommission festgestellt hat, für welche Gruppe bzw. Gewerkschaftsorganisation sie entsandt worden sind und wieviele ordnungsgemäß die Parteibeiträge zahlende Mitglieder sie vertreten. Bei der Abstimmung wird zusammengezählt, wieviele Mitglieder insgesamt für bzw. gegen einen Beschluß sind. Dadurch wird ein Resultat erzielt, das Ausdruck des Willens der gesamten in der Partei organisierten Mitglieder ist (Plebiszit).
Der solchermaßen von der Mehrheit des Kongresses angenommene Beschluß ist – bis zu einer eventuell gegenteiligen Entscheidung auf einem folgenden Kongreß – für alle Mitglieder der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten verbindlich, *da es sich nicht um Beschlüsse handelt, die aufgrund einer zufälligen oder einer oktroyierten Mehrheit zustande gekommen sind, sondern durch eine Mehrheit, die in den einzelnen Gruppen verwurzelt ist. Durch diese Art und Weise der Abstimmung werden die Kongresse als höchste Instanz der Partei und deren Beschlüsse tatsächlich nur zu einer* formalen *Willensbekundung aller Gruppen, so daß die Kongresse weder diktatorische Befugnisse haben, noch zu Exekutivausschüssen werden. Vorschläge von prinzipieller Bedeutung – ob sie von solcher Bedeutung sind, entscheiden vor der Debatte über den eingebrachten Antrag die Kongreßvertrauensmänner -, die erst direkt während des Kongresses von Einzelpersonen oder Gruppen zur Erörterung vorgebracht werden, ohne daß man sich vorher um die Infomierung der übrigen Organisationen gekümmert hatte, können beim Kongreß angehört werden; es kann über sie nach Gutdünken der anwesenden Vertrauensmänner der Gruppen sogar durch Abstimmung entschieden werden, aber* verbindlich *werden derart angenommene Vorschläge für alle Mitglieder der Partei erst nach der fälligen Verabschiedung durch den nächsten Kongreß oder aber dann, wenn die Mehrheit der Gruppen nach dem Kongreß ihre Zustimmung erteilt, was von den Landesvertrauensmännern in den Zeitungen der Partei gegebenenfalls bekannt gemacht werden muß.*
Die Höhe der Beitragszahlungen für die Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten – ein gewisser Beitrag für die lokale Gruppe, für die Kreisföderation und an den Finanzverwalter der Partei – überlasse ich dem Gutdünken der Gruppen, aber auch in dieser Hinsicht muß eine gewisse Verbindlichkeit gelten. Der Grundsatz für die Sache des Anarchismus gilt auch hier: Nicht nur Worte, sondern auch gute Taten.
Indem ich diesen Vorschlag allen Gruppen unterbreite, ersuche ich um sorgfältige Erwägung, gegebenenfalls um Ergänzungen und um eine konkrete Entscheidung.

Mit kameradschaftlichem Gruß

Dr. Boh. Vrbenský

Michael Kácha

Kameraden!

In einer Zeit, in der alle politischen Parteien, die sozialistischen Parteien nicht ausgenommen, starke moralische und organisatorische Krisen erleben, entstand der Vorschlag Dr. Vrbenskýs zur Gründung einer tschechischen politischen Partei mit der Bezeichnung Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten.
Wir erklären von vorneherein, uns der Gründung einer neuen tschechischen Partei nicht widersetzen zu wollen, *denn die Verhältnisse erfordern dies vielleicht, aber ganz entschieden müssen wir uns gegen die Gründung einer politischen Partei aussprechen, die den Begriff der Anarchie im Namen führt. Unter dem Druck der Verhältnisse käme es vielleicht auch ohne den Vorschlag von Dr. Vrbenský zur Gründung einer neuen politischen Partei, die eher den Intentionen jener entspricht, die mit den Führungen der bisherigen Parteien unzufrieden sind. Diese Unzufriedenheit, die wir auch bei den Agrariern sehen, ist nur Ausdruck der Sehnsucht nach einer Reform des politischen Lebens, aber noch keine Sehnsucht nach Anarchismus; nicht mehr und nicht weniger.*
Wir protestieren gegen den Vorschlag Dr. Vrbenskýs zur Gründung einer politischen Partei der tschechischen Anarchisten aus denselben Gründen, aus denen wir uns bislang stets allem Kompromittierendem und allen unsere Ideen kompromittierenden Tätigkeiten widersetzt haben. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß wir den guten Willen der Antragsteller nicht anerkennen würden.
Unser Protest ist kein Streit um Worte, es geht uns um tiefere Dinge, *die unter der Obefläche von auf den ersten Blick unschuldig wirkenden Vorschlägen liegen; wir erblicken in diesen eine offensichtliche Keimzelle zukünftiger Kompromisse.*
Nun zu den Gründen.
Wir sind aus folgenden Gründen gegen den Vorschlag des Kameraden Dr. Vrbenský zum Aufbau einer politischen Partei der Anarchisten-Kommunisten:
A) Das Wort »politisch« für sich alleine genommen kann vielleicht Ausdruck der Bemühungen um bestimmte gesellschaftliche Ziele bedeuten, aber sobald dieses Wort mit dem Begriff »Partei« verknüpft wird, hat es eine andere Bedeutung und diese Bedeutung ist in unserem Fall maßgeblich. Politik bedeutet hier eine aus der heutigen staatlichen Ordnung resultierende Tätigkeit, eine Tätigkeit, die in die Grenzen der weiteren Entwicklung dieses Staates eingebunden ist. In dieser Hinsicht kann daher überhaupt nicht von einer politischen anarchistischen Partei gesprochen werden, da dies einen Widerspruch bedeutet. Bei uns versteht man unter politischer Tätigkeit beispielsweise eine solche, die die Sozialdemokraten betreiben, die unter Zuhilfenahme des allgemeinen Stimmrechts und gewählter Vertreter die Erlangung der politischen Macht anstreben, um sie aus den Händen der bürgerlichen Parteien zu übernehmen und an das Proletariat weiterzugeben. Da unsere Ziele und unsere Taktik im Vergleich mit ihr völlig unterschiedlich sind, muß umso mehr vor der gleichen Bezeichnung als politischer Partei gewarnt werden. Auch die politische Tätigkeit betrachten wir als bloße Geschäftemacherei und als Kompromiß mit den bestehenden Verhältnissen. Wir unter-

scheiden zwischen einer positiven, einer opportunistischen, einer loyalen und einer Obstruktionspolitik; alle diese politischen Tätigkeiten verfolgen das Ziel der Machterlangung im Rahmen des Staates und sind somit staatsbildend. Die politische Taktik aller Parteien ändert sich ständig, je nach Bedarf und je nachdem, wie sich die politischen Verhältnisse im Staat gestalten – z.B. durch den Sturz einer Regierung oder die Einsetzung eines neuen, genehmeren Kabinetts.

Unsere Tätigkeit hat offenbar antipolitischen Charakter, da wir die Taktik der direkten Aktion pflegen. Voltairine de Cleyre unterscheidet zwischen zwei völlig verschiedenen Aktionsformen: 1) die politische und 2) die direkte Aktion. Da die Grundlage jeder politischen Aktion die Beschränkung ist, was unseren Prinzipien widerspricht, sind wir gegen die Umwandlung in eine politische Partei und meinen, man solle den Worten nicht eine andere Bedeutung aufzwingen, als sie tatsächlich haben.

B) Wir sind gegen eine Partei:

Wenn eine Partei ihrer ursprünglichen Bestimmung und den bei uns in Österreich üblichen und eingebürgerten Begriffen entsprechen soll, muß sie das moralische Prinzip der anarchistischen Solidarität ablehnen und dieses durch Disziplin und eine Organisation von unfreien und fanatischen Dogmatikern ersetzen.

a) Wenngleich nach dem Vorschlag des Kameraden Vrbenský kein Exekutivausschuß eingesetzt werden soll, kann der Kongreß – der aufhört, wie bisher eine beratende Versammlung zu sein, die Vorschläge nach reiflicher Überlegung zur Verwirklichung nur empfahl – diese Rolle der Exekutivgewalt übernehmen und an eine vom Kongreß gewählte Kommission übergeben, die zwar einen anderen Namen, trotzdem aber die Rolle eines Exekutivausschusses hätte.

b) Wir sind gegen eine Partei auch aus dem Grunde, weil jede Partei zentralistisch ist und wir für eine freie Organisation, für eine autonome föderative Organisation sind. Eine Partei aber kann nicht autonom föderativ sein, da sie ihrem Wesen nach zentralistisch ist (man beachte dazu die Auseinandersetzungen in der tschechischen Sozialdemokratie zwischen »Zentralisten« und »Autonomisten«; in diesem Fall sind die »Autonomisten« nicht wirklich autonom, sie haben den Zentralismus nur auf einen kleineren nationalen Bereich eingeengt). Wenn wir nach dem Vorschlag des Dr. Vrbenský nicht ein einziges Merkmal haben sollen, das eine Partei zur Partei macht (Exekutivausschuß usw.), werden wir uns auch von unseren Charakteristika und von unserer Organisation her völlig von anderen Parteien unterscheiden; aber dann sind wir keine Partei und können es auch nicht sein, denn andernfalls würden wir diesem Begriff eine ganz andere Bedeutung aufzwingen als er hat und wären dann eine Partei, die kein einziges Charakteristikum einer Partei hat.

In einer Partei verliert die Minderheit ihre Rechte und die Mehrheit wird naturgemäß dominierend und somit autoritär; bereits P. Kropotkin hat zu dem Problem von Mehrheit und Minderheit festgestellt, daß die Mehrheit nicht immer recht hat.

c) Wenn der Vorschlag des Kameraden Dr. Vrbenský zum Aufbau einer Partei auf einem Programm beruht, das sich keineswegs von unseren bisherigen Anschauungen über verschiedene Aktionsformen und unseren Betrachtungsweisen zur Taktik unterscheidet, dann wissen wir wirklich nicht, weshalb wir uns zu einer straffen Partei zusammenschließen sollen, zu einer uns nicht entsprechenden Organisation, die sogar von einigen Funktionären in den politischen Parteien als bereits überlebt angesehen

wird. Die Partei ist eine nichtanarchistische Organisation, in der es keine Garantien für freie Entwicklung, freie Übereinkommen und die Nichtunterdrückung des Einzelnen und der Gruppen gibt. Wenn wir also nicht den Charakter einer Partei haben, warum sollten wir uns dann als Partei bezeichnen?
Wenn wir die Bezeichnung Partei übernehmen würden, ständen wir isoliert da, da auch der Aufruf zum internationalen Kongreß der Anarchisten in London folgendermaßen unterschrieben ist: Föderation der Anarchisten Deutschlands, Frankreichs, Englands und nicht Partei der Anarchisten Deutschlands usw.
Vor Jahren gab es bei uns einen Kampf gegen gemäßigtere und kompromißfähigere Ansichten als dies angesichts des Wesens des Begriffs Partei der Fall ist, und heute sind wir bereits soweit, daß wir uns gegen das verhaßte und von uns bereits abgelehnte Parteiwesen verwahren müssen. Dazu ist es nur aus dem Grunde gekommen, weil unsere Bewegung aus Schwäche Kompromisse einging und sich nicht den Bestrebungen von Leuten widersetzte, die sich als Anarchisten bezeichneten und trotzdem bei Parlamentswahlen mitzuwirken imstande waren.
Wir stellen die Frage: Ist deshalb vielleicht die Bezeichnung Tschechische Anarchistische Föderation unpassend und ist es deshalb nicht vielleicht besser, sich als Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten zu bezeichnen?
C) Allgemeine Gründe.
Daß wir uns im letzten Jahrzehnt aktiv an aktuellen Entscheidungen in Gewerkschaftsfragen, an Erörterungen zur nationalen Frage und Problemen der Kultur beteiligt haben, daß wir im politischen Leben Standpunkte beziehen, bedeutet noch nicht, daß wir eine politische Partei sind und es ergibt sich daraus auch nicht die Notwendigkeit, uns in eine solche umzugestalten. Im übrigen können wir auch als Bewegung weiterhin das politische Leben beobachten und uns dabei darum bemühen, bereits heute unsere Prinzipien umzusetzen.
Es ist naiv zu vermuten, daß wir deshalb nicht vorwärts kamen, weil wir keine politische Partei waren. Die Gründe sind völlig andere, sie sind bekannt und müssen nicht erwähnt werden. Wird uns die Umwandlung der Bezeichnung »Bewegung« in »Partei« nützen? Wenn es in den politischen Parteien Unzufriedene gibt, solche, die mit den Parteileitungen nicht einverstanden sind, ist damit noch nicht gesagt, daß sie bei einer Namensänderung unserer Organisation beitreten würden. Sie hatten bereits genug Gelegenheiten, sich uns zuzuwenden, wenn es ihnen tatsächlich um prinzipielle Fragen und nicht bloß um die Unzufriedenheit mit ihren Führern gegangen wäre. Den mit den Führern und mit dem parlamentarischen Politisieren Unzufriedenen geht es eher um eine radikalere Richtung, sicherlich würden sie aber nicht einer anarchistischen Partei beitreten, so wie sie sich auch nicht der anarchistischen Bewegung angeschlossen haben.
Sie haben Angst vor dem Wort »Anarchie« und möchten am liebsten eine andere Partei, vielleicht eine von unabhängigen oder fortschrittlichen Sozialisten. Ansonsten müßten wir bereits einen Zustrom zu unseren Reihen bemerken, da unsere Grundsätze sicherlich derart bekannt sind, daß sie jeder, der mit uns arbeiten möchte, kennt.
Unsere Taktik muß sich auf Grundsätze stützen, die Grundsätze dürfen sich nicht der Taktik anpassen, *die möglicherweise Ergebnis einer Änderung der Verhältnisse oder gar plötzlicher Launen ist.*

Wir halten den bloß verbalen Radikalismus für eine bereits überwundene Angelegenheit und benötigen keine Worte und Programme, sondern Mitarbeiter. Wer bereits heute guten Willens ist, mit uns zusammenzuarbeiten, wartet gewiß nicht auf Programme und den Aufbau einer Partei.
Aus dem Vorschlag des Kameraden Dr. Vrbenský geht hervor, daß ein Zustrom von Mitarbeitern in unsere Reihen deshalb nicht erfolgt sei, weil wir bisher nicht das Prestige einer Partei hatten. Menschen, die aber das Prestige einer Partei brauchen, können keine Anarchisten sein. Weil Kamerad Vrbenský diesen Menschen, die ein Prestige brauchen, entgegenkommen will, ist dies ein Kompromiß *und man muß sich ihm widersetzen, wenngleich wir mit diesem Kompromiß vielleicht einige kompromißbereite Menschen gewinnen könnten.*
Die Anarchie ist eine breite Gefühls- und Ideenströmung, die sich nicht in den engen Rahmen einer Partei zwängen läßt.
Die Anarchie ist nicht bloß eine vernunftgemäße Spekulation, sondern eine Angelegenheit des Gefühls, aus der sich eine moralische Verbundenheit ergibt, die sich nicht erlernen läßt, sondern die empfunden werden muß.
Nur einen kleinen Schritt auf der abschüssigen Bahn der Kompromisse zu tun, den eigenen Standpunkt von Fall zu Fall zu ändern, bedeutet ein rasches Abgleiten in ein Rinnsal, in das bereits alle Parteien hineingerutscht sind.
Einwände gegen den Entwurf des von Dr. Vrbenský vorgeschlagenen Programms.
Es ist eine überflüssige Arbeit, eingehend Satz für Satz, Absatz für Absatz zu analysieren, zum einen weil wir das Programm des Dr. Vrbenský für einen Versuchsballon halten und zum anderen, weil wir gegen den Aufbau einer politischen Partei und demzufolge natürlich auch gegen Details sind, die mit diesem grundsätzlichen Vorschlag zusammenhängen.
Das Programm des Dr. Vrbenský ist vieldeutig und trotzdem unvollständig, es trifft keine klaren Feststellungen und ist unlogisch, stellenweise infolge der Anwendung des Leitwortes »politisch« sogar abwegig, es hat den Charakter von Erwägungen zur Gründung einer Partei, die mehr politisch als sozialrevolutionär ist. Möglicherweise haben auch die Vorbilder, nach denen der Antragsteller sein Versuchsprogramm entworfen hat, diese oberflächliche Uneinheitlichkeit bewirkt, bei der sich purer Radikalismus mit der konservativen praktischen Politik einer sogenannten realistischen Partei abwechselt.
An einigen Punkten des Programms sollen dessen Mängel aufgezeigt werden.
Gegen Kapitel 1 wenden wir ein: Die Behauptung, daß wir schon tatsächlich eine politische Partei seien, ist bedenklich. Dahinter steckt der Mut eines Mannes, der sogar das Leben selbst in die ihm passenden Formen zwängen will. Wir waren Anarchisten und handelten anarchistisch, weil wir uns nach Grundsätzen und nicht nach irgendwie bearbeiteten Programmen richteten. Unsere Arbeitsprogramme wurden stets aufgrund von Erfahrungen erstellt, aber nie ließen wir uns zur Verletzung von Prinzipien herab. Daß wir bereits eine politische Partei seien, ist eine subjektive Behauptung und nicht eine allgemeine Meinung; es ist gleichgültig und kann für uns auch nicht maßgeblich sein, ob uns vielleicht einer dieser Politisierer, die oft das Wort Anarchismus als Unordnung interpretieren, so nennt. Unsere Grundsätze und unsere Taktik basieren auf den Werken unserer Theoretiker und den Erfahrungen der schon lange für diese

Grundsätze kämpfenden Menschen und nur die Unkenntnis dieser Werke und Erfahrungen verursacht eine ideologische Labilität.
Das erste Kapitel enthält eine Wiederholung uns bekannter Dinge, die überraschenderweise in das Parteiprogramm aufgenommen werden. Es wird allerdings nicht näher erklärt, was wohin gehört. Dr. Vrbenský spricht vom grundsätzlichen Antimilitarismus; merkwürdig mutet dann die Stilisierung des Absatzes an, in dem es heißt: »...lehnen wir grundsätzlich Wahlen zu allen Institutionen ab, in denen Gesetze verabschiedet werden...«
Nach dieser Darstellung würde die neue anarchistische Partei, wie den Debatten in der Prager Gruppe bereits entnommen werden kann, Wahlen in den Gemeinden zulassen, da dort keine Gesetze verabschiedet werden; dies ist jedoch im Hinblick auf Erlasse und Anordnungen der Gemeinden eine irrige Interpretation, da deren Einhaltung und Respektierung auf exekutivem Wege erzwungen werden kann.
Zum Teil 2 (Entwurf eines Nationalitätenprogramms): Dieser Teil ist eher eine Polemik und zwar nicht nur eine Polemik gegen die Ansichten der bürgerlichen Parteien, denn er bagatellisiert manchmal sogar die Prinzipien der Internationale. Wenn wir grundsätzlich gegen alle Staatsgebilde sind, ist es überflüssig, sich so weitschweifig mit Österreich zu befassen, dessen staatliche Ziele sich keineswegs von denen anderer Staaten unterscheiden. Ein gewisses Novum in diesem Kapitel überrascht: »Die Nation soll für ihren Bedarf und nicht für den Export produzieren...« Wenn sich dies gegen die Großmachtambitionen Österreichs richtet, dann ist es in Ordnung; dann aber wird diese Aussage zu einem bloßen Schlagwort einer politischen Partei und entspricht nicht den Anschauungen revolutionärer Sozialisten, die keine Staatsgrenzen anerkennen und von daher vernünftigerweise nicht gegen den Austausch von Produkten sein können. Dieser weitschweifig begründete Vorschlag mag für jene akzeptabel sein, welche die anarchistische Bewegung wegen ihres internationalen Standpunktes mit einer gewissen Ablehnung betrachten. Separatismus in nationaler, wirtschaftlicher, kultureller und vielleicht sogar sozialer Beziehung ist ein für den revolutionären Sozialismus unannehmbares Monstrum. Der Vorschlag zum Zusammenschluß der Österreich bewohnenden nationalen Gruppierungen zu selbständigen Staaten stellt eine unnatürliche und, gelinde gesagt, naive Lösung dar. Und was soll das im übrigen? Das bedeutet, sich den Zwängen politischer Gelehrsamkeit zu unterwerfen. Dieser Teil verrät ein sorgfältiges Studium der Programme der sozialistischen und bürgerlichen Parteien und den Zwang zu diesen Programmen entgegengesetzten Schlußfolgerungen. Wie sentimental ist die Vorstellung, daß die Zuwanderer nach der Revolution für sich, für die Gemeinden und für das nationale Glück arbeiten werden.
Kamerad Dr. Vrbenský klammert aus seinem Vorschlag den Internationalismus aus und läßt unsere Zugehörigkeit zur und Verbundenheit mit der internationalen anarchistischen Bewegung sowie unsere Verpflichtungen gegenüber dem neugegründeten Sekretariat der Anarchistischen Internationale außer acht. Das ist ein gewichtiger Punkt, aber wir wollen loyal einräumen, daß es nicht absichtlich geschah. Es ist allerdings verblüffend, der Nationalitätenfrage derart viel Platz zu widmen und auf unsere Standpunkte und unser Verhältnis zur internationalen Bewegung nicht einzugehen. Oder tendieren das Programm und die Bestrebungen der politischen Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten vielleicht zum völligen Separatismus?

Der Grundriß des Kulturprogramms in Kapitel 3, wo vorgeschlagen wird, alle Fragen auf der Basis der direkten Aktion zu lösen, ist so kurz gefaßt und enthält so wenig, daß man hier nicht polemisieren kann. Der Absatz 2 enthält eine langatmige Aufzählung einer riesengroßen Arbeit, die allerdings eine klare Aufschlüsselung und zweckmäßige Verfahrensweisen vermissen läßt.

Absatz 3 *ist sehr unbestimmt gehalten und es wird nicht klar, ob alle Angehörigen der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten konfessionslos sein müssen oder ob Ausnahmen gemacht werden. Bekanntlich nahm der vorjährige Kongreß der Tschechischen Anarchistischen Föderation den Grundsatz an, daß die Mitarbeiter in den Gruppen der Föderation keinen Kirchen angehören dürfen. Für die Unbestimmtheit von Absatz 3 gibt es eine Begründung: Kompromißbereitschaft.*

Absatz 4 *fordert zu einer wichtigen Aktion auf. Zwecks Organisierung dieser Aktion müssen wir ordentliche und sachkundige Mitarbeiter haben, die man entsprechend vorbereiten muß. Es bedarf daher einer klareren Bestimmung und Spezialisierung dieser wichtigen Frage.*

Gegenüber den in Absatz 5 vorgeschlagenen Tätigkeiten können wir grundsätzlich keine Einwendungen erheben, es fehlt aber eine bestimmte Anschaulichkeit. Auch die Frage der Geburtenbeschränkung wird sehr kurz und ungenügend erklärt.

Wenn diese Vorschläge von den Gruppen erörtert und vom Kongreß angenommen werden sollen, dann müssen sie – mit Rücksicht auf ihre Bedeutung und im Hinblick auf eine Klarstellung – einer intensiven Diskussion unterworfen werden. Wir halten den Kongreß am ehesten für befähigt, diese Vorschläge zu erörtern, mit Konkretisierungen und Ergänzungen zu versehen und sie dann unseren Gruppen vorzulegen. Diesbezüglich müßten die Vorschläge allerdings ins Programm aufgenommen werden.

Einwendungen gegen Kapitel 4 (Grundriß des Wirtschaftsprogramms): Die Einleitung (Absatz 1) ist eine gekürzte Wiederholung unbestrittener Grundsätze des anarchistischen Kommunismus, die zur Zeit der alten Internationale als Manifest verkündet worden sind. Das aktuelle Minimalprogramm, wie es im Entwurf des Kameraden Dr. Vrbenský umrissen worden ist, beweist nur, daß es unmöglich ist, alle Arbeitsbereiche und Arbeiter zentral zu organisieren und insbesondere wie wichtig es ist, den Gewerkschaftsorganisationen die Lösung der aktuellen und gewerkschaftlichen Fragen zu überlassen, da nur sie diese verstehen und zur Verbesserung der Verhältnisse beitragen können. Das heißt nicht, daß wir auf eine Mitarbeit und Mitentscheidung verzichten würden.

Zu Punkt 8: Die »Einführung von bezahlten und von den Betrieben unabhängigen Arbeitsinspektoren« ist zwar keine wertlose Forderung, aber sicherlich ein reformistisches Postulat. In praktischer Hinsicht kann man dadurch – unter Berücksichtigung dessen, daß eine solche Forderung gesetzlich *geregelt werden muß – nichts gewinnen, da diese Forderung gesetzlich so »geregelt« werden kann, daß sie den Arbeitern, insbesondere den revolutionären Sozialisten, keine Vorteile bringen wird.*

Zu diesem Punkt fehlt auch eine wichtige Klarstellung: Wer soll die Einrichtung der Institution der Arbeitsinspektoren fordern und wer wird sie bezahlen? Das ist auch wichtig.

Zu Punkt 10. »Ordnungsgemäße Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung.« Soweit wir dies verstehen, soll der Staat dazu angehalten werden, endlich die lange verspro-

chene Invaliditätsversicherung einzuführen. Das allerdings ist ziemlich charakteristisch: Die Anarchisten – also die gegen den Staat Eingestellten – sollen vom Staat die »Wohltat« der Alters- und Invaliditätsversicherung verlangen. In Frankreich haben die Arbeiter diese Wohltat des Staates abgelehnt und wir Anarchisten sollen sie vom österreichischen Staat verlangen. Vielleicht meint der Antragsteller, daß ein österreichisches staatliches Elaborat der Invaliditäts- und Altersversicherung besser sein wird als das französische?

«Träger der Ideen der endgültigen Befreiung sowie der aktuellen Erfordernisse in der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten sind einzig und allein die Gewerkschaftsorganisationen...« Das ist eine weit entfernte Zukunftsmusik und schon der Zusatz, daß mangels Angehöriger eines Fachbereichs an einem Ort eine Allgewerkschaftsorganisation gegründet werden soll, beweist, daß man oft nicht an die Gründung einer Gewerkschaftsorganisation aus den Reihen der Arbeiter denken kann, geschweige denn aus den Reihen der zahlenmäßig weit schwächer vertretenen Mitarbeiter der sogenannten Intelligenz. Unser bisheriges Organisationssystem, das auf zweckmäßiger Arbeitsteilung beruht und das sich allmählich bewährt, würde durch diesen neuen Vorschlag bedenkenlos umgestürzt. Man vergißt leicht, daß die Gewerkschaftsorganisationen im Hinblick auf den größeren Zustrom von Mitgliedern, die bei ihrem Eintritt in die Organisation meistens keine ausgesprochenen Anarchisten sein werden, ein Bereich sind, in dem die Anarchisten arbeiten und die bisher noch nicht überzeugten Leute für unsere Ideen gewinnen können.

Die elf Punkte des Minimalprogramms sind nur elf Schlagworte und beweisen, wie leicht zwar Schlagworte ausgesprochen werden können, wie schwer aber ein wirkliches Arbeitsprogramm ausgearbeitet werden kann. Die Unterschiedlichkeit der Interessen und die Unterschiedlichkeit der daraus resultierenden Forderungen benötigen ein sorgfältiges Studium und es ist demnach gar nicht denkbar, in ein und derselben Organisation alle Fragen zu lösen.

Gegen die Taktik haben wir keine Einwände, da sie schon längst von unseren Kongressen anerkannt worden ist. Den Zusatz mit der Bemerkung, der vorige Kongreß habe es versäumt, die Notwendigkeit des Generalstreiks für eine Invaliditäts- und Altersversicherung zu erklären, halten wir aus den oben genannten Gründen für überflüssig, aber auch deshalb, weil wir – mit Rücksicht auf unsere verhältnismäßig geringe zahlenmäßige Stärke und das uns ablehnende Verhalten der Arbeiterparteien – eine solche Erklärung für zwecklos und nur der Schau dienend ansehen.

Das fünfte Kapitel (über die Organisation) enthält den entscheidenden Vorschlag des Kameraden Dr. Vrbenský. Dieser Vorschlag ist bis auf geringfügige Abweichungen eine Wiederholung der bisherigen, von uns bereits früher angenommenen Organisationsform. Dr. Vrbenský selbst erwähnt im fünften Kapitel, daß sich die Organisation der tschechischen Anarchisten-Kommunisten von den Organisationen der anderen politischen Parteien unterscheidet; wir möchten auf dieser Unterschiedlichkeit nicht nur beharren, sondern halten den Aufbau einer politischen Partei auch für unmöglich.

Auch die im Programm unterstrichene Verbindlichkeit *– ein Begriff, der vielleicht auf den Charakter einer Partei hinweisen soll – läßt unsere Organisationsform für eine Partei nicht akzeptabler werden. – Nun zu den Abweichungen. Wir halten das Recht der Gruppen, die Funktion des Vertrauensmannes einigemale im Jahr neu zu vergeben,*

für wenig nutzbringend und für eine unglückliche Forderung, denn es könnten zufälligerweise eingearbeitete Kameraden zum Schaden der Bewegung und auf Kosten konsequenter Aktivitäten gegen unerfahrene ausgetauscht werden.
«Die Gruppen derselben Arbeitsbereiche im Kreis bilden Kreisföderationen.« Was werden dann die Gewerkschaften in einem Kreis machen, die nur über eine verschwindende Anzahl von Mitgliedern verfügen?
«Der solchermaßen von der Mehrheit des Kongresses angenommene Beschluß ist... für alle Mitglieder der Partei der tschechischen Anarchisten-Kommunisten verbindlich.« Die Wahrung der autonomen föderativen Prinzipien endet in Verbindlichkeit. Das ist der Beginn allen Übels. Nehmen wir an, in einer Gruppe wird ein Vorschlag von grundsätzlicher Bedeutung behandelt. Elf Mitglieder der Gruppe sprechen sich für eine bestimmte Reform aus und neun dagegen. Nach Feststellung der Stimmenmehrheit für den Reformvorschlag müssen sich die übrigen, also jene neun Mitglieder, die gegen den Vorschlag waren, unterwerfen. Der Teufel steckt im Detail: Die Mehrheit diktiert. Es fehlt nur noch eine offen geforderte Disziplin und alle guten Vorsätze des Programms brechen zusammen. Noch eine Bemerkung zu dem Wörtchen »verbindlich«; wie wird mit jenen umgegangen, die sich der Mehrheit – die noch nicht einmal der wirklichen Meinung der Mehrheit entsprechen muß, da diese sehr oft von persönlichen Einflüssen und von Verständnisschwierigkeiten abhängt – nicht unterwerfen? Weshalb wird behauptet, daß in der Partei kein Exekutivausschuß existieren wird, wenn zugleich jeder dazu angehalten ist, sich nach dem Kongreß um die Erfüllung der vom Kongreß angenommenen Anträge zu kümmern? Was der Kongreß darf und was er nicht darf, was verbindlich ist und was nicht, wird im Vorschlag von Dr. Vrbenský recht plump behandelt. Was z.B. geschieht, wenn irgendein Ereignis vor der Abhaltung eines Kongresses eintritt, das aus zeitlichen Gründen in den Gruppen nicht mehr im Hinblick auf eine grundsätzliche Entscheidung diskutiert werden kann oder eine solche Diskussion erst nach dem Kongreß geführt werden kann und der Kongreß dann nicht berechtigt ist, diesbezüglich eine verbindliche Entscheidung zu treffen? Zu solchen Konsequenzen führen diese Erwägungen, ganz zu schweigen davon, daß sie lebensfremd sind. Die vom Kameraden Dr. Vrbenský vorgeschlagene Vorgehensweise würde den Kongreß zu einem mechanischen Zählapparat herabwürdigen, wo jemand höchstens kurz für oder gegen etwas reden dürfte. Schließlich könnte etwas, was dem Kongreß am Tage der Verhandlungen vorgeschlagen würde, auch wenn der Antragsteller die Genehmigung erhielte, seinen Antrag zu begründen, gegebenenfalls bis zum nächsten Kongreß auf seine Erledigung warten.
Allgemein gesagt: Die Anarchisten werden sich stets nach der Solidarität und nach ihren freien Übereinkünften richten, niemals nach den Beschlüssen zweifelhafter Mehrheiten.
Kameraden! Was wir Euch zur Erwägung unterbreiten, ist kein Gegenvorschlag, eher ein Protest und eine Kritik des Vorschlags des Kameraden Dr. Vrbenský. Denkt gründlich darüber nach, ob der Vorschlag imstande ist, unserer Bewegung weiterzuhelfen, oder ob er nicht in seinem Wesen eine Gefahr darstellt, welche die Idee des Anarchismus diskreditiert. Es geht uns auch darum, die bislang bestehenden und neu hinzukommenden Organisationen der Tschechischen Anarchistischen Föderation zu festigen, ihr Programm auszuweiten und das Vorgehen zweckmäßig zu umreißen, und

nicht darum, sie durch eine neue, dem Anarchismus nicht entsprechende Organisation zu beseitigen. Ihr wißt sehr wohl, wie schwer bei uns etwas aufzubauen ist und wie leicht das mühsam Geschaffene vernichtet wird. Wir sind nicht gegen Erneuerungen, im Gegenteil: Wir möchten insbesondere in unseren heute als anarchistisch angesehenen Gewerkschaftsorganisationen einen anderen Geist einführen, der regere und lebendigere Tätigkeiten bewirken würde, aber wir können den Vorschlag des Kameraden Dr. Vrbenský nicht als Schritt vorwärts, eher als eine Rückkehr zu einer überlebten Form ansehen.

Über den Vorschlag des Kameraden Dr. Vrbenský können wir sagen: Schade um all den Fleiß! Wenn mit derselben Energie an der Erstellung eines praktischen Programms für die Gewerkschaftsorganisationen und ihren gegenseitigen Kontakten gearbeitet worden wäre, wenn das Verhältnis und die Pflichten der Gewerkschaftsorganisationen gegenüber den Konsum- und Produktionsgenossenschaften gelöst worden wären, dann hätte eine solche Arbeit unserer Bewegung gewiß nicht nur in moralischer, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht genützt.

Unser Streben muß dahin gehen, daß unsere Organisationen bereits heute eine aktive, freie Komponente in den rigiden Grenzen unseres Staates bilden. Wenn wir ein von den besten Mitarbeitern in der anarchistischen Bewegung ausgesprochenes und abgeklärtes bestimmtes Ziel haben, verfügen wir über eine Stütze für unsere Unternehmungen. Wenn wir für große Ziele arbeiten, brauchen wir Menschen festen Willens und unverwüstlicher Energie und starke Charaktere. Uns ging es nie nur um Advokaten für den Anarchismus, sondern um Anarchisten.

Nochmals: Kameraden, erwägt und untersucht sorgfältig, bevor ihr entscheiden werdet!

Namens der protestierenden Kameraden

Michael Kácha

Anarchistischer Kongreß
Abgehalten vom 11. – 13. April 1914

A. Angenommene Anträge

I. Die tschechischen Anarchisten-Kommunisten organisieren sich in der »Föderation der Tschechischen Anarchisten-Kommunisten«, deren Programm eine spezielle, vom Kongreß dafür bestimmte Kommission ausarbeiten und dem nächsten Kongreß zur Genehmigung vorlegen wird. Als Grundlage für die detaillierte und gründliche Bearbeitung des Programms wurde einhellig der Vorschlag des Kameraden Vrbenský angenommen; die einzelnen speziellen Vorschläge, Abänderungen und Ergänzungen sind seitens der Organisationen bei den Kreiskonferenzen zur Diskussion vorzulegen.
II. Der Kongreß empfiehlt unseren Kameraden die Informationsbroschüre Boreks über Bakunin und beschloß gleichzeitig, im Mai eine Reihe von Festsitzungen zum Gedenken an diesen unvergeßlichen Pionier des Anarchismus zu veranstalten.
III. Der Genossenschaftskommission der Kameraden aus dem Norden erteilte der Kongreß folgende Auflage: Die Kommission möge Kontakte mit allen Genossenschaften aufnehmen, in denen unsere Kameraden die Mehrheit haben und möge dann eine Statistik der Mitglieder, des Ankaufs sowie des Reinertrages der an den Genossenschaftsverband und an andere Institutionen abgelieferten Gelder erstellen; danach möge dann über das weitere nachgedacht werden.
IV. Unseren Konsumgenossenschaften wird empfohlen, eine genaue Statistik der verkauften Produkte zu führen, damit diese als Unterlage für die Gründung von Produktionsstätten dienen kann.
V. Es möge darauf hingearbeitet werden, daß die Konsumgenossenschaften nach den Grundsätzen des Kommunismus durch Produktionsgenossenschaften ergänzt und daß die Produktionsgenossenschaften von Fachleuten geleitet werden. Der Kongreß empfiehlt gleichfalls, die Mitglieder der Genossenschaftskommission in die Verwaltungsausschüsse der Genossenschaften zu wählen.
VI. Der Kongreß nimmt zur Kenntnis, daß die Kameraden Borek und Vrbenský eine Bibliothek der anarchistischen Theoretiker herausgeben werden.
VII. Der Kongreß ergänzt die Entschließung des vorjährigen Kongresses über die Haftung der Organisationen für die Kolportage wie folgt: Die Organisation bezahlt das Blatt und alle übrigen Publikationen selbst und zwar gleich nach Erhalt der Exemplare.
VIII. Alle anarchistischen Publikationen, die als solche angesehen werden wollen und für welche die Bewegung die Verantwortung zu übernehmen hat, sollen zukünftig der besonderen Pressekommission vorgelegt werden; diese Kommission möge auch verbindlich entscheiden, welche Zeitschriften als anarchistisch angesehen werden sollen.
IX. Die Regelung der Defizite der Presse wird wie folgt vorgenommen: Jede Organisation hat ihre Schulden zu bezahlen und die Schulden, die verbleiben, sind gleichfalls auf die Organisationen, entsprechend der Anzahl der Parteigänger der anarchistischen Bewegung zu verteilen.
X. Der Kongreß empfiehlt unserer Bewegung, sich an der von den Freidenkern zwecks

Beratung von Agitation und allgemeinen Aktionen für das Jahr 1915 vorgesehenen Konferenz zu beteiligen. Bei diesen Beratungen sollen sich unsere Delegierten klar und bestimmt über unsere Standpunkte äußern; unsere Aktionen sind selbständig zu betreiben und es soll bei ihnen insbesondere unseres erschossenen Kameraden Francisco Ferrer gedacht werden.

XI. Zur Initiative der Kameraden aus der Region Zaluží wird erneut betont, daß unsere Kameraden ihre Kinder nicht zum Religionsunterricht schicken sollen. Vor der Einschulung sollten die tschechischen Anarchisten-Kommunisten weiterhin dieses Postulat betonen und ohne Vorbehalte einhalten.

XII. Im Jahre 1915 soll anläßlich des internationalen Kongresses der Freidenker in Prag, der unsererseits von zwei Delegierten beschickt werden soll, ebenfalls in Prag, ein anarchistischer Arbeits- und Propagandakongreß abgehalten werden; bei diesem mögen besonders unsere Organisationsform und unsere Grundsätze hervorgehoben werden.

XIII. Die »Föderation der Tschechischen Anarchisten-Kommunisten« wird am 6. Juli 1915 anläßlich des fünfhundersten Jahrestages der Verbrennung des Magisters Jan Hus eine allgemeine Arbeitsruhe propagieren.

XIV. Der diesjährige internationale Anarchistische Kongreß in London soll mit zwei Delegierten beschickt werden.

XV. Mit Rücksicht auf die Frage des Reise-Unterstützungsfonds empfiehlt der Kongreß, ortsübliche Unterstützungen von Fall zu Fall auszuzahlen, betont aber zugleich, daß sich die Anhänger aus den böhmischen Ländern bedingungslos anhand einer Legitimation der »Föderation der Tschechischen Anarchisten-Kommunisten« ausweisen müssen, da sie ansonsten keine Unterstützung erhalten; gegenüber Anhängern aus dem Ausland ist jegliche und auf Kontrolle bedachte Vorsicht einzuhalten.

B. Vorgenommene Wahlen

I. Zu Landesvertrauensmännern wurden gewählt: Borek, Danda (Josef Douda), Drzka, Hrubý, Kácha, Ott, Vrbenský.

II. Zum Redakteur des Periodikums »Zádruha« wurde Kamerad Vrbenský, zum Redakteur des Periodikums »Mladý Průkopník« Kamerad Borek gewählt. Die Herausgabe dieser beiden Blätter besorgen: Danda, Drzka, Hrubý, Ott.

III. In die für eine eingehende Bearbeitung des vom Kameraden Vrbenský vorgeschlagenen Programms bestimmte Kommission wurden gewählt: 1) Für die Prager Organisation: Borek, Danda, Hrubý, Vrbenský; 2) Für den Norden: Kamerad Draxl und die Nördliche Arbeitskommission; 3) Für den Nordosten: Dr. Erban, Plichta, Steinz; 4) Für die Jugend: Erneker, Juren. Die Kommission hat das Recht zur Kooptation.

Philippe Bourrinet

Nationalistische Barbarei oder Weltrevolution? Ante Ciliga (1898-1992): Lebensweg eines Kommunisten aus Kroatien

Nur mit äußerster Zurückhaltung und in wenigen mageren Zeilen ist in der französischen Presse (»Le Monde« vom 28. Oktober 1992) der Tod Ante Ciligas am 21. Oktober 1992 in Zagreb erwähnt worden, ohne dabei ein genaues Todesdatum dieses *»ehemaligen Führers der jugoslawischen kommunistischen Partei«* anzugeben, der sowohl Stalins Lager als auch die Lager der faschistischen kroatischen Ustascha gekannt hat.

Ante Ciliga wurde durch sein 1938 erschienenes Buch »Au pays du grand mensonge« (»Im Land der großen Lüge«)[1] zum Sinnbild der Opposition gegen den Stalinismus und das unter Lenin, Trotzki und Stalin errichtete »bolschewistische System« des Staatskapitalismus. Mit diesem Buch, das später erneut veröffentlicht sowie in mehrere Sprachen übersetzt wurde, ist Ciliga so sehr identifiziert worden, daß es den letzten Endes zwiespältigen Weg seines gesamten politischen Lebens, das nicht auf die Erfahrungen der zwanziger und dreißiger Jahre reduziert werden kann, hat vergessen lassen.

Seit den dreißiger Jahren ist der Name Ciligas für die antistalinistische Opposition, aber auch für Historiker der Arbeiterbewegung mit dem Kampf der Linken gegen den Stalinismus verbunden. Noch bevor man in der Zeit des Kalten Krieges durch das Zeugnis Victor A. Kravchenkos und anderer die sozialen Realitäten der UdSSR »entdeckte« und aus manchen »Weggefährten« virulente Gegner des »Kommunismus« wurden, ließ sich mit Ciliga eine Stimme vernehmen, die links vom Stalinismus und Trotzkismus das von Lenin und Trotzki errichtete und von Stalin und seinem Regime vollendete System des Staatskapitalismus heftig kritisierte.

An diesen historischen Kontext zu erinnern, darf jedoch nicht von der Aufgabe entbinden, eine umfassende Biographie Ciligas zu erstellen. Für den Historiker der Arbeiterbewegung, der die Beziehungen zwischen »internationalistischem« Engagement und alten »nationalistischen« Reflexen bei bekannten kommunistischen Aktivisten unter-

1 Ante Ciliga, Au pays du grand mensonge, Paris 1938. 1977 erschien, zusammen mit dem zuerst 1950 erschienenen Band »Sibérie, terre de l'exil et de l'industrialisation«, eine Neuausgabe unter dem Titel »Dix ans au pays du mensonge déconcertant« (Editions Champ Libre, Paris 1977). Der Titel »Au pays du grand mensonge« war im gleichen Jahr, nach »Le Monde« vom 14. Oktober 1977 (S.16) auf Verlangen Ciligas, in der éditions 10/18 erschienen. Eine englische Übersetzung von »Au pays du grand mensonge« erschien bereits 1940 unter dem Titel »The Russian Enigma« in London bei Routledge und im Labour Book Service. Eine zweite englische Ausgabe, mit einer zusätzlichen Übersetzung von »Sibérie, terre de l'exil et de l'industrialisation«, erschien, ebenfalls unter dem Titel »The Russian Enigma«, 1979 bei Ink Links in London. Eine italienische Ausgabe (»Dieci anni dietro il sipario di ferro«. 1. »Al paese della menzogna e dell'enigma«. 2. »Sibiria«) erschien 1951 in Rom, eine spanische 1951 in Buenos Aires und eine japanische 1953 in Tokio. Bei der in der Bundesrepublik unter dem Titel »Im Land der verwirrenden Lüge. Zehn Jahre hinter dem Eisernen Vorhang« (o.O., o.J.; Köln 1953) erschienenen Ausgabe handelt es sich um eine sehr stark gekürzte und insofern weitgehend unbrauchbare Fassung der beiden Bücher Ciligas.

sucht, ist Ciligas Lebensweg mit seinen ambivalenten Ausrichtungen äußerst lehrreich. Ciliga symbolisierte auf seine ihm eigene »linkskommunistische« Weise – zwischen 1931 und 1935 links vom Trotzkismus und nahe dem Anarchismus angesiedelt – diese Ambivalenzen der mittel- und osteuropäischen Militanten, die nach dem Ersten Weltkrieg revolutionär geworden waren, und dabei zugleich – bewußt oder unbewußt – nach einer nationalen Identität suchten. In dieser Hinsicht wirft der Lebensweg Ciligas auch Fragen über das »kommunistische« Engagement in den Balkanländern auf.

I. Vom kroatischen Nationalismus zur Weltrevolution

Neben den von Ciliga selbst – allerdings in kroatischer Sprache – berichteten autobiographischen Einzelheiten[2] – liegt eine in französischer Sprache verfaßte Autobiographie aus dem Jahr 1983 vor, die allerdings nie veröffentlicht wurde.[3]
Ciliga wurde am 20. Februar 1898 in Šegotiči geboren, einer Stadt in Istrien, einer Provinz der österreichisch-ungarischen Monarchie, in der sich italienische, kroatische und slowenische Bevölkerungsanteile vermischten. Der Zufall der Geschichte wollte es, daß Ciliga, nach Sprache und Kultur ein Kroate, bis 1919 österreichischer und dann bis 1945 italienischer Staatsbürger war. Ciliga entstammte einer kroatischen Bauernfamilie und teilte mit seinem Großvater »*das Interesse für die kroatische Kultur und für die nationalen Aufstände gegen die städtische italienische Bourgeoisie und die deutsch-österreichische Verwaltung*«.
Nachdem er bis zum Alter von sieben Jahren für die Familie als Schäfer gearbeitet hatte, wurde Ciliga seinem Onkel anvertraut, einem Tierarzt in Mostar (Herzegowina), wo er zuerst die Grundschule und anschließend bis 1914 das Gymnasium besuchte. Im Jahr 1912 – während des Balkankrieges – nahm er, sich als »*Kroate mit jugoslawischer Tendenz*« definierend, an Straßendemonstrationen teil, die sich gegen das österreichisch-ungarische Regime richteten, das in Slowenien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina herrschte.
Bereits zu dieser Zeit interessierte er sich für die französische Literatur und insbesondere für die Französische Revolution – in Rousseau, Voltaire, Diderot, Robespierre und Marat fand er seine ersten Helden. Als Slawe, der sich zugleich als Franzose fühlte, öffnete sich Ciliga mehreren Vaterländern: »*Kroatien, Jugoslawien, Rußland und die slawische Welt im allgemeinen waren mein erstes Vaterland, Frankreich wurde mein zweites.*«[4]

---

2 Ante Ciliga, Sam kroz Evropu u ratu (Allein im Krieg durch Europa), Paris 1954. Eine erheblich erweiterte Ausgabe erschien 1978 unter dem Titel »Sam kroz Evropu u ratu (1939-1945)« im Verlag »Na pragu sutrašnjice« in Rom.

3 Diese Autobiographie von 21 Seiten, die einfach »Ante Ciliga« heißt (im folgenden auch so zitiert), vom 25. Mai 1983 datiert und auf der weder Ort noch Verlag angegeben sind, wurde mir von Arfé Marchadier zur Verfügung gestellt. Sie beruht im wesentlichen – neben einigen Ergänzungen – auf dem Interview, das Minima und Pier Paolo Poggio in der italienischen Zeitschrift »L'Umana Avventura« in drei Teilen (Januar und Mai 1979, Januar 1980) veröffentlicht haben. Eine Kopie dieses Interviews stellte mir dankenswerterweise Arturo Peregalli von der Zeitschrift »Laboratorio storico« zur Verfügung. Nicht näher nachgewiesene Zitate im Text entstammen dieser Autobiographie.

4 Ante Ciliga, S. 2.

Bis zum Krieg tat sich der junge Oberschüler Ciliga durch seine anti-österreichische Agitation am Gymnasium hervor, was ihm einen Schulverweis eintrug, der nur aufgrund der Intervention eines bosnischen Abgeordneten aufgehoben wurde. Nach dem Attentat von Sarajewo durfte er jedoch in Bosnien keine Schule mehr besuchen und mußte nach Istrien zurückkehren. Dort wurde er erneut vom Gymnasium verwiesen, weil er Ernest Renans »La vie de Jésus« gelesen und anderen Schülern weitergegeben hatte, was in diesem katholischen Land offensichtlich als gefährlich angesehen wurde.
Der Kriegseintritt Italiens zog seine Evakuierung nach Mähren nach sich, wo er, in tschechischer Sprache, das Gymnasium in Brünn abschloß. In diesem *»österreichischen Manchester«*, wo sich die Arbeiterfrage in aller Schärfe stellte, gelangte er zu der Überzeugung, *»das Ende des Kapitalismus und das Aufkommen des Sozialismus als logisch und wahrscheinlich anzusehen«*. Er dachte dabei an einen radikalen, nicht nationalistischen Sozialismus: *»Meine Übereinstimmung mit dem Sozialismus zielte von Anfang an auf einen internationalistischen Sozialismus, der in erklärtem Widerspruch zum nationalen Egoismus stand, wie er in den europäischen sozialistischen Parteien vorherrschte, die sich im Krieg engagiert hatten.«* Das hieß für Ciliga, daß der tschechische Nationalismus, wie jeder andere auch, nichts anderes als eine reaktionäre Ideologie der tschechischen Bourgeoisie war, die sich ansonsten nicht scheute, ihre »nationalen« Bauern und Arbeiter zu unterdrücken.

II. Von der russischen Revolution zum Kommunismus (1917-1926)

Als im Februar 1917 die russische Revolution ausbrach, war Ciliga, der zu dieser Zeit seinen Militärdienst in der österreichisch-ungarischen Armee leistete, begeistert: *»Die Position der Bolschewiken – gegen den imperialistischen Krieg und für den allgemeinen Frieden ohne Annexionen und ohne Reparationen – hatte meine Sympathie gefunden«*. Aber die eigentliche Machtübernahme der Bolschewiki, der *»Kraftakt vom 7. November«*, hinterließ Zweifel und insbesondere der bald darauf abgeschlossene Frieden von Brest-Litowsk beunruhigte ihn: *»Ich fragte mich: Ist Lenin nicht vom Widerstand gegen den imperialistischen Krieg zum Frieden mit dem deutschen und österreichischen Imperialismus übergegangen, indem er uns österreichische Slawen unter dem Joch der Deutschen und Ungarn beließ?«*[5]
Während seiner Universitätsstudien wurde Ciliga zu genau der Zeit Mitglied der Kroatischen Sozialistischen Partei, als sich der neue Staat Jugoslawien herausbildete, der nicht nur ein bürgerlicher Staat war, sondern zudem von den Serben dominiert wurde, von denen Ciliga als guter kroatischer Patriot sagte, *»daß sie in gewisser Hinsicht die Stelle der alten österreichischen und ungarischen Unterdrücker einnahmen«*. Trotz dieser *»kroatischen Ader«* entwickelte sich Ciliga zu einem radikalen Internationalisten. Als zu Beginn des Jahres 1919 (26.-27. Januar) in Zagreb die Konferenz der Kroatischen Sozialistischen Partei stattfand, gehörte er zu den radikalsten Teilnehmern und gründete unmittelbar anschließend eine autonome

5 Ebd., S. 3-6. Diese Punkte werden in dem italienischen Interview von 1979 nicht erwähnt.

Linksfraktion, aus der 1920 die kroatische Sektion der Kommunistischen Partei Jugoslawiens (KPJ) entstand. Vom 20. bis 23. April 1919 schlossen sich in Belgrad die linke Minderheit der kroatischen Partei sowie die sozialdemokratischen Parteien Bosniens und Serbiens zu einer jugoslawischen sozialistischen Arbeiterpartei zusammen, die den Anschluß an die Kommunistische Internationale (Komintern) forderte.[6]

Seit dieser Zeit – möglicherweise handelt es sich aber auch um eine aus späteren Erfahrungen resultierende rückwirkende Projektion – war Ciliga davon überzeugt, daß der jugoslawische Staat zerfallen würde: »*Seit Februar-März 1919 war ich zu dem Schluß gekommen, daß der erste jugoslawische Staat aufgrund des mangelnden Verständnisses zwischen Serben und Kroaten zusammenbrechen würde, obwohl dieser gemeinsame Staat im objektiven Interesse beider gelegen hätte.*« Er dachte damals, daß die Lösung dieser nationalen Gegensätze durch die KPJ erfolgen würde.

Als radikaler Linker geriet Ciliga sehr schnell ins Visier der Polizei und mußte Kroatien verlassen. Er erwog, seine Universitätsstudien in Frankreich fortzuführen, schloß sich aber schließlich einer Abteilung jugoslawischer Freiwilliger an, die sich an den Auseinandersetzungen während der ungarischen Revolution vom Frühjahr 1919 beteiligte. Schon bald jedoch wurde er durch die mangelnde Radikalität im Bereich der Landwirtschaftspolitik, durch den »*Respekt vor dem großen Landeigentum*« enttäuscht: »*Eine Revolution, die das Großeigentum während der ersten sechs Monate nicht anrührt, ist keine wirkliche Revolution; sie ist zum Untergang verurteilt.*« Diese Unentschlossenheit, in der er den beschwichtigenden Einfluß der ungarischen Sozialdemokratie sah,[7] ließ ihn im Mai 1919 – kurz vor der Zerschlagung der Revolutionsräte durch die Armeen der Entente – nach Jugoslawien zurückkehren, wo er, unter dem Decknamen Rošić und getarnt als Kolporteur der Arbeiterpresse, damit beauftragt wurde, in Slowenien aus dem Untergrund heraus Organisationsarbeit zu leisten.

Der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie hatte aus dem in Istrien geborenen Ciliga seit 1919 einen italienischen Staatsbürger gemacht. Im Sommer 1920 beteiligte er sich an der Organisierung der maximalistischen Fraktion der italienischen Sozialistischen Partei in Istrien. Wie er später schrieb, machte er dabei allerdings die gleichen Erfahrungen mit der sozialdemokratischen Unentschlossenheit, die er bereits in Ungarn bei Sozialisten und Kommunisten hatte beobachten können. Im Zusammenhang mit Fabrikbesetzungen mußte er feststellen, daß sich Maximalismus und Demagogie aufs wunderbarste mit Opportunismus und Feigheit verbanden. Im Herbst 1920 wurde er festgenommen und verbrachte den Winter in Gefängnissen in Triest und Capo-d'Istria.

Nachdem er im Februar 1921 aus dem Gefängnis entlassen worden war, machte er seine ersten Erfahrungen mit der faschistischen Reaktion. Der Versammlungsort der

---

6 Zur Geschichte der jugoslawischen kommunistischen Partei vgl. Ivan Avakumović, History of the communist Party of Yugoslavia, Aberdeen 1964; Paul Shoup, Communism and the Yugoslav National Question, London/New York 1986; Milovan Bosić, Izvori za istoriju Kommunisticke partije Yugoslavije (1919-1941),Belgrad 1984. Das letzte Buch enthält eine sorgfältige Bibliographie und listet die Nachdrucke der Parteitagsprotokolle, die Publikationen der KPJ sowie die Memoiren der Parteiführer auf.

7 Ante Ciliga, S. 8.

Gewerkschaften in Pola war abgebrannt und die dortigen Arbeiterorganisationen waren aufgelöst worden. Zusammen mit den Bauern seines Geburtskreises organisierte er den Widerstand gegen die faschistischen »squadristi«, die nicht nur von der Armee unterstützt wurden, sondern auch von der Hilfe der dalmatinischen Behörden profitierten, die im Einklang mit dem italienischen Staat handelten. Bereits in dieser Zeit interpretierte Ciliga das Scheitern der Räte in Ungarn »*als das Ende der revolutionären Welle von 1917-1919*«. Der Aufstieg des Faschismus bestärkte ihn in dieser Überzeugung.

In den Jahren zwischen 1919 und 1924 setzte Ciliga – neben seinen revolutionären Aktivitäten in Ungarn, Italien und Slowenien – sein Universitätsstudium in Prag, dann in Wien und zuletzt in Zagreb fort. In der jugoslawischen studentischen Emigration, zuerst in Prag, später in Wien, baute Ciliga kommunistische Zellen auf. In Prag organisierte er einen »Marxistischen Club«, später eine »Internationale Föderation marxistischer Studenten«. Der Tscheche Rudolf Slansky, bekannt aus dem Prager Prozess des Jahres 1952, sollte sein Nachfolger werden. Da er die tschechische Sprache perfekt beherrschte, wurde er Mitarbeiter der wöchentlich erscheinenden Zeitschrift »Sociálni Demokrat« (später: »Kommunist«) sowie der Tageszeitung »Rudé Právo«.

Von Wien aus arbeitete er weiterhin mit der tschechischen kommunistischen Presse zusammen. Vor allem ergriff er – als Delegierter der kommunistischen Studenten im Ausland – dabei die Gelegenheit, sich entschlossen gegen eine »*Taktik des Terrorismus*« zu stellen, die von einem Teil der KPJ seit 1921 angewendet worden war. Diese »*Taktik*« wurde schließlich offiziell aufgegeben, um stattdessen zu illegalen konspirativen Organisationsformen überzugehen.

Zwischen September 1922 und 1925 übernahm Ciliga zunehmend Verantwortung in der jugoslawischen kommunistischen Bewegung. 1922 wurde er in Zagreb Parteisekretär für Kroatien und Leiter der Wochenzeitung »Borba« (»Der Kampf«),[8] dem legalen und offiziellen Organ der KPJ. Im Winter 1924/1925 schließlich wurde er als Vertreter der kroatischen Partei Mitglied des Zentralkomitees der KPJ.[9]

Im Jahr 1920 hatte die KPJ 60.000 Mitglieder und direkten Einfluß auf rund 200.000 in Gewerkschaften organisierte Arbeiter, wobei der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung Jugoslawiens rund 76% betrug. Nach dem Ausschluß der rechten Fraktion schloß sich die KPJ auf dem Kongreß von Vukovar im Juni 1920 der Komintern an. In zahlreichen Städten, darunter in Belgrad, wo man bei den Kommunalwahlen 59 Sitze gewonnen hatte, verfügte die neue Partei über entscheidenden politischen Einfluß.

In einer insbesondere durch den Streik der Eisenbahnarbeiter vom April 1920 angespannten sozialen Situation übernahm die Regierung die Offensive: Sie löste den kommunistisch dominierten Stadtrat Belgrads im August 1920 auf und verjagte die kommunistischen Gemeinderäte in Zagreb. Am 29. Dezember 1920 wurden alle kommunistischen und gewerkschaftlichen Organisationen durch eine Sonderverordnung

8 Ein Nachdruck von »Borba« (1922-1923) erschien 1972 und 1980 in Belgrad bzw. Zagreb. Ciliga hat seine in »Borba« erschienenen Artikel zur nationalen Frage wieder veröffentlicht, s.u. Anm. 17.

9 Es ist bemerkenswert, daß weder in dem Buch von Bosić noch in anderen in Jugoslawien erschienenen Büchern, die sich mit dem kroatischen Kommunismus beschäftigen, Ciligas Name im Zusammenhang mit den Zentralorganen der kommunistischen Partei Jugoslawiens erwähnt wird.

aufgelöst und die Redaktionsbüros der KPJ geschlossen; zugleich wurden den Sozialdemokraten die kommunistischen Klubs unentgeltlich übereignet.[10] Ein Gesetz vom 30. Juli 1921 verschärfte die Situation noch: Es stellte die KPJ außerhalb des Gesetzes und vertrieb sie aus dem Parlament und den von ihnen kontrollierten Kommunen. Für kommunistische Propaganda konnte die Todesstrafe angewendet werden.
1921 hatte sich unter dem Namen »Revolutionäre Organisation der Kommunisten« eine Linksfraktion gebildet, die Kontakt mit der »Kommunistischen Arbeiter Partei Deutschlands« aufgenommen hatte, um den opportunistischen Kurs der Parteien der Komintern heftig zu kritisieren.[11] Auch die Führung der Komintern übte Kritik an der Schwäche und dem Opportunismus der KPJ. Diese hatte noch nicht einmal die auf dem zweiten Kongreß der Komintern vom Sommer 1920 verabschiedeten »Eindundzwanzig Punkte«, die Beitrittsbedingungen zur Komintern und auch nicht die »Thesen über den revolutionären Parlamentarismus« veröffentlicht. Für einen Redner auf dem vierten Kongreß der Komintern (1922) »*konzentriert(en)*« die jugoslawischen Parteiführer ihre ganze Aufmerksamkeit »*auf Wahlerfolge der Partei... und hütete(n) sich wohl, den kleinbürgerlichen Elementen das Wesen der Kommunistischen Partei und ihrer Kampfmethoden zu zeigen und sie dadurch abzuschrecken*«.[12] Zudem – auch dies wurde ihr angekreidet – verfügte die KPJ über keinerlei Untergrundorganisationen. Alles in allem war die Partei zersplittert und kaum noch existent. Nach offiziellen Angaben sank die Zahl der Mitglieder von 60.000 auf 3.000 im Jahr 1928, um 1941 wieder auf 12.000 anzusteigen, wobei sie allerdings stalinistische »groß-serbische« Positionen vertrat.[13]
Es ist bemerkenswert, daß Ciliga weder in seiner Autobiographie noch in Interviews auch nur ein Wort über diese internen Probleme, über die parlamentarische Frage oder über die Linksopposition innerhalb der Partei verlor. Tatsächlich aber wurde Ciliga durchaus mit dem heiklen Nationalitätenproblem des jugoslawischen Staates konfrontiert. Zu dem Zeitpunkt, als sich die KPJ fast auflöste, so daß sie 1923 bei den allgemeinen Wahlen keinen einzigen Vertreter mehr stellte, hatte die bulgarische Partei die Führung der Komintern angeklagt, die nationale Frage zu vernachlässigen.
Tatsächlich aber war die Komintern in den Konzessionen, die sie unter dem Druck der russischen Partei gegenüber den »nationalistischen« Tendenzen in den Balkanländern gemacht hatte, sehr weit gegangen. Die »Kommunistische Föderation der Balkanländer«, die 1920 gebildet worden war und griechische, bulgarische, rumänische, jugoslawische und türkische Kommunisten zusammenbringen sollte, wurde nach 1922 zum Ort der Auseinandersetzung zwischen Bulgaren und Jugoslawen in der Frage der nationalen Zugehörigkeit Mazedoniens. Der fünfte Kongreß der Komintern (1924) hatte die nationale Frage auf die Tagesordnung gesetzt. Sinowjew erklärte, daß Jugoslawien »*ein*

10 Vgl. J. Schärf, La révolution d'Octobre et le mouvement ouvrier des pays balkaniques, in: La Révolution d'Octobre et le mouvement ouvrier européen, Paris 1967, S. 206-213.
11 Diese Fraktion wurde von Grulović geleitet. Vgl. »Protokoll des außerordentlichen Parteitages der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands vom 11. bis 14.9 1921 in Berlin«. Herausgegeben und eingeleitet von Clemens Klockner, Darmstadt 1986, S. 29 und 61 (Anm. 123).
12 Vgl. Ivan Avakumović, a.a.O., S. 65. Das Zitat aus der »Resolution zur Jugoslavischen Frage« findet sich im »Protokoll des Vierten Kongresses der Kommunistischen Internationale«, Hamburg 1923, S. 942.
13 Vgl. Jacques Droz (Hrsg.), Histoire générale du socialisme, Bd. 3, Paris 1977.

multinationaler Staat« sei, *»der von der serbischen Bourgeoisie«* beherrscht werde *»und sich aus mehreren unterdrückten Völkern zusammensetze«*. Als Konsequenz befürwortete er *»den Austritt Kroatiens, Sloweniens und Montenegros aus dem Staat Jugoslawien und ihre Bildung als unabhängige Republiken«*.[14] Mit diesem Kongreß begann auch die »Bolschewisierung« der Parteien der Komintern, über die Ciliga ebenfalls kein Wort verlor.

Zu dieser Zeit stimmte Ciliga, gegen die »Rechte« in der Partei, die die *»Bildung einer begrenzten Autonomie der Provinzen«* befürwortete,[15] und gegen die »Linke«, die es vorzog, *»der zukünftigen sozialistischen Revolution die Aufgabe der Regelung der nationalen Frage zu überlassen«*,[16] mit der offiziellen Linie der Komintern überein. Als anerkannter Führer an der Spitze der Partei machte er in »Borba« einen *»radikalen«* Gegenvorschlag, der auf die Umgestaltung des monarchistischen und zentralistischen Staates Jugoslawien in eine föderative Republik hinauslief, die aus fünf nationalen Republiken (Slowenien, Kroatien, Serbien, Montenegro und Mazedonien) sowie aus zwei national gemischten Republiken (Bosnien-Herzegowina, Woiwodina) bestehen sollte. Er verteidigte diesen Vorschlag gegen den kommunistischen Führer Sima Marković, der die groß-serbischen Optionen zu verteidigen schien, indem er sich auf Positionen des Austro-Marxismus sowie auf Stalins Position aus dem Jahr 1912 stützte.[17] Ciliga, nach eigenem Urteil zu dieser Zeit außerhalb Serbiens sehr populär, erhielt aus Moskau wegen seiner *»Radikalität«* volle Unterstützung und wurde in das Zentralkomitee der KPJ gewählt.[18]

Der Vorschlag des fünften Kongresses der Komintern, drei unabhängige Republiken zu bilden, stieß bei Ciliga allerdings auf Skepsis, denn Bosnien-Herzegowina, Montenegro und die Woiwodina blieben dabei unerwähnt. In den Augen Ciligas *»zerstörten«* diese Pläne *»Jugoslawien geradezu«*. Die Politik der »nationalen Selbstbestimmung«, die sich auch auf Bosnien-Herzegowina, Montenegro und Woiwodina bezog, wurde bis 1926 beibehalten. Ciliga wurde zum Drahtzieher dieser Politik, sowohl als Parteise-

---

14 Vgl. Paul Shoup, a.a.O., S. 26.

15 Ante Ciliga, S. 9.

16 Zumindest behauptet das Ciliga. Gegenüber der »Rechten« um Sima Marković verteidigte die von Djuro Cvijić vertretene »Linke« die Idee einer Föderation von Arbeiter- und Bauernregierungen jeder nationalen Region, wobei revolutionäre und nationale Faktoren verbunden werden sollten. Wie man sieht, begaben sich beide Flügel auf ein nationalistisches Terrain, auf dem es nicht mehr um Klassenkampf ging.

17 1923 veröffentlichte Sima Marković eine Schrift mit dem Titel »Nacionalno pitanje u svetlosti marksizma« (»Die nationale Frage im Licht des Marxismus«), Beograd 1923. Ciliga antwortete unter der Pseudonym »Mbt« in »Borba« (Nr. 29, 37, 38, 44, 45, August – Dezember 1923). Einen Nachdruck von Auszügen aus der Schrift von Marković und der Artikel von Ciliga findet sich in dessen Zeitschrift »Na pragu sutrašnjice« (»An der Schwelle der Zukunft«), Rom, Nr. 2/3, August 1974, S. 253-306 unter dem Titel: »Sima Marković, Ante Ciliga: polemika o nacionalnom pitanju, 1923 g.« (»Polemik über die nationale Frage«). Es ist interessant festzuhalten, daß Ciliga, wenn er von einer *»Föderation von Arbeiter- und Bauernregierungen«* spricht – eine Parole der Komintern –, zugleich davon ausgeht, daß der Streit zwischen Serben und Kroaten ein Streit zwischen zwei getrennten Nationen und zwei Kapitalismen ist. Aber er verneint, daß eine dieser beiden Nationen in bezug auf die andere imperialistisch werden könnte.

18 Ante Ciliga, S. 10. Die Nominierung erfolgte Ende 1923. Sima Marković (Pseudonym: Semić) wurde von Stalin am 30. März 1925 in der »Jugoslawischen Kommission« der Exekutive der Komintern heftig angegriffen, weil er sich auf eine seiner Schriften aus dem Jahr 1912 stützte, um seine Position zu rechtfertigen. Vgl. »Konkresi i zemaljske konferencije KPJ 1919-1937«, Bd. 2, »Istorijskog arhiva KPJ«, Belgrad 1950, S. 421-424.

kretär Kroatiens wie auch als Leiter der »Borba«. In einem Artikel verurteilte er die Versklavung von neun Millionen Nicht-Serben, die der herrschenden serbischen Nation unterworfen seien, die nur drei Millionen Personen zählte.[19] Da die Politik der Komintern zu diesem Zeitpunkt den groß-serbischen Tendenzen feindlich gegenüberstand – zweifellos, um sich enger an die Politik der bulgarischen kommunistischen Partei anzuschließen –, wurde Ciliga während des Winters 1924/1925 ebenfalls Mitglied des jugoslawischen Politbüros.
Zur gleichen Zeit ließ die Komintern auf Veranlassung von Sinowjew die Kroatische Bauernpartei (Hrvatska Seljačka Stranka, HSS) von Stjepan Radić in die Krestintern (Bauerninternationale) aufnehmen. An dieser Politik, die selbst Antonio Gramsci schädlich erschien, scheint Ciliga niemals den geringsten Zweifel geäußert zu haben. Mehr noch: Er forderte eine gemeinsame Front mit einer Partei, die von der Komintern in ihren Anfängen als bürgerliche Partei eingeschätzt worden war.[20]
Im April 1925 wurde Ciliga unter dem Vorwand, daß er als in Istrien Geborener eigentlich ein italienischer Staatsbürger sei, aus Jugoslawien ausgewiesen. Er wurde der faschistischen italienischen Polizei übergeben und wegen der bewaffneten Aktivitäten aus dem Jahre 1921 inhaftiert, alsbald aber zusammen mit 120 Bauern, mit denen er seinerzeit den »squadristi« Widerstand geleistet hatte, aufgrund einer unerwarteten Amnestie freigelassen. Er emigrierte nach Wien, wo er als Repräsentant der jugoslawischen Partei im Kontext von Komintern, Kommunistischer Föderation der Balkanländer und dem Moskauer »Zentrum« tätig war. Im Herbst 1926 schließlich wurde er nach Moskau geschickt, *»um an der Schule der jugoslawischen Partei zu unterrichten und an der Arbeit der jugoslawischen Sektion der Komintern mitzuwirken«*. Zu dieser Zeit hätte sich Ciliga wohl nicht vorstellen können, die ihm richtig erscheinenden Orientierungen der Komintern jemals in Frage zu stellen; es scheint, daß er alle Linksströmungen, die die offizielle Linie der Komintern bekämpften, ignorierte, obwohl er über die in slowenischer Sprache erscheinende Zeitschrift der italienischen kommunistischen Partei »Delo« (»Die Arbeit«) z.B. von Amadeo Bordiga und Karl Korsch Kenntnis hätte nehmen können.

III. In Rußland: Im Land der großen Lüge (1926 – 1935)

Als Ciliga nach Moskau kam, hatten sich wichtige Veränderungen an der Spitze des Apparats der Komintern ergeben. Bucharin hatte sich mit Stalin verbunden und Sinowjew, der sich mit Trotzki zusammengetan hatte, an der Spitze der Komintern ersetzt. Die Veränderungen schlugen sich auch darin nieder, daß die Theorie der »Befreiung der unterdrückten Völker« Jugoslawiens aufgegeben worden war. In der Folge gewann

19 Ante Ciliga, S. 11.
20 Vgl. G. Somai, Gramsci a Vienna, Urbino 1979. Gramsci, Mitglied des Wiener Büros der Kommunistischen Föderation der Balkanländer, hatte 1923 geurteilt, daß Radić zwar ein schlauer und gerissener Politiker und Experte in Kompromissen, aber kein *»Stratege«* sei (s. S. 77 und S. 114). In einem Artikel in »Borba« (Nr. 38, 18. Oktober 1923) forderte Ciliga dagegen zu einer *»Einheitsfront von Arbeitern und Bauern«* mit der »Kroatischen Bauernpartei« (HSS) von Radić auf.

die »Rechtsfraktion« der jugoslawischen Partei, die serbische nationalistische Tendenz, die Oberhand. Durch eine Reihe von Manövern wurde der Serbe Sima Marcović an die Spitze der KPJ gestellt. Nachdem 1927 die nationalen Konflikte erneut aufflammten, wurde er jedoch aller seiner Aufgaben entbunden und durch Djuro Cvijić ersetzt, ein Vertreter einer moderaten »Linksfraktion«, die mit den Syndikalisten verbunden und insbesondere in Zagreb stark vertreten war. Bucharin ließ die Führung der Linken jedoch eigenmächtig absetzen und forcierte mit Hilfe des Bosniers Josef Cižinsky (bekannt unter dem Namen »Milan Gorkić«) die Bolschewisierung, wobei er ein politisches Zentrum aufbaute, das sich aus Jugoslawen zusammensetzte, die in Moskau lebten.

Aus Rußland, wo er sich seit 1915 zuerst als Gefangener, dann als Kämpfer der Roten Armee aufgehalten hatte, kehrte Ende 1925 ein gewisser Josip Broz nach Jugoslawien zurück, der bis 1928 als Mann Bucharins, dann, nach dessen Verhaftung im gleichen Jahr, als Mann Stalins einen raschen Aufstieg in der Partei erleben sollte. Hier kreuzten sich die Wege zweier Personen ohne direkt aufeinander zu treffen: der von Ciliga, der sich nach Moskau begab und dort die russischen Gefängnisse kennenlernte, und der von Tito, der nach Jugoslawien zurückkehrte, und dort einen langsamen, aber sicheren Aufstieg zur Macht erlebte.[21]

Ciliga scheint sich der Risiken, die er angesichts der politischen Säuberungen in der jugoslawischen Partei einging, bewußt gewesen zu sein: »*Unter diesen Bedingungen riskierte ich im Fall einer Reise nach Moskau den Verlust meiner Bewegungsfreiheit. Aber der brennende Wunsch, an Ort und Stelle die Erfahrungen der großen russischen Revolution zu studieren, siegte über alle Bedenken. Die wiederholten Schlappen, die die kommunistische Bewegung in Europa erlitt, bewiesen die Notwendigkeit, die Taktik zu verbessern und zu vertiefen.*«[22]

Die Schicksalsschläge, Enttäuschungen, Hoffnungen, Verhaftungen und politischen Aktivitäten Ciligas sind aus seinem Buch, das er zwischen Januar 1936 und Juli 1937 in Frankreich schrieb und das 1938 unter dem Titel »Au pays du grand mensonge« erschien, gut bekannt; sein sibirisches Exil und die Geschichte seiner Ausreise aus der Sowjetunion sind in einem zweiten, zwischen 1938 und 1941 verfaßten Band beschrieben, der 1950 unter dem Titel »Sibérie, terre de l'exil et de l'industrialisation« erschien.[23]

Als Ciliga Anfang Oktober 1926 in Moskau ankam, war er von der herrschenden Not und der Rückständigkeit im »Vaterland des Sozialismus« erschüttert, bemerkte aber

---

21 Für diesen Zeitraum vgl. Ciligas Aufsatz »Come Tito si impadroni del partito comunista yugoslavo« (»Wie Tito zum Führer der KPJ wurde«), in: »Corrispondenza Socialista«, Nr. 7, Juli 1961, S. 393-399. Ein Nachdruck mit einer Einleitung von Paolo Casciola (S. 1-8) erschien in: »Quaderni del Centro Studi Pietro Tresso«, serie Studi e Ricerche, Nr. 12, Februar 1989. Außerdem gibt es einen wichtigen Artikel Ciligas über »Die Rolle und das Schicksal der kroatischen Kommunisten in der KPJ« (»Uloga i sudbina hrvatskih komunista u KPJ«), in: »Bilten Hrvatske Demokratske i Socijalne Akcije« (»Bulletin der demokratischen und sozialen kroatischen Aktion«), Nr. 67, 1972, S. 1-68.

22 Ante Ciliga, Dix ans au pays du mensonge déconcertant, Paris 1977, S. 22-23 (Ante Ciliga, Im Land der verwirrenden Lüge, a.a.O., S. 8; so weit sich Zitate Ciligas in der gekürzten deutschen Ausgabe finden, wird nach dieser Übersetzung zitiert).

23 Ante Ciliga, Sibérie, terre de l'exil et de l'industrialisation, Paris 1950. Der Verlag »Les Iles d'Or«, in dem dieses Buch erschien, veröffentlichte u.a. auch Texte von Angelo Tasca und Victor Serge.

zugleich *»den Aufstieg ganzer sozialer Gruppen«*. Zu dieser Zeit endete die Neue Ökonomische Politik mit einer zunehmend gelähmten Wirtschaft und 2,2 Millionen Arbeitslosen in einem Debakel.[24] Ausländer wie er, Mitglieder der Komintern, lebten in den Augen der in Not steckenden russischen Arbeiter wie die »Maden im Speck«.

Da Ciliga 1924 an der Universität von Zagreb in Philosophie promoviert worden war, war er dafür vorgesehen, an der jugoslawischen Sektion der »Kommunistischen Universität für westliche nationale Minderheiten« Geschichte zu unterrichten. Jedes Jahr traten 25 neue Schüler in diese 1925 errichtete Schule der KPJ ein, um vier Jahre lang Unterricht zu erhalten, der vor allem in serbo-kroatischer Sprache erteilt wurde.[25] Ciliga betrachtete sich jedoch nicht als »roter Akademiker« und Funktionär der Komintern. Nach seiner Ankunft in Moskau war er Mitglied der KPdSU geworden, deren Leben ihm weitaus interessanter schien als das der Komintern. Die Komintern erschien ihm nicht als »Generalstab der Weltrevolution«, sondern als bloße und unwichtige, der Propagandaabteilung angeschlossene Filiale der russischen Partei. Als er im Dezember 1926 an der VII. Tagung des erweiterten Exekutivkomitees der Komintern teilnahm, wurde ihm klar, daß der 1919 von Trotzki beschworene *»Konvent der Weltrevolution«* schon in den Händen von Stalin war. Während er den Reden von Trotzki, Sinowjew und Kamenev beiwohnte, war er besonders von Kamenev beeindruckt, der darauf hinwies, daß die Rechtsgefahr in der russischen Partei vor allem *»eine logische Folge des kleinbürgerlichen Charakters des Landes und des Nachlassens der revolutionären Entschlossenheit im westlichen Proletariat«* sei.[26]

Während er alle Auseinandersetzungen innerhalb der russischen Partei und vor allem die Diskussionen unter russischen Arbeitern verfolgte, registrierte er die Unterdrükkung von Arbeitern mit anarcho-syndikalistischen Tendenzen, die schon Verdächtigungen ausgesetzt waren, wenn es lediglich darum ging, Verbesserungen der Arbeitsbedingungen in ihrer Fabrik einzufordern. Ciliga wurde sehr pessimistisch, was die Zukunft des »sozialistischen Vaterlandes« anging; während er nach seinem eigenen Eingeständnis bis dahin keinerlei Zweifel an der Richtigkeit der Politik der Sowjetunion hegte, kam er nun zu dem Schluß, daß zumindest in der Sowjetunion *»die Entwicklung zum Sozialismus hin definitiv gestoppt, die Revolution tot und damit alles verloren«* sei.[27]

Seit 1927 nahm Ciliga Beziehungen zur russischen trotzkistischen Opposition auf, deren Einfluß *»auf die Parteikader von Tag zu Tag zu(nahm)«*.[28] Allerdings scheint seine Opposition sehr zurückhaltend gewesen zu sein, denn an den Arbeiten zum VI. Kongreß der Komintern (August 1928) konnte er – kurz bevor Trotzki aus der UdSSR verwiesen wurde – teilnehmen.[29]

---

24 Ante Ciliga, Dix ans..., a.a.O., S. 45 (deutsche Ausgabe, S. 21).

25 In der Sowjetunion gab es mehrere spezialisierte »kommunistische Universitäten«; andererseits bestand eine der Konsequenzen der »Bolschewisierung« darin, in anderen Ländern »kommunistische Schulen« zu gründen.

26 Ante Ciliga, Dix ans..., a.a.O., S. 26-27 (deutsche Ausgabe, S. 13). Zur Rede Trotzkis im Namen der Opposition am 9. Dezember 1926 vgl. »La Correspondance internationale«, Nr. 6, 14. Januar 1927.

27 Ebd., S. 31.

28 Ebd., S. 42 (deutsche Ausgabe, S. 24).

29 Ciliga hielt die Sitzungen, bei denen alles *»hinter den Kulissen entschieden wurde«*, für langwei-

Es waren speziell die jugoslawischen Angelegenheiten, die Ciliga an die Seite der trotzkistischen Linksopposition führen sollten. In Moskau gab es rund 120 aktive Anhänger der KPJ – in der Mehrzahl Arbeiter –, die sich eher mit russischen Problemen als mit denen der jugoslawischen Partei beschäftigten.
Während sich Ciliga in Moskau aufhielt, hatten sich in der KPJ große Umgestaltungen vollzogen, über die er in seiner Isolierung an der Moskauer Schule nur wenige Informationen gehabt zu haben scheint. Das Triumvirat Bucharin-Gorkić-Manuilski hatte, so seine Worte, eine wahre *»Unterwelt«* angeworben, *»die niemals etwas mit der jugoslawischen Bewegung zu tun gehabt hatte«* und die geschickt worden war, die Partei vollständig zu *»bolschewisieren«*. Auf der VIII. Konferenz der KPJ in Zagreb übernahm die Fraktion Djaković-Tito gegen den von der Linken repräsentierten sogenannten »Fraktionismus« die Macht in der Partei. Bald darauf, im August 1928, wurde Tito verhaftet und für fünf Jahre inhaftiert.
Die Lage der KPJ verschlechterte sich zunehmend, insbesondere aufgrund der Konzessionen, die man gegenüber der antiserbischen kroatischen nationalistischen Bewegung machte und vor allem aufgrund des abenteuerliches Kurses »Klasse gegen Klasse«, wie er von Stalin nach dem VI. Kongreß der Komintern angeordnet worden war.[30]
Die Ermordung des Abgeordneten Radić, Führer der kroatischen Bauernpartei und seit 1925 an der Regierung beteiligt, im Juni 1928 mitten im Parlament und deren offene Befürwortung durch den jugoslawischen König und die nationalistischen serbischen Parteien führte endgültig dazu, daß der nationale Faktor gegenüber dem sozialen Faktor an Bedeutung gewann.[31] Die an den Mord sich anschließenden Unruhen in Kroatien hatten zur Folge, daß der jugoslawische König im Januar 1929 eine Diktatur errichtete; er löste das Parlament auf und verbot die politischen Parteien, zuallererst die KPJ. All dies geschah mitten in der sogenannten »Dritten Periode« der Komintern, der Periode des kalkulierten »Abenteurertums«, in der mit dem Gedanken an bewaffnete Aufstände gespielt wurde.[32] Die Führung der KPJ, die von russischen Agenten geleitet wurde, von denen einige als Provokateure im Dienst der Polizei fungierten,[33] erklärte, daß *»die ein-*

---

lig und *»leeres Geschwätz«* (deutsche Ausgabe, S. 26). In dem erwähnten Buch von Milovan Bosić werden (auf Seite 328) als Mitglieder der offiziellen Delegation genannt: J. Zorga, G. Vuković, M. Brezović und A. Hlebec. Ragić ergriff für die jugoslawische Delegation das Wort, um Bucharin dafür zu danken, daß er den Fraktionskampf in der KPJ beendet hatte; er sprach sich für *»eine einheitliche kommunistische Partei mit leninistischer Führung und stählerner Disziplin«* und für eine *»Föderation der selbständigen Arbeiter- und Bauernrepubliken auf dem Balkan«* aus. Von irgendeiner Opposition war nichts zu hören. Vgl. »Internationale Presse-Korrespondenz«, Nr. 75, 31. Juli 1928, S. 1346.

30 Die Ausrichtung auf den »bewaffneten Aufstand« wurde vor allem anläßlich der X. Vollversammlung im Juli 1929 auf die Tagesordnung gesetzt.

31 Für einen kurzen Überblick über diesen Zeitraum vgl. Natacha Rajaković, Les ambiguités du yougoslavisme, in: De Sarajevo à Sarajevo, Bruxelles 1992, S. 21-49.

32 Seit dem Frühjahr 1928 beschäftigte sich die Führung der Komintern mit der »Militärfrage«. S. (A. Neuberg)/Hans Kippenberger/M.N. Tuchatschewski/Ho Chi Minh, Der bewaffnete Aufstand. Versuch einer theoretischen Darstellung. Eingeleitet von Erich Wollenberg, Frankfurt am Main 1971 (zuerst 1928 erschienen). Im Mai 1929 setzte das Politbüro des Zentralkomitees der KPJ den *»bewaffneten Aufstand«* auf die Tagesordnung. Im Oktober 1929 erklärte das Zentralkomitee, daß man *»von der Defensive zur Offensive übergehen... und die Massen und die Partei auf den bewaffneten Aufstand vorbereiten müsse«*. Vgl. »Pregled istorije Saveza Komunista Yugoslavije« (»Abriß der Geschichte des Kommunistischen Bundes Jugoslawiens«), Belgrad 1963, S. 175-177.

33 Vgl. Ivan Avakumović, a.a.O., S. 94-95.

zige Lösung der Krise für die Arbeiterklasse und die Bauernschaft der bewaffnete Kampf, der Bürgerkrieg gegen die Herrschaft der hegemonialen Bourgeoisie der Serben aus Serbien« sei. Diese Politik schlug sich – außer in der Verstärkung der anti-serbischen nationalistischen Gefühle – in Revolverduellen zwischen Kommunisten und Polizisten nieder. Nach Angaben von Ciliga und der KPJ führte die Unterdrückung zu Hunderten toter Kommunisten. Auch wenn es in Wirklichkeit nur rund dreißig Tote gab,[34] schrumpfte die Partei zu dieser Zeit auf einige hundert Mitglieder zusammen. Das eigentliche Grundübel der KPJ bestand aber wohl darin, daß sie zumindest seit 1928 mit nationalistischen Organisationen zusammenarbeitete, so mit den mazedonischen Nationalisten von der VRMO[35] und den Ustascha-Terroristen.[36]

Im Februar 1929 lehnten die jugoslawischen Kommunisten in Moskau auf einer Versammlung eine Resolution zur Unterstützung der Politik der Komintern in Jugoslawien mit großer Mehrheit (90 Stimmen gegen fünf) ab. Zugleich leistete die Linke der KPJ eine Selbstkritik an ihrer nationalen Politik: »*Was die nationale Frage angeht, stehen wir in Jugoslawien vor folgendem Dilemma: sozialistische oder bürgerliche Revolution. Die Fraktion der Linken hatte früher propagiert, das Nationalitätenproblem im Interesse der Revolution auszunutzen. Aber diese ›Ausnutzung‹ hat schließlich damit geendet, daß die kommunistische Partei und die Arbeiterbewegung dabei soweit eingeschränkt wurden, daß sie nur dem bürgerlichen Nationalismus der unterdrückten Völker Jugoslawiens dienten. Noch bevor man in Frankreich die Versöhnung von Roter Fahne und Trikolore, der ›Internationale‹ und der ›Marseillaise‹ erlebt hat, war man in Dalmatien zum Bündnis von kroatischer Trikolore und Roter Fahne, der ›Internationalen‹ und der Nationalhymne ›Unser schönes Vaterland‹ gekommen. Die revolutionäre und internationalistische Arbeiterbewegung lief Gefahr, sich in ebensoviele bloß ›radikale‹ Bewegungen aufzulösen, wie es in Jugoslawien Nationalitäten gibt.«*[37]

Ciliga hatte zu dieser Zeit mit anderen eine etwa zwanzig Personen umfassende illegale trotzkistische Gruppe gebildet. Ein Zentrum von sechs Personen umfaßte vier Jugoslawen (Stanko Dragić, Hauptverantwortlicher der Gruppe und ehemaliges Mitglied des Zentralkomitees der KPJ; Mustafa Dedić, früherer Sekretär des Gewerkschaftskomitees in der Herzegowina; Stepan Heberling, der aus der Woiwodina kam und Ante Ciliga) und zwei Russen (Viktor Zankov und Oreste Glibovskij).[38] Zu dieser Gruppe gesellte sich, bis zu ihrer Festnahme und ihrem Verschwinden 1934/35 die Frau von Tito, Pelegea Denisov-Belousova.[39]

---

34 Ante Ciliga, Crise d'Etat dans la Yougoslavie de Tito, Paris 1974, S. 165. Avakumović, a.a.O., S. 96, erwähnt dreißig Tote, weniger als die Anzahl der von Stalin einige Jahre später getöteten jugoslawischen Kommunisten.

35 Die »Innere (vereinigte) mazedonische revolutionäre Organisation« wurde im September 1925 aus den Resten der mazedonischen terroristischen Bewegung ORIM geschaffen. Die VMRO (so ihre Abkürzung im bulgarischen Mazedonien), von mazedonischen »Kommunisten« geleitet, war eine rein nationalistische Schöpfung. Aus der »historischen« ORIM entwickelte sich nach 1929 die Ustascha Ante Pavelićs.

36 Ivan Avakumović, a.a.O., S. 108-109.

37 Ante Ciliga, Dix ans au pays ..., a.a.O., S. 67-68.

38 Ebd., S. 69.

39 Die Frau von Tito, die russischer Herkunft war, starb wahrscheinlich 1935 im Gefängnis. Über die Festnahme und den Tod seiner Frau sowie über sein anschließendes komplizenhaftes Schwei-

Diese Untergrundgruppe hatte zum einen Kontakte zur trotzkistischen Organisation in Moskau, von der sie Briefe und Dokumente von Trotzki und Christian G. Rakovski erhielt, zum anderen auch Beziehungen zu russischen Fabrikarbeitern. Nachdem die Aktivitäten der Gruppe von der GPU entdeckt worden waren, entschied eine Kommission der Komintern (nach ihrem Vorsitzenden »Kommission Soltz« genannt) mit beflissentlicher Unterstützung des jugoslawischen Politbüros, Ciliga und zwei aktive Mitarbeiter der Gruppe für ein Jahr (mit Bewährungsfrist!) aus der Partei auszuschließen. Zwanzig andere mußten Moskau verlassen. Einer geläufigen Praxis des Stalinismus in seinen Anfängen entsprechend, versuchte der Apparat, Ciliga zu »kaufen«, indem man ihm eine gut entlohnte Arbeit als Archivar und Lehrer in Leningrad anbot. Nachdem er persönlich mit Sergei M. Kirov gesprochen hatte, vor seiner Ermordung als »Pate« bekannt, erhielt er eine Stelle als Lehrbeauftragter an der Universität Leningrad, ohne sich jedoch an die neue »rote« Bourgeoisie zu verkaufen.
Im Laufe seiner Diskussionen mit trotzkistischen Intellektuellen entwickelte Ciliga ernsthafte Zweifel an den Positionen Trotzkis. In seinen Augen setzte Stalin, wenn auch mit mehr Brutalität, »*das Wesentliche des Programms der Opposition*« durch, die sich letzten Endes wenig für die wirkliche Lage der Arbeiterklasse interessierte. 1930 war Ciliga zu dem Schluß gekommen, daß sich in der Sowjetunion der Staatskapitalismus durchsetzte, der sowohl von Stalin als auch von Trotzki und den oppositionellen Intellektuellen bejaht wurde: »*Stalinisten und Trotzkisten (identifizierten) Staatskapitalismus mit Sozialismus und Bürokratie mit Proletariat. Trotzki gab – ebenso wie Stalin – den Staat für das Proletariat aus, die Diktatur der Bürokratie über das Proletariat als Diktatur des Proletariats und den Sieg des Staatskapitalismus über den Privatkapitalismus und den Sozialismus als einen Sieg des letzteren.*«[40]
Am 21. Mai 1930, seine Divergenzen mit den Trotzkisten noch unterschätzend, wurde Ciliga in Leningrad verhaftet, nachdem er zuvor in Moskau gewesen war und sich dort weitaus mehr an unmittelbaren Aktivitäten in den Fabriken als an langfristigen theoretischen Reflexionen interessiert gezeigt hatte.

IV. Gefängnisse, Straflager und sibirisches Exil (1930-1935)

Während Stanko Dragić zeitweise der GPU entkommen konnte, lernte Ciliga das Gefängnis von Leningrad kennen. Jeden Tag wurden Gefängnisinsassen erschossen, ohne daß die zum Tode Verurteilten »*einen Schrei der Revolte gegen die Regierung, die sie in den Tod schickte*«, von sich gaben. Für Ciliga war diese soziale Demoralisierung ein Zeichen dafür, daß die Kräfte der Revolution und der Linken erschöpft waren. Trotzdem war zu der damaligen Zeit »*das Gefängnis der einzige Ort in Sowjetrußland, an dem sich die Leute auf mehr oder weniger ernsthafte und offene Weise ausdrücken*« konnten.[41]

---

gen hat Tito nie ein Wort verloren.
40 Ante Ciliga, Dix ans au pays..., a.a.O., S. 110.
41 Ebd., S. 179.

Im November 1930 wurde Ciliga in das Lager von Werchne-Uralsk verlegt, nördlich von Magnitogorsk, am Rande des Ural gelegen. Dieses Lager war ein Ort, an dem man frei sprechen konnte und an dem es eine interne Presse- und Versammlungsfreiheit gab.[42] Die 250 Häftlinge (etwa 180 Kommunisten und 70 Anarchisten) hielten regelrechte politische Versammlungen ab, mit Vorsitzendem und Sekretär. Die meisten übten sich im Verfassen von Artikeln für Manuskriptzeitungen, die über die »inneren Posten« (Verbindungsleute zwischen den Zellen) zirkulierten. Es gab sogar eine Bibliothek mit politischen Büchern. Eine starke Mehrheit der Gefangenen war trotzkistisch (ca. 120-140) und erhielt Broschüren und Rundschreiben von Trotzki. Daneben gab es Menschewisten, linke Sozialrevolutionäre, sechzehn Dezisten (Gruppe »Demokratischer Zentralismus«) und drei Anhänger von Gabriel Miasnikov, so daß man *»ein wahres illegales Parlament Rußlands«* vor sich hatte.[43]
Ciliga zufolge waren die meisten Inhaftierten Intellektuelle, nur knapp 15% waren Arbeiter. Unter den Kommunisten fanden sich 43% Juden, 27% Kaukasier (Georgier und Armenier) und 30% Russen und Vertreter anderer Nationalitäten. Russen und Arbeiter waren vor allem in der extremen Linken vertreten, bei den Dezisten, den Anhängern von Miasnikov und bei den Anarchisten. Unter den Trotzkisten fand sich eine große Mehrheit von jungen jüdischen Intellektuellen und Technikern, die aus dem Kleinbürgertum der Ukraine und Weißrußlands stammten. Als beunruhigend wurde empfunden, daß unter ihnen *»eine starke Gruppe ehemaliger Militärs und Tschekisten war«,* die direkt aus dem Apparat kamen.
In Werchne-Uralsk traf Ciliga seine jugoslawischen und russischen Genossen wieder: Stanko Dragić, Viktor Zankov, Oreste Glibovskij. Sie schlossen sich dem »Kollektiv der Bolschewisten-Leninisten« an, das in drei Tendenzen zerfiel:
– eine »rechte« Tendenz mit den Professoren Eleasar Solnstsev, Grigori Iakovin und Grigori Stopalov an der Spitze; dieser Gruppe, die die »Thesen der Drei« verfaßte, schloß sich Fjodor Dingelstedt an. Diese wichtigste Fraktion setzte sich für eine *»Reform von oben«* und für die Industrialisierung ein (Fünf-Jahres-Pläne etc.); sie wollte *»das gleiche wie Stalin«,* nur unter einer *»menschlicheren«* Form;[44]
– eine kleine, »Zentrum« genannte Gruppe, die vom Schwiegersohn Trotzkis, Man-Nivelson, und Aaron Papermeister geleitet wurde und sich kaum von den Rechten unterschied, mit denen zusammen sie eine gemeinsame Zeitung (als Manuskript) herausgab, die sich »Pravda v tiur`me« (»Die Wahrheit im Gefängnis«) nannte;
– die Fraktion der »Linken«, zu denen Ciliga und seine Freunde gehörten und die eine *»Reform von unten«* anstrebte, die sich auf die Arbeiterklasse stützen sollte. Ihre theo-

42 Ciliga erwähnt auch die Lager von Tcheliabinsk, Yaroslav und Souzdal. Im letztgenannten Lager befand sich der Führer der Dezisten, V.M.Smirnov, der 1937 hingerichtet wurde. Vgl. dazu »Lettre du camarade Ciliga« (9. Dezember 1935), in: A bas! la répression contre-révolutionnaire en URSS, Paris, Anfang 1936, Editions Quatrième Internationale, S. 6-16.

43 Die Analyse der politischen Kräfteverhältnisse in Werchne-Uralsk wurde durch den Brief von zwei orthodoxen Trotzkisten an Trotzki vom 11. November 1930 aus diesem Gefängnis bestätigt (T.D. Ardachelia und G. Iakovin, in: »Cahiers Léon Trotsky«, Nr.7/8, 1981, S. 184-193). Die von Ciliga für diese Tendenz erwähnten »Thesen der Drei« wurden in den »Cahiers Léon Trotsky«, Nr. 6, 1981 unter dem Titel »La crise de la Révolution« neu veröffentlicht.

44 Ante Ciliga, Dix ans au pays..., S. 288. Eleasar Solnstsev (1900-1936), Grigori Iakovin (1869-1938) und Fjodor Dingelstedt (1890-1938) wurden später hingerichtet.

retische Schwäche lag nicht nur darin, daß sie Fünf-Jahres-Pläne als »*Bluff*« bezeichnete, sondern auch darin, daß sie die weltweite Wirtschaftskrise verneinte. Sie gab die Zeitung »Voinstvuiuchtchij Bol'chevik« (»Der militante Bolschewist«) heraus.
Außerhalb dieser Fraktionen war es allein der Trotzkist V. Densov, der, sich auf Lenin stützend, von der sowjetischen Wirtschaft als Staatskapitalismus sprach.
»Der militante Bolschewist«, in dem Ciliga unter dem Pseudonym Richard schrieb, erschien monatlich oder zweimonatlich und umfaßte zehn bis zwanzig Artikel in getrennten Heften und in jeweils drei Exemplaren (eines für jeden Gefängnisflügel).[45] Ciliga gehörte zu jenen »Linksbolschewisten«, die sich sehr schnell von trotzkistischen Argumentationen wegbewegten, für die »*ein Zitat von Trotzki bereits einen Beweiswert hatte*«.[46] Er stellte fest, daß die stalinistische Bürokratie »*langsam zum Kern einer neuen herrschenden Klasse*« wurde und daß man daher wie in jedem beliebigen kapitalistischen Land einen Kampf mit entsprechenden Forderungen führen und sich auch mit sozialistischen und anarchistischen Fabrikarbeitern verbinden müßte. Für einen neuen revolutionären Klassenkampf benötige man »*eine neue revolutionäre Partei*«.
Die zunehmend radikalere Entwicklung von Ciliga wurde in erster Linie durch die Haltung der trotzkistischen Mehrheit des Lagers bestimmt, die einen monolithischen Block forderte. Die »militanten Bolschewisten« sollten sich als Gruppe auflösen und die Veröffentlichung ihrer Zeitung einstellen, andernfalls würden sie ausgeschlossen. Die »Gruppe der 30« – Linkstrotzkisten (darunter Ciliga) – schlug ein neues Redaktionskomitee vor, das sich aus einem Vertreter jeder Tendenz zusammensetzen und ein einziges Organ für alle Kommunisten veröffentlichen sollte und in dem die »militanten Bolschewisten« nicht vertreten gewesen wären. Die sogenannten »Rechtstrotzkisten« und die Trotzkisten der »Mitte« schlossen diese jedoch aus und zwar mit Methoden, die bewiesen, »*daß es zwischen Trotzkismus und Stalinismus viele Gemeinsamkeiten*« gab.[47] Tatsache war aber auch, daß die GPU über Spitzel im Gefängnis verfügte, die auf eine Spaltung drängten.
Seit dem Sommer 1931 gab es folglich zwei trotzkistische Organisationen:
– das Kollektiv der »Bolschewisten-Leninisten« (die Mehrheit) mit 75-78 Mitgliedern;
– das Kollektiv der »linken Bolschewisten-Leninisten« mit 51 oder 52 Mitgliedern, das die Zeitschrift »Bol'chevik-Leninist« mit Artikeln von V.Densov, N.P.Gorlov, M.Kamenetski, O.Pouchas und Ciliga herausgab.[48]
Die Radikalisierung Ciligas und der linken Bolschewisten-Leninisten läßt sich zum einen durch die Schrecken der Kollektivierung und der Fünf-Jahres-Pläne, zum anderen durch die Positionen von Trotzki selbst erklären. In dem Maße, in dem neue Gefangene im Lager ankamen, erfuhren die Inhaftierten von der Ermordung und Vertreibung

45 Der genannte Brief von Ardachelia und Iakovin erwähnt zwar nicht die »Pravda v tiur`me« des trotzkistischen Zentrums, dafür aber die »Sbornik o Sovremennom Položeniji« (»Dokumente zur aktuellen Situation«) der orthodoxen trotzkistischen »Rechten«. Die beiden Unterzeichner des Briefes bestätigen, daß die »Voinstvuiuchtchij Bol'chevik« im Januar 1930 von Saakian und Kvatchadze gegründet und sich seit der zweiten Nummer unter der Leitung von Pouchas, Perevertsev und Emelianov auf den »Dezismus« hin orientierte.
46 Ante Ciliga, Dix ans au pays..., a.a.O., S. 222.
47 Zu dieser These vgl. das Buch von Willy Huhn, Trotzki – der gescheiterte Stalin. Mit einer Einleitung: Paul Mattick, Bolschewismus und Stalinismus, Berlin, 1973.
48 Ante Ciliga, Dix ans au Pays..., a.a.O., S. 209.

ukrainischer Bauern, von dem Schicksal der nach Sibirien Verbannten, deren Lebenserwartung zwei Jahre nicht überschritt und von der Sklaverei, unter der mindestens ein Drittel der Arbeiterklasse für die pharaonischen Arbeiten Stalins (der Baltikum-Weißmeer-Kanal usw.) litt. Die trotzkistische extreme Linke, vertreten durch Ciliga und seine Freunde, reagierte dementsprechend auf die lobpreisenden Stellungnahmen Trotzkis im Jahr 1932 über den *»wirklich beispiellosen gegenwärtigen Erfolg«* der stalinschen Wirtschaftspolitik äußerst unzufrieden.[49]

Unter den trotzkistischen Gefangenen gab es scharfe Auseinandersetzungen über den Charakter der Sowjetunion im Jahr 1932. Man verabschiedete Resolutionen für oder gegen den *»Arbeiter-Charakter«* der Sowjetunion; in derjenigen der übrig gebliebenen »militanten Bolschewisten« war die Rede von der Notwendigkeit einer *»politischen Revolution«* auf der Basis der *»ökonomischen Grundlagen des Oktober«*; das stalinistische Regime stand demzufolge *»über den Klassen«*, die »Diktatur des Proletariats« war verschwunden. Ciliga gehörte zu einer Minderheit, in deren Augen die Bürokratie zu einer wirklichen neuen Klasse geworden war, die dem Proletariat feindlich gegenüberstand, so daß nur eine soziale Revolution zum Sozialismus führen könne.

1932, bei der Lektüre der letzten Schriften Trotzkis, wurde der Bruch Ciligas und zehn seiner aktiven Anhänger mit dem trotzkistischen Kollektiv endgültig vollzogen. In einer Deklaration wurde darauf verwiesen, daß Trotzkis Programm *»die Illusionen des westlichen Proletariats«* über den Stalinismus verstärke. In der Konsequenz wurde der Trotzkismus als eine linke Strömung des Stalinismus zurückgewiesen: *»Trotzki und seine Anhänger sind dem bürokratischen Regime in der UdSSR zu eng verbunden, um den Kampf gegen dieses Regime bis zur äußersten Konsequenz führen zu können«.* Trotzki sei *»im Grunde der Theoretiker eines Regimes, dessen Verwirklicher Stalin ist«.*[50] Ein Artikel von Ciliga mit dem Titel »Bürokratische oder proletarische Opposition« markierte seinen Übergang zur extremen Linken.

In der Tat gewann die nicht trotzkistische extreme Linke entscheidend an Einfluß im Lager. Die Dezisten waren in drei oder vier Fraktionen aufgesplittert. Zu Beginn Leninisten, die allerdings gegen den bürokratischen Zentralismus waren, standen sie 1920 gegen die »Arbeiteropposition«. Viele hatten angesichts des ersten Fünf-Jahres-Plans kapituliert, da er ihnen den Sieg über die Neue Ökonomische Politik zu bedeuten schien. Im Lager, und zweifellos auch woanders, hatten sie sich, allerdings geprägt durch Konfusion und Spaltung, sehr radikalisiert. Die Anhänger Miasnikovs definier-

49 In einem im Oktober 1932 veröffentlichten Text Trotzkis kann man eine Verteidigung der Sowjetunion lesen, die seine gefangenen Anhänger und mehr noch die Arbeiter in den Arbeitslagern und Straflagern sicherlich hat aufheulen lassen: *»Wir akzeptieren den Arbeiterstaat, so wie er ist und wir sagen: Dies ist unser Staat. Trotz aller Rückschläge, trotz der Hungersnot, trotz der Menschenschlangen und der Irrtümer und sogar trotz aller bürokratischen Schandtaten müssen die Arbeiter der ganzen Welt diesen Arbeiterstaat als ihr zukünftiges sozialistisches Vaterland mit Klauen und Zähnen verteidigen.«* Und der ehemalige Führer der Bolschewisten fügte noch hinzu: *»Der Sozialismus als System hat sein Anrecht auf den historischen Sieg nicht nur in den Hauptstädten des Kapitals, sondern auch durch den Bau von Wasserkraftwerken und Hochöfen bewiesen.«* (Léon Trotsky, L'économie soviétique en danger au seuil du deuxième plan quinquennal, in: Ders., Ecrits 1928-1940, Bd. 1, Paris 1955, S. 111). Diese Gleichsetzung von Kapitalakkumulation und Sozialismus, bereits 1926 von E. Preobrashenskij in seinem Buch »Die neue Ökonomik« vorgestellt, wurde von Trotzki mehrfach verteidigt.

50 Ante Ciliga, Dix ans au pays..., a.a.O., S. 258-259 (deutsche Ausgabe, S. 139/140).

ten den Trotzkismus als eine *»Opposition von Spitzenfunktionären«* der Bürokratie. Sie kritisierten grundsätzlich den Leninismus und die *»Diktatur der Partei«*. Für sie war entscheidend, daß die Arbeiter die Freiheit hatten, zwischen konkurrierenden Arbeiterparteien inmitten des Arbeitermilieus zu wählen. Seit 1923 waren sie nach und nach zu der Überzeugung gekommen, daß in der UdSSR ein bürokratischer Staatskapitalismus herrsche.[51]

Die Dezisten, deren Führer Sergei Medvedev (1885-1937) 1935 ins Lager kommen sollte, während Ciliga in Sibirien war, hatten sich im großen und ganzen den Thesen der »Arbeitergruppe« Miasnikovs angeschlossen, deren Führer in Werchne-Uralsk Sergei Tijunov war.[52] Für den Dezisten Jacques Kosman hatte Lenin die Industrie in die Hände der Bürokratie gegeben; für Michail Chapiro, einen anderen Dezisten, hatte die »Arbeiteropposition« 1921 nicht die Interessen des Proletariats vertreten, sondern *»die der Gewerkschaftsbürokratie«*. Volodia Smirnov, ebenfalls Dezist, behauptete dagegen in der Manier deutscher und holländischer Rätekommunisten: *»In Rußland hat es niemals eine proletarische Revolution und niemals eine Diktatur des Proletariats gegeben. Was stattgefunden hat, ist bloß eine Revolution von unten und eine bürokratische Diktatur von oben gewesen.«* Lenin selbst, der Heilige der russischen Revolution, wurde vom Sockel geholt: *»Lenin ist niemals ein Ideologe des Proletariats gewesen. Von Anfang bis Ende war er immer ein Ideologe der Intelligentsia«*.

Der Bolschewismus war für Volodia Smirnov – ebenso wie für Otto Rühle[53] –‚wie die von Mussolini, Hitler, Atatürk und Roosevelt repräsentierten Systeme, Ausdruck einer allgemeinen Tendenz zum Staatskapitalismus. Solche Thesen stießen bis in die extreme Linke auf Ablehnung und Smirnov wurde aus der Gruppe ausgeschlossen. Trotzdem war damit über diese Frage eine äußerst wichtige Auseinandersetzung eröffnet, in der sich Ciliga, der diese Tendenz als für Rußland *»relativ progressiv«* beurteilte, und Sergei Tijunov, der darin ein *»bloß parasitäres«* Phänomen sah, gegenüberstanden.[54]

Ciliga entwickelte sich weiter in linkskommunistischer Richtung. Nachdem sein zuvor positives Bild von Trotzki zerstört war, in dem er – insbesondere nach einem Bericht, den ihm ein Marinesoldat aus Kronstadt über Trotzkis Verantwortung für die 10.000 von der Tscheka nach dem März 1921 Erschossenen gegeben hatte – nunmehr nichts als einen Unterdrücker sah, begann er, seine Verehrung für Lenin zu hinterfragen. Obwohl dieser einen *»Ehrenplatz im Herzen der Arbeiter und im Pantheon der Geschichte«* habe, sei er zum *»Flaggenträger der sowjetischen Bürokratie«* geworden, indem er den Sozialismus im ökonomischen Bereich zerstört und letzten Endes *»den Weg zu Stalin eröffnet«* habe.

Als Ciliga – zusammen mit Stanko Dragić – Werchne-Uralsk verlassen mußte, weil er nach Sibirien deportiert werden sollte, wurde 1933 im Lager eine »Föderation der

---

51 Zur Position Miasnikovs 1923 vgl. das »Manifest der Arbeitergruppe der russischen KP (Bolschewisten)«, das in deutscher Übersetzung von der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands veröffentlicht wurde.

52 Vgl. Roberto Sinigaglia, Mjasnikov e la rivoluzione russa, Milano 1973.

53 Vgl. Carl Steuermann (Pseudonym von Otto Rühle), Weltkrise – Weltwende. Kurs auf Staatskapitalismus, Berlin 1931.

54 Ante Ciliga, Dix ans au pays..., a.a.O., S. 285.

Linkskommunisten« gegründet, die 20-25 Mitglieder stark war und die Arbeitergruppe von Tijunov, Dezisten und einige ehemalige Trotzkisten umfaßte.
Angesichts der Machtübernahme Hitlers und des Bankrotts des Stalinismus in Deutschland wurde die Frage einer neuen Internationale aufgeworfen. Die linken Trotzkisten sahen in dieser Forderung eine *»frühreife und demagogische Parole«*. Smirnov sprach sich für eine Verbindung von Sozialdemokraten und Kommunisten aus. Tijunov lehnte, wie die deutschen und italienischen Linkskommunisten, jede *»Neuauflage der III. Internationale«* ab. Ciliga selbst vertrat die These, daß die *»Vereinigung von zwei Leichnamen (Sozialdemokratie und Stalinismus) noch keinen lebenden Körper erzeugen würde«*.
Am 18. Mai 1933 mußte Ciliga, obwohl er sich mit einem Hungerstreik und einem Selbstmordversuch gegen eine Verlegung wehrte, das Lager verlassen, wobei seine Haftzeit von der GPU mit dem Einverständnis des Politbüros der KPJ um zwei Jahre verlängert worden war. Für nahezu drei Jahre wurde er nach Sibirien verbannt (Irkutsk, Ienisseisk, Krasnoiarsk), wo er zuerst einen Posten in einer Bank, dann in der Waldverwaltung »Sevpolarles« inne hatte.
Nach vielen vergeblichen Versuchen, einen italienischen Pass zu erhalten, gelang es Ciliga schließlich mit Hilfe seiner in Italien lebenden Familie als Ausländer aus der Sowjetunion ausgewiesen zu werden. Ohne daß er bis zum letzten Moment wußte, ob er an den Polarkreis geschickt, erschossen oder in einem Lager eingesperrt werden sollte, fand er sich am 3. Dezember 1935 nach dem Aussteigen aus dem russischen Zug an der Grenze zu Polen wieder. Dies war das Ende seiner Odyssee durch das »Land der großen Lüge«, der er durch seine Analysen des politischen Lebens der extremen Linken in den Gefängnissen und in den Lagern des Archipel Gulag immerhin noch instruktive Aspekte abgewinnen konnte. Sein Genosse Stanko Dragić verschwand nach einem mißlungenen Fluchtversuch nach Polen im Jahr 1934 auf den schrecklichen Inseln von Solovki.

V. Die zweite Odyssee Ciligas (1936-1945)

Auf der Fahrt durch die Tschechoslowakei nahm Ciliga Kontakt zu den Trotzkisten Vladislav Burian und Jan Frankel auf.[55] Ohne Zeit zu verlieren, schrieb er bereits einige Tage, nachdem er die Sowjetunion verlassen hatte, an Trotzki selbst, der ihm auch antwortete,[56] und an das in Paris bis 1940 erscheinende »Biulleten' oppozitsii« (»Bulletin der Opposition«). Seine Zeugnisse wurden von der trotzkistischen Presse sofort in russischer und französischer Sprache publiziert. Ciliga forderte materielle und politische Unterstützung, um den Deportierten *»unter dem Druck der europäischen Arbeiter und der demokratischen Bewegung«* Hilfe zu leisten. Diese Idee wurde von

55 Vgl. Léon Trotsky, Oeuvres, Bd.8, Paris 1980, S. 34. Pierre Broué gibt dort als Geburtsjahr Ciligas 1896 statt 1898 an.
56 Ebd., S. 34-35, Brief vom 2. Januar 1936.

Trotzki im Dezember 1935 mit dem Ziel zur Gründung eines »Komitees Ciliga« aufgegriffen, um die politischen Gefangenen zu verteidigen.[57]
Aber die Divergenzen mit der trotzkistischen Bewegung traten nun sehr schnell zu Tage. Während Ciliga ein Komitee vorschlug, das nicht nur die »Bolschewisten-Leninisten«, sondern auch die Sozialrevolutionäre und die Menschewisten verteidigen sollte, lehnte Trotzki einen gemeinsamen Block mit den Menschewisten und den Sozialrevolutionären ab, da dies im Ausland insofern schädlich wäre, als man sich damit den Angriffen der Stalinisten aussetzen würde.
Nachdem sich Ciliga Ende Januar 1936 in Paris niedergelassen hatte, veröffentlichte er Artikel im »Biulleten' oppozitsii«, eine Zusammenarbeit, die allerdings bereits im Mai endete, da er das unverzeihliche »Verbrechen« begangen hatte, zugleich Artikel informativer Art an das von Theodor Dan herausgegebene menschewistische Organ »Sotsialistitcheskij Vestnik« (»Der Sozialistische Bote«) zu schicken.[58]
Ciliga näherte sich in der Folge nach und nach sozialdemokratischen Positionen an. Es waren allerdings nicht seine Positionen zum Staatskapitalismus, die aus Ciliga einen »Menschewisten« machten, wie bestimmte Trotzkisten behaupteten, die damit Linkskommunisten und Menschewisten gleichsetzten,[59] sondern seine von demokratischem Idealismus geprägten Überzeugungen. Trotzki konnte am 22. Juni 1936 nicht zu Unrecht schreiben, daß Ciliga kein Marxist sei, sondern eine Person, die *»semi-liberal in ihrem Denken, humanistisch, idealistisch und auf ihre Weise sehr anständig«* sei. Er fügte – was sicherlich falsch ist – hinzu, daß Ciliga *»selbst im Lager das geblieben ist, was er immer war: ein idealistischer und schwärmerischer Demokrat, der vom Stalinisten, der er war, zum Antistalinisten wurde, ohne aber damit zum Marxisten zu werden«.*[60]
Neben der Arbeit an seinem Buch schrieb Ciliga weiterhin Artikel für »Sotsialistitcheskij Vestnik«,[61] für die liberale Zeitschrift »Nova Evropa«,[62] und für die

---

57 Ebd., S. 54, 7. Januar 1936. Ciliga war nicht der einzige, der 1935 die UdSSR verließ. Arven Davtian, genannt Tarov (1895-1943), hatte ebenfalls vom »Leben« in Werchne-Uralsk, von Hungerstreiks, von »450« (?) Bolschewisten-Leninisten berichtet und er erwähnte die Aktivitäten von drei Tschechen, in Wirklichkeit Ciliga und seine Freunde. S. »D'une lettre de Tarov sur son évasion«, in: »Bulletin d'information et de presse sur l'URSS«, Nr. 1, Januar 1936, herausgegeben vom Secrétariat Internationale der Ligue Communiste Internationale (Bolshevik-Léninistes), S. 10-12.

58 Stalinskie repressii v SSSR (Die stalinistische Repression in der UdSSR), in: Biulleten' oppositsii, Nr. 47, Januar 1936, S. 1-4; v bor'be za vyezd iz SSSR (Mein Kampf, um die UdSSR zu verlassen), in: Ebd., Nr. 48, Februar 1936, S. 11-12; Fortsetzung in: Ebd., Nr. 49, April 1936, S. 7-12. Zu den Artikeln Ciligas in der »Sotsialistitcheskij Vestnik« aus den Jahren 1936 und 1937 vgl. »Tables de la revue russe ›Le Messager socialiste‹ 1921-1963«, Paris, Institut d'Etudes Slaves, 1992.

59 So schreibt der trotzkistische Historiker Pierre Broué, ohne z.B. die Positionen der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Karl Korschs oder Miasnikovs zu erwähnen, daß *»die Konzeption, derzufolge die UdSSR ein ›Staatskapitalismus‹ geworden sei, wie es Ciliga behauptet, schon lange die Konzeption der Menschewisten war«.* S. Léon Trotsky, Oeuvres, Bd. 8, a.a.O., S. 65.

60 Brief Trotzkis vom 22. Juni 1936, in: Ders., Oeuvres, Bd. 10, Paris 1981, S. 123-125. Trotzki forderte, trotz anderer Ansicht seines Sohnes, daß im »Biulleten' oppositsii« keine Texte von Ciliga mehr veröffentlicht werden sollten.

61 S. »Sotsialistitcheskij Vestnik«, Nr. 7/8 vom 27. April 1937 und Nr. 11 vom 4. Juni 1937. In der Nr. 7/8 ließ Ciliga seine zwischen August 1936 und April 1937 geschriebenen Briefe an das »Biulleten' oppozitsii« abdrucken. Er erklärte sich mit den *»ultralinken Kommunisten«* einver-

revolutionären Syndikalisten der »Révolution prolétarienne«, wo er sich in einem Artikel – zur gleichen Zeit wie Victor Serge – mit der Rolle Trotzkis bei der Niederschlagung des Aufstandes in Kronstadt 1921 beschäftigte.[63] Für Ciliga *»bedeuteten die Unterdrückung in Kronstadt, die Abschaffung der Arbeiter- und Sowjetdemokratie auf dem 10. Parteitag der russischen kommunistischen Partei, die Entfernung der Arbeiter aus den Führungsebenen der Industrie und die Einführung der Neuen Ökonomischen Politik bereits den Tod der Revolution«.*[64]

Im Sommer 1937 war Ciliga in seine Geburtsstadt nach Istrien zurückgekehrt, wo er von der faschistischen Polizei überwacht wurde. Bei seiner anschließenden Ankunft in Jugoslawien war er verhaftet und für sechs Monate inhaftiert worden, seiner Einschätzung zufolge auf Betreiben der jugoslawischen Stalinisten, die die politische Polizei infiltriert hatten, deren Chef ein Kommunist war. Es gelang ihm dennoch, wieder nach Paris zu kommen, was den »titoistischen« Kommunisten erlaubte, ihn 1952 in stalinistischer Manier anzuklagen, schon in der Sowjetunion ein Agent der OVRA, der Geheimpolizei Mussolinis, gewesen zu sein.[65]

1939, am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, schloß sich Ciliga dem von den beiden Deutschen Arkadij Maslov und Ruth Fischer, dem Russen Gabriel Miasnikov, ehemaliger Führer der »Arbeitergruppe«, der seit 1929 in Frankreich lebte, und der linken Menschewistin Vera Alexandrova, Literaturkritikerin des »Sotsialistitcheskij Vestnik«, gegründeten Diskussionskreis an. In diesem Kreis herrschte eine große Desorientierung. Maslov zeigte sich in bezug auf das von *»Provinzialismus«* geprägte deutsche Proletariat pessimistisch, während sich Miasnikov, ein *»Energiebündel«* und *»genialer*

---

standen und wies darauf hin, daß er selbst kein *»Bolschewist-Leninist«*, sondern ein *»Unorganisierter«* sei und sich am *»Aufbau einer Einheitsfront aus oppositionellen Kommunisten, Sozialisten und Anarchisten gegen den stalinistischen bürokratischen Terror«* beteiligen wolle (S. 24). Dieser Ruf nach einer Einheitsfront machte deutlich, daß er sich von den klassischen Positionen des Linkskommunismus entfernte, zu deren Charakteristika die Zurückweisung jeder Einheitsfront gehörte.

62 »Nova Evropa« war eine seit Anfang der zwanziger Jahre erscheinende Zeitschrift, in der »intellektuelle« Anhänger der nationalen Einheit Jugoslawiens zu Wort kamen. 1938 ließ Ciliga ihr einen Artikel zukommen, in dem er behauptete, daß in nächster Zukunft kein Krieg ausbrechen würde. Vgl. Ante Ciliga, Sam kroz Evropu u ratu, Paris 1954, S. 6.

63 Ante Ciliga, L'insurrection de Cronstadt et la destinée de la Révolution russe, in: La Révolution prolétarienne Nr. 278, 10. September 1938.

64 Ante Ciliga, L'insurrection de Cronstadt et la destinée de la Révolution russe, Paris 1983, S. 16-17.

65 Ein angebliches »Komitee jugoslawischer Journalisten im Exil« behauptete in einer auf Französisch abgefaßten Flugschrift (Paris, 22. April 1952): *»Während (Ciliga) sich in Sowjetrußland aufhielt, wurde er aus der (jugoslawischen) Partei ausgeschlossen, weil er zum einen einer trotzkistischen Gruppe angehörte und zum anderen im Dienst der jugoslawischen Geheimpolizei gestanden hat. Von den Sowjets ins Gefängnis geworfen, hat er sich daraus mit Hilfe des italienischen Konsuls in Moskau 1937 befreien können. Mit welchem Tauschgeschäft es dem italienischen Konsul gelang, Ciliga zu befreien, ist immer noch ein im Kreml gehütetes Geheimnis. Als er befreit war, ging Ciliga nach Jugoslawien, wo er unter dem Schutz der Polizei lebte. Dann ging er nach Italien und pendelte zwischen Rom und Paris als Agent der OVRA (politische Polizei Mussolinis).«* Der Schlüssel für diese Schrift (Bibliothèque de documentation internationale contemporaine, Nanterre, Q 7230) liegt in der Schlußfolgerung: *»(Ciliga verleumdet) die Serben und die orthodoxe Religion«.* Wenn dieses Komitee von »Journalisten« »titoistisch« war, so beweist dies, daß der vom Trotzkismus nach 1948 glorifizierte »Titoismus« es gut mit dem Stalinismus aufnehmen konnte.

Autodidakt«, nach dem Krieg der Sowjetunion mit Finnland zunehmend auf einen *»sowjetischen Patriotismus«* hin orientierte.[66]

Während es Ruth Fischer und Arkadij Maslov 1940 gelang, Frankreich in Richtung amerikanischen Kontinent zu verlassen, stellte sich Ciliga die Frage, ob er sich nach den USA einschiffen oder im Lande bleiben sollte, um *»eine Rundreise durch das vom Krieg überzogene Europa zu unternehmen und sich mit eigenen Augen von der Krise und der Dekadenz des europäischen Kontinents zu überzeugen«*.[67]

Zu diesem Zeitpunkt hatte Ciliga bereits jeden Bezug zur marxistischen und proletarischen Bewegung aufgegeben. Nach eigenem Bekunden von John Maynard Keynes und Oswald Spengler beeinflußt, ging er davon aus, daß die Revolution der Vergangenheit angehöre und das ins Stadium der Dekadenz eintretende Europa den Platz für *»die Bestrebungen des Kreml, Europa zu kolonialisieren«* räume.[68]

Nachdem er im August 1941 sein Buch »Sibérie, terre d'exil et de l'industrialisation« beendet hatte, kehrte Ciliga, angetrieben von einem ihm seit seiner Jugend anhaftenden Patriotismus, in seine kroatische »Heimat« zurück. Er reiste von Paris aus über Turin, Triest und Pola in Istrien, wo er zwei Monate im Haus seiner Familie wohnte, nach Bosnien-Herzegowina und von dort aus nach Kroatien, wo er im Dezember 1941 ankam.[69]

Um die Odysee Ciligas zu verstehen und um Punkt für Punkt auf verleumderische Anschuldigungen zu antworten, denen er zu Zeiten Titos ausgesetzt war, ist es notwendig, an bestimmte historische Fakten zu erinnern. Nach der Invasion Jugoslawiens durch die Armeen Hitlers im April 1941 wollten die Deutschen den Vorsitzenden der Kroatischen Bauernpartei (HSS) und ehemaligen Vizepräsidenten der durch den pro-alliierten Staatsstreich vom 27. März gestürzten Regierung, Vladimir Maček, der sich für ein Bündnis mit Hitler und Mussolini entschieden hatte, an die Macht bringen. Dieser weigerte sich jedoch, Führer eines kroatischen Staates zu werden, den die Nationalsozialisten nach der Zerstückelung Jugoslawiens bilden wollten. Zudem orientierten sich die Deutschen an der Ustascha-Bewegung, deren Führer in Zagreb, Oberst Kvaternik, im Rundfunk die Schaffung eines unabhängigen Staates Kroatien und die Machtübernahme im Namen des Ustascha-Führers Ante Pavelić proklamiert hatte. Maček gab seine Zustimmung und rief dazu auf, mit der neuen Regierung zusammenzuarbeiten.

Der Führer der Ustascha, als Flüchtling in Italien lebend, konnte, nachdem er Mussolini versprochen hatte, ihm Dalmatien zu überlassen, am 15. April 1941 mit seinen Leuten nach Zagreb zurückkehren. Er erklärte sofort Großbritannien den Krieg, später auch der Sowjetunion und den USA. Im Austausch für seine Haltung stimmte Deutschland zu, Kroatien Bosnien-Herzegowina zuzuschlagen, während es selbst in Serbien eine Marionettenregierung einsetzte, Italien Slowenien mit dem Reich teilte, Bulgarien den größten Teil Mazedoniens und Ungarn die »ungarische« Woiwodina erhielt.

---

66 Zu Miasnikov s. Ante Ciliga, Sam kroz Evropu u ratu, a.a.O., S. 13-20. In der Zeitschrift von Arkadij Maslov, »Cahiers d'Europe. Revue mensuelle critique et littéraire – Europäische Monatshefte«, veröffentlichte Ciliga den Text »Les maîtres du Pays« (Nr. 1, Januar 1939, S. 29-33).

67 Ante Ciliga, S. 14.

68 Ebd.

69 Ante Ciliga, Sam kroz Europu u ratu, Rom 1978, Teil 2, »u balkanskom vrtlogu: tri godine u NDH«.

Fast direkt nach der Machtübernahme begann das Ustascha-Regime angesichts von zwei Millionen Serben in seinem Staat (gegenüber 3,3 Millionen Kroaten und 700.000 bosnischen Muslimen) eine »ethnische Säuberung« durchzuführen. Serben, Juden und Zigeuner wurden zu »minderwertigen Rassen« deklariert. Das Ergebnis war ein unerhörter Terror: 600.000 Serben wurden direkt oder in Todeslagern umgebracht, 30.000 Juden wurden ermordet und es entstanden Ausnahmegerichte, deren Todesurteile innerhalb von drei Stunden vollstreckt wurden. Diese Massaker dauerten, und zwar mit der Segnung der katholischen Kirche und der kroatischen Franziskaner, bis zum Sommer 1942.[70]

Das nun italienische Dalmatien wurde zum Asylland für verfolgte Serben und Kroaten, aber auch für die serbischen Tschetniks, die sich aufgrund ihres Einsatzes im Kampf gegen die Partisanen Titos ab und zu mit den Italienern verbündeten und ihrerseits die Kroaten Dalmatiens massakrierten. Angesichts des Erfolges der Propaganda der Stalinisten und der Partisanenbewegung Titos bei den Arbeitern sowie den serbischen und kroatischen Bauern in Kroatien unterbanden Italien und Deutschland aus reinem Eigeninteresse die Massaker an den orthodoxen Serben.[71]

Unter diesen Umständen wurde Ciliga, kaum daß er über Bosnien-Herzegowina in Zagreb angekommen war – und zwar nicht als Begleiter von Ante Pavelić, wie es die titoistische Propaganda behauptete,[72] – aufgrund eines Haftbefehls aus dem ehemaligen Jugoslawien inhaftiert. Nach Ciliga steckte hinter dieser Festnahme Tito selbst, dessen Agenten den gesamten Polizeiapparat der Ustascha-Bewegung unterwandert hatten; die Stalinisten legten der Polizei nahe, daß Ciliga *»der politische Vertreter Moskaus für Jugoslawien und Tito bloß ein militärischer Fachmann der Guerilla sei«.*[73]

Nach Ablauf seiner Haft, während der er ein kurzes Gespräch mit Ante Pavelić führte und ihm erklärte, daß er kein Kommunist mehr sei,[74] wurde Ciliga im Juni 1942 in das

---

70 Vgl. dazu Ladislaus Hory/Martin Broszat, Der Kroatische Ustascha-Staat 1941 – 1945, Stuttgart 1964. K. Meneghello-Dincić, L'Etat ›oustacha‹ de Croatie (1941-1945), in: Revue d'histoire de la II. Guerre mondiale, Nr. 74, April 1966. F. Jelić-Butić, Ustaše i Nezavisna Država Hrvatska 1941-1945 (Die Ustascha und der unabhängige Staat Kroatien 1941-1945), Zagreb 1977. Zur wenig rühmlichen Rolle des Vatikans und der katholischen Kirche vgl. H. Laurière, Assassins au nom de Dieu, Paris 1951.

71 Von den 1,7 Millionen Kriegstoten waren zwei Drittel Opfer anderer Jugoslawen. Zum italienisch gewordenen Dalmatien siehe O.Talpo, Dalmazia. Una cronaca per la storia (1941), Rom 1985. Aus deutschen Berichten geht hervor, daß die 40.000 Eisenbahner Kroatiens prokommunistisch waren, daß die Bauern, die 80% der Bevölkerung ausmachten, dem Ustascha-System feindlich gegenüberstanden und daß die »Muslime« Bosniens, nach Ante Pavelić die *»Blume der kroatischen Nation«*, zur Partisanenbewegung Titos hielten.

72 In der bereits zitierten Schmähschrift wird behauptet, daß Ciliga *»Pavelić in seinem Triumphzug«* nach Kroatien *»begleitet«* habe. Tatsächlich gehörte eine Person gleichen Namens, ein Tierarzt, zu Pavelićs Begleitung. Vgl. dazu die »Erinnerungen« eines ehemaligen hohen Funktionärs des Ustascha-Staates: V. Vrancić, Branili smo Državu (Wir haben den Staat verteidigt), Index Bd. II, Barcelona/München 1985. Ein anderer Fall von Gleichnamigkeit betrifft Ante Pavelić: Das Mitglied der serbokroatischen Koalition aus dem Jahr 1919 (1869-1938), die die provisorische Regierung der südslawischen Provinzen bildete, darf nicht mit dem Führer der Ustascha-Bewegung (1889-1959) verwechselt werden.

73 Ante Ciliga, S. 15.

74 Diese Version findet man im Interview Ciligas in »L'Umana Avventura«, Nr. 9, Januar 1980, S. 38.

Vernichtungslager Jasenovac gebracht und zum Tode verurteilt, ein Urteil, dessen Vollstreckung allerdings aufgeschoben wurde.[75]

Seine Rettung verdankte Ciliga, wie er selbst eingestand, seinem »anglophilen« Ruf. Die absehbare Niederlage der deutschen Truppen in Stalingrad hatte das Ustascha-Regime verunsichert. Im Innen- und im Verteidigungsministerium hatte sich eine Verschwörung entwickelt, die darauf abzielte, analog zu den Ereignissen in Italien im Jahre 1943, in das Lager der Alliierten überzuwechseln. Man wartete – sogar Pavelić, der Kontakte mit der Sowjetunion und Großbritannien aufgenommen hatte, scheint dies getan zu haben – auf eine Landung der Alliierten in Dalmatien, um endgültig das Lager zu wechseln.

Ciliga wurde am 1.Januar 1943 aus dem Lager entlassen. Ob dies auf Intervention des Erzbischofs Alois Stepinac und mit dem Ziel, den kroatischen Staat in verschiedenen Publikationen zu verherrlichen, geschah, wie später die titoistische Propaganda behauptete, ist nicht sicher.[76] Sicher ist allerdings, daß Ciliga zu jener Zeit kein Marxist und kein Internationalist mehr war, sondern ein nationalistischer, offensichtlich auf Seiten der Alliierten stehender Kroate. Es ist auch richtig, daß Ciliga während des ganzen Jahres 1943 und bis zum Sommer 1944 in Zagreb vieles veröffentlichte. Er schrieb für die an Intellektuelle gerichtete katholische Zeitschrift »Spremnost« (»Vorbereitung«), u.a. über seine Erfahrungen in Rußland.[77] Am 19. September 1943 veröffentlichte er in »Spremnost« einen Artikel, in dem er nach der italienischen Niederlage zur Integration Istriens in den Ustascha-Staat aufrief, *»um die politischen und kulturellen Positionen der Ustascha in Istrien wiederherzustellen und zu stärken«.*[78]

Ob er wirklich auch im offiziellen Organ der Ustascha »Hrvatski narod« (»Kroatische Nation«) geschrieben hat, wie es ihm seine titoistischen Gegner vorwarfen, muß verifiziert werden.[79] Darüber, sowie über einige Artikel in »Spremnost« schweigt sich Ciliga in seinen Erinnerungen und in Interviews völlig aus. Ohne direkten Zugang zu kroati-

---

75 Vgl. R. Trivuncić, Jasenovac i jasenovacki logori (Jasenovac und die Lager von Jasenovac), Jasenovac 1974.

76 In der bereits zitierten Schmähschrift wird behauptet, daß die Gestapo die Festnahme von Ciliga als Agent der OVRA forderte und daß ihn der Erzbischof von Zagreb, Stepinac, aus dem Gefängnis befreien ließ (während Ciliga in Wirklichkeit in einem Vernichtungslager war). Unter anderem wird von diesem mysteriösen »Komitee jugoslawischer Journalisten im Exil« behauptet, daß Ciliga *»Herausgeber der Ustascha-Zeitschriften ›Spremnost‹ und ›Hrvatski Narod‹«* gewesen sei und daß er im Februar 1943 *»nicht gezögert hat, die Teilnahme des ›unabhängigen kroatischen Staates‹ am Kampf gegen die Alliierten und die jugoslawischen Widerstandskämpfer zu verherrlichen«.* Die Überprüfung dieser Zeitschriften und Zeitungen in den Archiven Zagrebs sollte es ermöglichen, die Anklagen zu entkräften. Sicher ist, daß die politische Ambiguität Ciligas während des Krieges den Boden für solche Anschuldigungen bereitete. Was den Erzbischof Stepinac betrifft, der 1956, nachdem ihn Tito 1946 zu sechzehn Jahren Haft hatte verurteilen lassen, zum Kardinal ernannt wurde, so hat dieser während der Ustascha-Herrschaft eine zwiespältige Haltung eingenommen; im Unterschied zum offen der Ustascha angehörenden Erzbischof von Sarajewo, Sarić, hat er individuell verfolgten Serben, Juden und Kroaten geholfen.

77 Ante Ciliga, Deset godina u Sovjetskoi Rusiji (Zehn Jahre in Sowjetrußland), Zagreb 1943. Dieses Buch enthält eine Reihe von Ciligas Artikeln aus der Zeitschrift »Spremnost« (»Vorbereitung«) mit einer lobenden Einleitung des Faschisten Aleksander Seitz.

78 Zit. nach F. Jelić-Butić, a.a.O., S. 273.

79 »Hravtski Narod« war eine zweimal täglich erscheinende Zeitung, die, wie alle anderen Zeitungen auch, von der Ustascha kontrolliert wurde.

schen Archiven wird es sehr schwierig sein, sich über die von Ciliga damals eingenommenen Positionen klar zu werden.
1944 veröffentlichte Ciliga in *»istrischem Dialekt«*(!) eine Erzählung über seine Odyssee durch Istrien und seinen Aufenthalt im Konzentrationslager von Jasenovac.[80] Im Frühjahr 1944 entschloß er sich, Zagreb zu verlassen und nach Österreich und Deutschland zu gehen, um *»die komplexen Beziehungen zwischen Hitler und dem deutschen Volk«* zu untersuchen.[81] Tatsächlich war seine Lage sehr heikel geworden; er wurde verdächtigt, im Dienst irgendeiner Regierung oder irgendeines Geheimdienstes zu stehen. Nach der Landung der Alliierten in der Normandie im Sommer 1944 war sich Ante Pavelić darüber im klaren, daß sie nicht mehr in Dalmatien landen würden. Die anglophile Opposition (die beiden Minister Lorković und Vokić) wurde im September 1944, nach dem Attentat auf Hitler, entmachtet.
Ciliga zufolge verdankte er paradoxerweise der Tatsache, daß man ihn für einen Agenten der Allierten hielt, die Aushändigung eines Visums für Wien. Im Mai 1944 hatte er es abgelehnt, sich einer kroatischen Delegation anzuschließen, die an einem von Goebbels in Wien vorbereiteten »Europäischen Antibolschewismus-Kongreß« teilnehmen sollte. Zwischenzeitlich wurde er zum Professor für Geschichte und Soziologie an der Universität von Zagreb ernannt.[82]
Zur gleichen Zeit wurde er zweimal eingeladen, sich den Partisanen Titos anzuschließen, die ganz Dalmatien und die ländlichen Gebiete Kroatiens kontrollierten. Er lehnte dies aus Furcht vor einer Falle ab, da er annahm, er könne aufgrund einer Denunziation der Titoisten von der Polizei der Ustascha verhaftet und hingerichtet werden.
Tatsächlich konnte er schließlich dank des Chefs der lokalen Gestapo, Konrad Klaser, einem ehemaligen österreichischen Kommunisten, der sich ganz besonders für ihn interessierte, Zagreb in Richtung Wien verlassen.[83] Später wurde enthüllt, daß Klaser ein Agent Titos war, der im Mai 1945 zu den Titoisten überlief und 1948 wegen prosowjetischer Tendenzen hingerichtet wurde. Dieser »Maulwurf« Titos hielt Ciliga offensichtlich für einen »kommunistischen Agenten« wie er selbst einer war. Vom Juli 1944 bis zum Februar 1945 reiste Ciliga mit dem Visum, das für Wien und Berlin gewährt worden war, durch Österreich und Deutschland; in seinen Erinnerungen beschreibt er die in beiden Ländern herrschende Atmosphäre. Das Kriegsende erlebte er in der Schweiz, nachdem er sich in Bayern aufgehalten hatte, wo er auf amerikanische Truppen getroffen war. Er hatte Glück: Im Mai 1945 töteten die Titoisten in Bleiburg 70.000 tatsächliche oder angebliche Anhänger der Ustascha. Nach 1948 waren die prosowjetischen Kommunisten an der Reihe, die Lager und den Tod kennenzulernen.

---

80 Ante Ciliga, Storice iz prostine, Zagreb 1944.
81 Ante Ciliga, Sam kroz europu u ratu, Rom 1978, Teil 3, »u Becu, Berlinu i Bavarskoj«.
82 Vgl. Ante Ciliga, Crise d'Etat dans la Yougoslavie de Tito, a.a.O., S. 145. Ciliga berichtet, daß er nach dem September 1944 während der politischen Säuberung des Ustascha-Staates in Zagreb von der Gestapo vernommen wurde. In der bereits zitierten Schmähschrift wird behauptet, daß *»Ciliga in Berlin zum Kulturattaché des ›unabhängigen kroatischen Staates‹ ernannt wurde und bis zur Niederlage Hitlers in Berlin blieb«*. Kein Beweis und keine Zeugenaussage stützen den Realitätsgehalt dieser Anschuldigungen.
83 Ante Ciliga, Crise d'Etat dans la Yougoslavie de Tito, a.a.O., S. 144-145. Vgl. auch Ante Ciliga, S. 16.

VI. Doppelgesichtiger Janus (1945-1992)

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges lebte Ciliga in Paris und Rom. In Frankreich, Italien und anderen Ländern wurde er durch seine beiden Bücher über seine Erfahrungen in der Sowjetunion, seine Schrift über Lenin[84] und seine Bücher über Jugoslawien bekannt: »La Yougoslavie sous la menace intérieure et extérieure« (1951), »La Crise d'Etat dans la Yougoslavie de Tito« (1972) und – sein letztes, nur in italienischer Sprache erschienenes Buch zu diesem Thema – »Il Labirinto yugoslavo« (1983).

Ciligas starkes Interesse an dem von Tito errichteten Jugoslawien zeigte sich auch in seinem Engagement am »linken Flügel« der kroatischen nationalistischen Bewegung. Gegen Ende seines Lebens – 1983 – schrieb er, aufgrund seines Antistalinismus habe er *»niemals gezögert, die Außenpolitik Titos zu unterstützen, aber umso mehr seine Innenpolitik«* bezüglich des Nationalitätenproblems *»kritisiert«*.[85] Tatsächlich schlug Ciliga in seinen in serbokroatischer Sprache veröffentlichten Schriften einen deutlich anti-serbischen, kroatisch-nationalistischen Ton an. *»Wie lange noch«*, fragte er, *»wird das kroatische Volk unter dem serbischen Joch stöhnen?«*[86] Und zwei Jahre zuvor stellte er in der syndikalistisch-revolutionären Zeitschrift »La Révolution prolétarienne« die Frage, ob Tito das nationale Problem durch eine wirkliche Gleichheit *»zwischen den Südslawen«* lösen könne und wer *»der wirkliche große Mann in der Politik unseres Landes«* sei.[87] 1952 schien er ihn, trotz einiger Kritik, im Vorsitzenden der Kroatischen Bauernpartei (HSS), Vladimir Maček, gefunden zu haben, der in die USA emigriert war.[88] Er schlug ihm vor, zu der *»Befreiung des kroatischen Volkes«* beizutragen und die Führung eines Pan-Balkan-Komitees zu übernehmen.[89]

Ciligas Einbindung in die Vielfalt der kroatischen Emigrantenorganisationen führte zu vielen Veröffentlichungen, u.a. in der in Buenos Aires – hier lebte der Ustascha-Führer Ante Pavelić in der Emigration – erscheinenden politisch-kulturellen Zeitschrift »Hrvatska Revija« (»Kroatische Revue«), in der auch Vertreter der Ustascha publizierten.[90] Im Namen des »Kroatischen Nationalrats« (»Hrvatski narodni odbor«, HNO),

---

84 Ante Ciliga, Lénine et la Révolution, Paris 1948. Geschrieben wurde dieser Text zweifellos 1938.

85 Ante Ciliga, S. 17.

86 Ante Ciliga, Dokle cé hrvatski narod stenjati pod srpskim jarmom? Diskusija o suvremenim problemina hrvatske politike (Wie lange noch wird die kroatische Nation unter dem serbischen Joch stöhnen? Diskussion über die Hauptprobleme der kroatischen Politik), Paris 1952.

87 Ante Ciliga, Les Slaves du Sud déchirés entre l'Est et l'Ouest, in: La Révolution prolétarienne, November 1950. Ciliga behauptete an dieser Stelle auch, daß *»die Krise der serbischen Hegemonie der zentrale Kern der gegenwärtigen jugoslawischen Situation«* sei.

88 Vladimir Maček (1879-1964) hat Memoiren in englischer Sprache hinterlassen: In the struggle for freedom, New York 1957.

89 Ante Ciliga, Dokle cé hrvatski narod stenjati pod srpskim jarmom?, a.a.O. S. 81. Man muß festhalten, daß in dieser Broschüre mehr als zweifelhafte Formulierungen über die Ustascha-Bewegung stehen, während Ciliga andererseits unterstreicht, daß die Politik von Pavelić durch einen *»irrealen antiserbischen Chauvinismus«* zur Katastrophe geführt habe. Aber handelt es sich um bloßen Chauvinismus, wenn es um Massaker an 600.000 Serben und um die *»Unterwerfung unter Italien und Deutschland«* geht? Ciliga schrieb weiter: *»Trotz allem haben Pavelić und die Ustascha eine grundsätzlich positive Rolle in der Geschichte des kroatischen Volkes gespielt.«* (S. 40)

90 Ante Ciliga, Nacionalizam i komunizam u hrvatsko-srpskom sporu (Nationalismus und Kommunismus im serbisch-kroatischen Konflikt), in: Hrvatska Revija, Nr. 4, März 1951, S. 365-396. Dieser Artikel erschien im März des gleichen Jahres im Feuilleton der in Rom erscheinenden Zeitschrift »Libertà«. Die Zeitschrift »Hrvatska Revija« wurde von Antun Bonifacić und Vinko Nikolić geleitet, die der Ustascha-Bewegung nahestanden oder ihr gar angehörten.

der seine Basis in der Bundesrepublik Deutschland unter der Obhut von Ivan Jelić hatte,[91] veröffentlichte Ciliga von 1958 bis 1960 ein Bulletin (»Bilten Hrvatskog Narodnog Odbora u Italiji«), das durch das 1961 bis 1973 erscheinende sozialdemokratisch orientierte »Bulletin der demokratischen und sozialen kroatischen Aktion« (»Bilten Hrvatske Demokratske i Socijalne Akcije«) ersetzt wurde, für das er als offizieller politischer Sekretär arbeitete.[92] Von 1974 bis Anfang der achtziger Jahre erschien anstelle des per Matrize vervielfältigten Bulletins eine von Ciliga als Herausgeber und Redakteur verantwortete gedruckte Vierteljahreszeitschrift mit dem Titel »Na pragu sutrašnjice« (»An der Schwelle der Zukunft«), die sich für *»einen Dialog über demokratische, nationale und soziale Probleme des kroatischen Kampfes«* einsetzte und sich an die *»kroatische Öffentlichkeit von links bis rechts«* richtete.
1975 kandidierte Ciliga vergeblich für den 1974 gegründeten, in den USA beheimateten und prowestlichen »Kroatischen Nationalkongreß« (»Hrvatsko Narodno Vijeće«, HNV),[93] in dem alle möglichen politischen Strömungen, von moskautreuen Kommunisten bis zur Ustascha, mit dem Anspruch versammelt waren, die 1,5 Millionen außerhalb der Grenzen Jugoslawiens lebenden Kroaten im Namen der Einheit des *»emigrierten kroatischen Volkes«* politisch zu repräsentieren. Die Entwicklung einer starken, vor allem kroatischen jugoslawischen Emigration und insbesondere die politischen Ereignisse Ende der sechziger und in den frühen siebziger Jahren führten zu einer zunehmenden Anerkennung Ciligas in den sehr stark nationalistisch geprägten Emigrantenmilieus.
Während im Jahre 1960 in Westdeutschland weniger als 10.000 Jugoslawen arbeiteten, waren es 1972 bereits 400.000 und 1976 rund 640.000. Daneben waren viele auch nach Australien, nach Kanada, in die USA, nach Schweden und in die Schweiz emigriert. Die Mehrheit dieser Arbeiter und Emigranten waren Kroaten, unter denen es ein dichtes Netz von nationalistischen Gruppen und Vereinen – von der stalinistischen Linken bis zur extremen Rechten von der Ustascha –, sowie entsprechender Zeitschriften gab. Allein für Schweden lassen sich unter den ungefähr 43.000 Jugoslawen rund 100 Vereine nachweisen und weltweit wurden mehr als 80 kroatische Monatszeitschriften herausgegeben.
Daneben gab es seit 1971, von Ciliga als *»kroatischer Frühling«* bezeichnet, in Zagreb Studentendemonstrationen mit kroatischen Fahnen und Parolen. Diese Demonstrationen wurden von der kroatischen Kommunistischen Partei unterstützt, die zudem Kontakte mit der nationalistischen kroatischen Emigration – einschließlich der Ustascha – unterhielt. Der eigentliche Grund dafür ist in der Tatsache zu suchen, daß Kroatien innerhalb des jugoslawischen Bundesstaates eine wirtschaftlich führende Rolle spielte, so

91 Zur kroatischen Emigration, die von der extremen Ustascha-Rechten bis zum moskautreuen kroatischen Nationalkommunismus reichte, vgl. Stephen Clissold, Croat Separatism: Nationalism, Dissidence and Terrorism, in: Conflict Studies, Nr. 103, Januar 1979. Zur kroatischen Emigrantenpresse in aller Welt siehe »Hrvatska Revija«, »Jubilarnia Zbornik 1951-1975«, München/Barcelona 1976, S. 358-369. Ivan Jelić gab in München ein »H.N.O. Bulletin« heraus. Sein Bruder Branko Jelić, der die Zeitschrift »Hrvastka Država« (»Kroatischer Staat«) herausgab, war dagegen prosowjetisch und trat für die Unabhängigkeit Kroatiens mittels Überlassung von Stützpunkten für die Sowjetunion ein.
92 Vgl. Bilten HDSA, Nr. 37-38, 1965, S. 10 (Brief an Branko Jelic).
93 S. Na pragu sutrašnjice, Nr. 5, Dezember 1975, S. 129-144.

daß es immer wieder zu Spannungen zwischen Zagreb und Belgrad kam. Auf die Unruhen in Kroatien folgte eine von Tito angeordnete sehr strenge Säuberungsaktion. In der Folge gingen eine Reihe von Schriftstellern und Intellektuellen ins Exil und verstärkten dort die kroatische Opposition. An diesem Punkt ist der tatsächliche Beginn der Auflösung des jugoslawischen Bundesstaates zu lokalisieren.[94]

Ciliga hat in seinen Schriften seit 1971 die Möglichkeit der Auflösung Jugoslawiens vorhergesehen; der Mann, der die Lage nach dem Tode Titos hätte bewältigen können, wäre in seinen Augen Milovan Djilas gewesen. Falls Serbien die herrschende Macht in Jugoslawien bliebe, *»würde es unvermeidlich zu gefährlichen Spannungen kommen, die im Bürgerkrieg, Nationalitätenkrieg, Religionskrieg enden«* und *»zum Zerfall des gegenwärtigen Jugoslawiens und zu einer Teilkonföderation führen (würden), die Kroatien und die anderen Republiken des zentralen und westlichen Jugoslawiens, die ihr angehören wollen, umfassen würde; Kosovo würde wahrscheinlich zu Albanien übergehen und Mazedonien zu Bulgarien.«*[95] Wie man heute weiß, hat sich diese Voraussage in wesentlichen Punkten bewahrheitet.

Psychologisch und politisch charakteristisch für Ciliga auf seinem Weg vom Kommunisten zum Sozialdemokraten war die Suche nach einer »Einheitsfront« aller politischen Parteien, einem gemeinsamen Bündnis im Namen des Pluralismus, wobei sich dies im letzten Teil seines Lebens allerdings nur noch auf die »kroatische Nation« bezog.[96] Als er nach dem Tod des »Vorsitzenden« Tito das Ende des 1945 entstandenen Jugoslawien vorhersagte, strebte er die Schaffung eines kroatischen Staates an, der allerdings in eine *»Konföderation von sechs souveränen Nationalstaaten«* eingebunden sein sollte.[97]

Man kann von Ciliga als einer doppelgesichtigen Janusfigur sprechen: nationalistisch in der kroatischen Emigration, aber »weltoffen« in solchen Beiträgen, die sich nicht auf Kroatien oder Jugoslawien bezogen. Seit 1945 hat Ciliga die These vertreten, daß die Entdeckung der Atomenergie und ein drohender Dritter Weltkrieg eine *»weltweite politische Einheit und den Aufbau einer planetarischen sozialistischen Gesellschaft«* erforderten; zugleich aber ging er davon aus, daß *»die alten wie die neuen Nationalstaa-*

---

94 Stephen Clissold, a.a.O., S. 17. Das Spektrum reichte von der Ustascha-HOP (Hrvatski Oslobodilački Pokret, Kroatische Befreiungsbewegung) über die HSS (Hrvatski Seljačka Stranka, Kroatische Bauernpartei), die HRS (Hrvatski Republikarska Stranka, Kroatische Republikanische Partei), die sozialistischen und kommunistischen Parteien bis hin zu den jungen Flüchtlingen des angeblichen »kroatischen Frühlings« von 1971. Clissold zufolge verurteilte die HNV zwar terroristische Gewalt, ließ aber verhafteten kroatischen Terroristen moralische und finanzielle Hilfe zukommen. Zur kroatischen Opposition vgl. die unveröffentlichte Pariser Dissertation von D.S. Stefanović, Les Origines de la crise croate, E.H.S.S., Juni 1979.

95 Ante Ciliga, Crise d'Etat dans la Yougoslavie de Tito, a.a.O., S. 344.

96 Diese Suche nach einer »Einheitsfront« aller kroatischer Parteien von der Rechten bis zur Linken schlug sich in den Aktivitäten Ciligas bei der HNV nieder, in der sich aber die Spaltungen zwischen der Ustascha, den Republikanern und den Sozialisten verschärften. In der Nr. 13 (November 1979) der Zeitschrift »Na pragu sutrašnijce« (S. 157-158) forderte Ciliga angesichts der *»gegenwärtigen Krise der HNV«* einen politischen Pluralismus mit *»Alt-Nationalisten«, »Jung-Nationalisten«*, Mitgliedern der Bauernpartei HSS und den *»demokratisch und national orientierten kroatischen Kommunisten«.*

97 Ante Ciliga, Izjava Petnaestovice – Konac Titove Yugoslavije i zadati Hrvastske politike (Erklärung der 15 – Das Ende von Titos Jugoslawien und die Aufgaben der kroatischen Politik), Lund (Schweden), 10. Juli 1983.

ten Grundeinheiten, autonome und egalitäre Zellen einer neuen Synthese und einer neuen weltweiten und übernationalen Einheit (bilden müssen)«.[98]

Nachbemerkung

Der Nachlaß von Ciliga soll zum Teil, seinem Wunsch entsprechend, der »Bibliothèque de documentation internationale contemporaine« in Nanterre übergeben werden, ein anderer Teil wird in Zagreb verbleiben, wohin Ciliga zuletzt übergesiedelt war, und ein dritter Teil – jene Manuskripte, Briefe und Notizen, die ihm seinerzeit in der Sowjetunion abgenommen wurden – wird sich sicherlich in den Archiven des KGB finden.

Übersetzung aus dem Französischen: Rolf Löper

98 Ante Ciliga, S. 20-21. Im gleichen Sinn eines Apells an eine Weltgemeinschaft lassen sich die folgenden Zeilen aus Ciligas Buch »Crise d'Etat dans la Yougoslavie de Tito« (a.a.O., S. 208) lesen: *»Der Internationalismus und der Universalismus sind Konkretisierungen menschlicher Solidarität und eine unverzichtbare Grundlage zur Verwirklichung einer weltweiten Vereinigung und der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft.«*

Arkadij Maslow

A. Ciliga: »Au pays du grand mensonge«

Vorbemerkung von *Georg Scheuer*

Ante Ciligas Buch »Au Pays du grand mensonge« (Im Land der großen Lüge) erschien 1938 in Paris bei Gallimard und wirkte wie ein reinigendes Gewitter in der damals von bürgerlicher, faschistischer und stalinistischer Propaganda verwirrten französischen Linken. Es war ein bedeutsamer Anstoß zu neuen Überlegungen und Erkenntnissen über die tatsächlichen Strukturen der »sowjetischen« Klassengesellschaft und die weiteren Perspektiven der Arbeiterbewegung am Vorabend des Zweiten Weltkrieges.
Arkadij Maslow, seit den dreißiger Jahren in Linksopposition gegen Stalin, verfaßte, gleich nach Erscheinen des Buches in Paris, für deutschsprachige Emigranten, die der französischen Sprache noch nicht mächtig waren, eine längere Rezension von Ciligas Buch. Er zitierte und resümierte in trefflicher Weise die wichtigsten von Ciliga vermittelten Tatsachen aus der UdSSR der Jahre 1926-1935.
Die nationalsozialistische Besatzungsmacht ließ 1940, im Zeichen des Hitler-Stalin-Paktes, Ciligas Buch sofort beschlagnahmen und einstampfen. Eine englische Übersetzung erschien jedoch 1940 in London unter dem Titel »The Russian Enigma« im Verlag Routledge und im Labour Book Service. Nach dem Zweiten Weltkrieg weigerte sich Gallimard, unter dem Druck der Stalinisten, die in de Gaulles Regierung noch maßgeblichen Einfluß hatten, Ciligas Buch neu aufzulegen. Erst 1950 konnte es in Paris in der Editions des Iles d'Or in einer um ein Kapitel ergänzten Form unter dem Titel »Au pays du mensonge déconcertant« neu erscheinen; 1977 wurde es, ergänzt um den ebenfalls 1950 in der Editions des Iles d'Or erschienenen Band »Sibérie, terre de l'exil et de l'industrialisation«, in der Editions Champ Libre unter dem Titel »Dix ans au pays du mensonge déconcertant« neu veröffentlicht.
Arkadij Maslows Rezension wurde 1947 im Bulletin der »Revolutionären Kommunisten Deutschlands« (RKD-Bulletin, Ve Année, Nouvelle Série, April 1947) mit einer Vorbemerkung veröffentlicht, in der es u.a. hieß: *»Es ist bemerkenswert, wie Maslow schon vor dem Kriege den Klassencharakter der neuen russischen Gesellschaft erkannt hat, nicht zuletzt durch den anschaulichen Tatsachenbericht, den **C i l i g a** in seinem Buch gegeben hat. Eine vollkommen klare Erkenntnis, die sich heute als richtig erwiesen hat, und die zu einer Zeit gefaßt wurde, als noch weite Kreise der revolutionären Kommunisten – Antistalinisten und oppositionelle Kommunisten – noch an das ›proletarische Vaterland‹ glaubten... Maslow, der in Rußland geboren und in Deutschland groß geworden, beherrschte das Russische und das Deutsche als Muttersprachen, was ihn befähigte, verschiedene Übersetzungen aus der neurussischen Literatur ins Deutsche herauszugeben. Nach der deutschen Revolution von 1918 befand er sich in Deutschland, wo er an der Berliner Universität Physik studierte. Während dieser Periode schon beteiligte er sich aktiv an dem Aufbau der Kommunistischen Partei*

Deutschlands. Damals wurde Maslow von Lenin bemerkt, welcher eine lobende Notiz über ihn in einer seiner Arbeiten brachte... 1933 emigrierte er mit Ruth Fischer nach Frankreich, wo es ihm gelang, in Paris eine Gruppe von antistalinistischen revolutionären Genossen um sich zu sammeln. Hier entwickelte er sich, wie es ja seine nachfolgende Arbeit beweist, zu einer sogenannten ultralinken Einstellung, die aber im Laufe der Geschichte der letzten Jahre ihre Richtigkeit erwiesen hat. Maslow und Ruth Fischer gelang es im Jahre 1940 nach dem Zusammenbruch Frankreichs durch den Ansturm der deutschen Armeen, aus Europa zu entkommen, und damit auch den Klauen der Gestapo und GPU. Maslow erreichte auf seinem Wege nach USA Kuba, wo er 1941 plötzlich unter mysteriösen Vergiftungserscheinungen nach der Einnahme einer Mahlzeit in einem Restaurant auf der Straße zusammenbrach und starb.«

Ante Ciliga wurde in der gleichen Vorbemerkung folgendermaßen vorgestellt: *»Genosse Ciliga steht seit seiner frühesten Jugend in der revolutionären Arbeiterbewegung. Er verbrachte die erste Zeit seines Lebens in Mittel- und Südosteuropa. Er war Mitglied des Z.K. der illegalen K.P. Jugoslawiens. Als solches fuhr er Mitte der zwanziger Jahre nach Rußland, wo er fast zehn Jahre blieb; fünf Jahre in den verschiedenen Stufen der bürokratischen Hierarchie und fünf Jahre in den Gefängnissen und Konzentrationslagern. So hat er die neue russsische Gesellschaft gründlich erlebt und studieren können. Einer der Wenigen die entfliehen konnten, schrieb er das hier besprochene Buch, das am Vorabend des 2. Weltkrieges in Paris erschien. Die Nazibesetzung hat das Buch einstampfen lassen. Heute ist es vom Büchermarkt verschwunden. Gallimard, unter stalinistischem Druck, weigert sich, es neu herauszugeben. Das letzte Kapitel hatte dieser mutige Verlag schon damals gestrichen. Doch erschien das Buch in England bei dem anarchistischen ›The Labor Book Service‹ 1940 vollständig. Ein anderer französischer Verleger hat sich bis jetzt nicht gefunden. Auch ein deutschsprachiger Verleger nicht. ›Politics‹, die in New York erscheinende Zeitschrift, veröffentlichte ein ergänzendes Kapitel Ciligas. Ciliga schrieb u.a. auch einen Artikel über den Aufstand von Kronstadt 1921, der zuerst, vor dem 2. Weltkrieg, in der ›Révolution Prolétarienne‹ erschien und jetzt vom ›Prolétaire‹ als Broschüre neu herausgegeben wurde. Ciliga war während des Krieges ständig auf der Flucht, von den Faschisten und Stalinisten ständig verfolgt. Er ist seinen revolutionären Ideen immer treu geblieben.«*

Mit der Veröffentlichung des Buches und mit der ausführlichen Rezension dieses Erlebnisberichtes, standen Ciliga und Maslow nunmehr, ebenso wie Trotzki und zahlreiche andere Dissidenten, auf der Todesliste der GPU (NKWD), bei gleichzeitiger systematischer Verleumdung als »Hitler-Trotzkisten« und »Agenten der Gestapo« im Stil der Moskauer Prozesse. Schon 1937, als Ciliga nach zwölf Jahren Abwesenheit kurzfristig sein Geburtsdorf in Istrien, damals noch unter italienisch-faschistischer Besetzung, besuchte, wurde er von den Ortsbehörden streng überwacht. Er reiste dann weiter nach Jugoslawien und wurde gleich bei seiner Ankunft verhaftet und für sechs Monate in ein Gefängnis gesteckt. Jugoslawische Stalinisten hatten ihn nach seiner Ankunft bei der politischen Polizei des Königreiches denunziert. Er konnte dann dennoch vor Beginn des Zweiten Weltkrieges nach Paris zurückkehren.

Diese kurzen Besuche Ciligas in seiner Heimat waren noch 1952 für die Stalinisten und auch für die Titoisten, die damals trotz ihres Bruchs mit Stalin noch mit stalinistischen

Verleumdungsmethoden gegen Linksdissidenten arbeiteten, der Anlaß, Ciliga als »Agenten der Mussolini-Geheimpolizei Ovra« zu verleumden.
Mit dem Hitler-Stalin-Pakt und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde es, nach dem Zusammenbruch der Dritten Republik, für Ciliga, Maslow und die anderen Linksdissidenten in Frankreich lebensgefährlich. Europa stand nun unter der siegreichen doppelten Herrschaft Hitlers und Stalins, mit direkter Zusammenarbeit zwischen Gestapo und GPU (NKWD). 1940 war das Jahr der »mysteriösen« Fememorde von Mexiko über die Pyrenäen bis Wladiwostok. Linksdissidenten fielen den Häschern und Killern zum Opfer. Ciliga versuchte zuerst, mit Maslow und Ruth Fischer nach Amerika zu flüchten, erhielt jedoch kein »Affidavit« für eine Emigration in die Vereinigten Staaten. Er entschloß sich, in Europa zu »verschwinden«. 1940, als Trotzki in Mexiko und Maslow in Kuba ermordet wurden, versuchte Ciliga als italienischer Staatsbürger in Istrien unterzutauchen. Er geriet alsbald in den Hexenkessel des imperialistischen Weltkrieges auf dem Balkan, auf den unterdessen die Hitlerarmeen vorgedrungen waren. Er wurde mehrmals von den kroatisch-faschistischen Behörden verhaftet, verhört, in Gefängnisse und Konzentrationslager eingeliefert.
Die Situation änderte sich 1942/43, als der Zweite Weltkrieg für die faschistischen Machthaber verloren war. Die Westalliierten waren im November 1942 in Französisch-Nordafrika gelandet; drei Monate später, im Februar 1943, erlitten Hitlers Armeen in Stalingrad die entscheidende Niederlage. Im Juli des gleichen Jahres rebellierte der Große Faschistenrat in Rom und stürzte den Duce. Die Achse Rom-Berlin war damit zerbrochen. Unter den bankrotten Machthabern des kroatischen Satellitenstaates Mussolinis breitete sich Panik aus. Sie befürchteten nicht grundlos ähnliche Wendungen in Zagreb. Einerseits verstärkten Titos Partisanen den Guerillakrieg, andererseits befürchteten die Machthaber in Zagreb eine alliierte Landung an der dalmatischen Küste. Im Oktober 1943 landeten angelsächsische Streitkräfte in Neapel. Im April 1944 waren die russischen Armeen schon in Rumänien, im Juni landeten die Alliierten in der Normandie. Unter diesen sich rasch verändernden Umständen gelang es Ciliga, sowohl die Todesdrohungen als auch Kolaborationsvorschläge bestimmter Fraktionen des zusammenbrechenden Zagreber Regimes abzuwenden.
Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte Ciliga in Rom und Paris als Historiker und geschätzter Zeitzeuge. Er veröffentlichte Bücher über die Situation in Jugoslawien (»La Yougoslavie sous la menace intérieure et extérieure«,1951; »La Crise d'Etat dans la Yougoslavie de Tito«, 1972; »Il Labirinto yugoslavo«, 1983) und zahlreiche Artikel und Studien in französischen und italienischen Zeitungen und Zeitschriften. Ich sah Ciliga zuletzt 1981 in Paris bei dem internationalen Kronstadt-Symposion anläßlich des 60. Jahrestages der Niederschlagung des Kronstädter Matrosenaufstandes und der gleichzeitigen Massenstreiks in Petrograd und Moskau. Ciliga referierte über seine Erfahrungen in der UdSSR 1926-1935. Weitere Referenten waren der französische Philosoph Cornelius Castoriadis, Gründer der Zeitschrift »Socialisme ou Barbarie« und Autor des Buches »La société bureaucratique«, der Historiker Daniel Guérin (»Pour un marxisme libertaire«), der Herausgeber des »Archives Bakounine« Arthur Lehning (»Marxisme et anarchisme dans la révolution russe«), der Historiker Boris Souvarine (»Staline«) und Marcel Body, Teilnehmer der Oktoberrevolution von 1917.

50 Fr

RKD-Bulletin

Ve Année Nouvelle Série

April 1947

A. Maslow

über
das Buch von

A. Ciliga:

«IM LAND DER GROSSEN LÜGE»

(«Au pays du grand mensonge»)

Bulletin intérieur
non destiné à la vente publique

Über das heutige Rußland sind wenige Bücher geschrieben worden, die zu lesen sich lohnte. Die Literatur der bezahlten Apologeten, die dort nur Fortschritt, Sozialismus und Gipfel der Weisheit, der Verwirklichung der Menschheitsträume und der angewandten Weisheit des »großen Stalin« finden – bevor auch sie bei Gelegenheit als Faschisten oder Agenten der Gestapo erschossen werden – gehört zu den Erzeugnissen, die häufig bedauern lassen, daß die Buchdruckerkunst erfunden wurde. Die Literatur der gutgläubigen und unwissenden Dummköpfe, die ohne Kenntnis der Sprache, des Landes und der Methoden systematischen Propagandaschwindels, Rußland unter der sicheren Obhut der GPU bereisen und dann ihre geistlosen Produkte in den Buchhandel bringen, ist nicht erwähnenswert. Die Erzeugnisse der charakterlosen Schwindler, die, nachdem sie etwa aus Deutschland und aus fetten Tantiemepfründen daselbst verjagt wurden, nunmehr, aus dem Weimarer Paradies und den Verlagen S. Fischer, Kiepenheuer oder Rowohlt vertrieben, die Herrlichkeit des stalinistischen »Sozialismus« entdeckten, und, wahre Mädchen für alles, jede Niederträchtigkeit des dortigen Regimes verteidigen, weil sie sich einbilden möchten, es sei ein Todfeind »des Faschismus«, insbesondere des hitlerischen, diese Erzeugnisse sind schändlich und widerwärtig – Zeugnisse für Rußland sind sie ebensowenig wie für ihre Verfasser. Wenn irgend ein Autor aus der Zunft der sich selber so nennenden »proletarischen Schriftsteller« seinen Byzantinismus niederlegt, ist das uninteressant: der betreffende Herr oder die Dame müssen von Zeit zu Zeit beweisen, daß sie noch auf den Strich gehen, den sie »Linie« nennen. Wenn ein großartiger Beobachter und Kritiker Amerikas, wie Theodor Dreiser, in Rußland den doch höchst durchsichtigen Manövern seiner Informatoren auf den Leim ging wie sonst nur grüne Gimpel, so ist das bedauerlich genug: Dreisers vor etwa sechs Jahren erschienenes Buch über Rußland wird wahrscheinlich das schlechteste bleiben, daß er je veröffentlicht haben wird.

In den letzten Jahren hoben sich aus der Menge der Rußlandbücher einige heraus. Gides aufsehenerregendes Buch, geschrieben von einem Mann, der Rußland ebenso wenig kennt und ebenso wenig versteht, wie nur einer der Dummköpfe, die sonst »begeistert« darüber schreiben, war eine Sensation, weil Gide, von den Stalinisten vorher zum größten Schriftsteller Frankreichs ernannt, sich freimachte von dem Schwindel, den er selbst vorher eifrig mitbetrieb. Eine Broschüre des französischen syndikalistischen Arbeiters Yvon stammte bereits von einem Mann, der in Rußland gelebt, und, was wichtiger ist, gearbeitet hatte. Eine ehrliche, ganz aus dem Gesichtswinkel des Arbeiters geschriebene Aufzählung der »Schönheiten« dieser neuen und doppelt scheußlichen Klassengesellschaft, die unter der Flagge der »Diktatur des P r o l e t a r i a t s« die brutalste Ausbeutung des Proletariats systematisch betreibt, die je gesehen wurde. Einen ähnlichen Charakter besaß das Buch des Bergarbeiters Kléber Legay, der indessen als Gegner des Kommunismus und der Revolution nach Rußland gegangen war und dort sehr vieles sah, was an krasser Arbeiterfeindlichkeit nicht überboten werden kann. Des englischen geadelten Gewerkschaftsführers Citrine trocken und giftig geschriebener Reisebericht hob sich aus der üblichen Literatur bereits heraus. Citrine ist kein Rußlandkenner. Citrine ist ein reformistischer Gewerkschaftsführer und ein seiner britischen Majestät loyal ergebener reaktionärer Arbeiter-Vertreter – aber selbst dieses Mannes Bericht atmet lautere Wahrheit, vergleicht man ihn mit dem unverschämten

Schwindel der Stalinisten: Citrine reist in Rußland nicht herum, um dort den »Sozialismus« zu entdecken; an den glaubt er ebenso wenig wie Stalin oder dessen Lakaien. Aber er stellt überall zusammen: die Löhne und die Kaufkraft, die Menge der trivialsten Gebrauchsgüter, die man für diese Löhne kaufen kann und ihre Qualität; die Arbeitsbedingungen, die Wohnverhältnisse, die Hygiene, die Arbeitsmethoden, und er vergleicht sie mit denen in England. Der Vergleich ist niederschmetternd für den stalinistischen »Sozialismus«, und dabei hat Citrine nicht ein Hunderttausendstel der plumpen stalinistischen und propagandistischen Tricks nötig, die von den Stalinisten im Schweiße ihres Angesichts bemüht werden, um den unmöglichen Beweis dafür zu führen, daß im heutigen Rußland »Wohlstand und Glück« herrschen.

Ein ganz anderes Buch ist das von Ciliga. Zunächst: Sachkenntnis wird dem Autor niemand bestreiten können. Ciliga hat zehn Jahre in Russland verbracht, zwischen 1926 und 1936, Ciliga spricht russisch, und Ciliga kam in dieses Land, nicht als Gegner oder gleichgültiger Reisender, erst recht nicht als Konjunkturgewinnler – wie etwa der unsägliche deutsche Chronist Stalins, Feuchtwanger – sondern als glühender Anhänger wenn nicht des Stalinismus, so doch der offiziellen damaligen »Linie« und dessen, was man damals »Kommunistische Internationale« nannte (was auch damals nichts anderes war als eine Offizin des Stalinismus). Ciliga ist ein gebildeter Mensch, war Kommunist und Mitglied der zentralen Leitung seiner – jugoslawischen – Partei, und Ciliga verließ Rußland, nicht »aufgehetzt« durch eine imaginäre Gestapo, sondern belehrt durch das, was seine Augen sahen, was seine Ohren hörten und was der ganze Mensch Ciliga dort erlebte und erlitt, und als Mann, der davon überzeugt ist: in Rußland gibt es nicht nur keinen Sozialismus, in Rußland gibt es vielmehr die tollste Kompromittierung des Sozialismus und die unerträglichste, brutalste, systematischste Unterdrückung der Arbeiterklasse. Und Ciliga kam zu dieser Überzeugung nicht durch abstrakte Betrachtungen, sondern nach einem, Jahre währenden, Aufenthalt in russischen politischen Gefängnissen, die dort von allen politischen Richtungen wimmeln, besonders aber von Kommunisten, die im Reiche Stalins keinen anderen legalen Ort mehr finden, kommunistisch zu denken und zu sprechen, als das Zuchthaus.

Das Buch mit dem sprechenden Titel »Im Reich der großen Lüge« ist ein absolut ehrliches Buch. Der Verfasser schrieb es niemandem zu Gefallen. Es entspricht keiner offiziellen Doktrin. Es ist nicht bestimmt, jemanden anzugreifen – sein Ton ist ruhig, sein Verfasser hat, nach schweren Jahren, nach mehreren, bei klarstem Bewußtsein zu demonstrativen Zwecken unternommenen Selbstmordversuchen und nach hartnäckigen Hungerstreiks, ohne Ressentiment und ohne Pathos niedergeschrieben, was er für nötig hielt zum Verständnis dessen, was in Rußland ist; es gibt bisher wahrscheinlich kein zweites Buch über den Gegenstand, das diese Haltung zeigt.

Das Resultat, das Ciliga nach dem »Gelingen« des ersten Fünfjahresplanes findet, verdient an die Spitze gestellt zu werden. Ein längeres Zitat aus dem Buch (S. 205-207) mag seinen Gedankengang illustrieren; uns scheint, daß dieser Gedankengang unangreifbar ist.

»Der Fünfjahresplan war eine nationale Katastrophe für eine Anzahl rückständiger Völker der USSR: für die Baschkiren, die Kirgisen usw. und brachte die Bauernbevölkerung bis an den Rand des Abgrunds: die Ukrainer, die Weißrussen, die Türken von

Aserbeidshan. Der berühmte Protest gegen diese Katastrophe war der Selbstmord des Führers der ukrainischen Kommunisten Skrypnik, eines alten Bolschewiken und Mitbegründers der Komintern. Aber es gab auch kollektive Proteste. Ganze Gruppen von Demokraten, Sozialisten und Kommunisten, die diesen Nationalitäten angehörten, wagten offen die offizielle Politik der allrussischen Partei in Zweifel zu ziehen. Alle diese Gruppen wurden zerschmettert und deportiert, einige ihrer Mitglieder wurden erschossen. Die Verurteilten forderten für sich die Rechte politischer Gefangener, aber die GPU verweigerte sie und wollte nicht einmal bei Hungerstreiks nachgeben, die zuweilen tödlichen Ausgang nahmen.

Die ausgesprochenen Gegenrevolutionäre und die Monarchisten – gering an Zahl übrigens –, kamen selbstverständlich nicht in den Genuß der Privilegien politischer Gefangener. Man erschoß erbarmungslos die von ihnen, welche sich aktiv gezeigt hatten, und die »Sympathisierenden« verurteilte man unter allen erdenkbaren Vorwänden. Zwischen 1928 und 1934 schickte man im günstigsten Falle eine Million Menschen in Konzentrationslager und in die Verbannung, man beschuldigte sie der Spekulation, des Schleichhandels usw. Das waren vor allem Handwerker, kleine Kaufleute, mit einem Wort die ganze Kleinbourgeoisie. Aber es gab unter ihnen auch Arbeiter, Bauern, Angestellte der Kooperativen und der Handelsunternehmungen des Staates.

Im Gefängnis von Werchne-Uralsk haben wir wiederholt versucht, die Zahl der Menschen zu berechnen, die der Willkür der GPU ausgeliefert waren. Unsere Schätzungen waren sehr näherungsmäßig. Gegen Ende 1932 erzählte uns ein frisch einlangender Trotzkist, nach den Worten eines hohen Funktionärs der GPU, der eines Berufsvergehens wegen verurteilt wurde, erreiche nach den Statistiken der GPU die Anzahl der Verhaftungen SIEBENUNDDREISSIG MILLIONEN innerhalb der letzten fünf Jahre. Selbst wenn man annimmt, daß die Verhafteten meistenteils mehrfach verhaftet wurden, schien uns die Zahl unglaublich übertrieben. U n s e r e Schätzungen schwankten zwischen fünf und FÜNFZEHN MILLIONEN. Ich muß hinzufügen: als ich befreit wurde und mich als Verbannter in Sibirien befand, konnte ich die Richtigkeit vieler Behauptungen konstatieren, die mir im Gefängnis übertrieben oder phantastisch vorgekommen waren. So konnte ich die Richtigkeit der Erzählungen über die Greuel der Hungersnot von 1932, einschließlich der Fälle von Menschenfresserei nachprüfen. Nach dem, was ich in Sibirien sehen konnte, scheint mir, daß die Zahl von fünf Millionen Verurteilter viel zu niedrig ist, und daß die Zahl ZEHN MILLIONEN der Wirklichkeit viel näher kommt.

Die Okzidentalen, gewöhnt an verhaltnismäßig kleine Gebiete mit dichter Bevölkerung und mit stabiler Wirtschaftsstruktur, werden nur schwer zulassen, daß man so rasch solch eine menschliche Masse deportieren kann. Die ungeheuren Räume von Rußland erscheinen als nicht ausreichende Erklärung. Aber hat man mit eigenen Augen den stürmischen Ozean des Rußland in der Zeit des Fünfjahresplanes gesehen, so kommt man dazu zu begreifen, daß diese erzwungenen Völkerwanderungen möglich sind, daß sie sogar MIT DEN EREIGNISSEN IN EINKLANG SIND. Die gigantischen Verwirklichungen des Fünfjahresplanes waren DAS WERK VON SKLAVENARBEIT. Die gesellschaftliche Lage der theoretisch freien Arbeiter unterschied sich übrigens nicht

wesentlich von der der Arbeiter, die nicht frei waren. Das was den Unterschied ausmachte, war der GRAD DER VERSKLAVUNG.
Millionen von Verbannten arbeiteten im ganzen Lande, vor allem aber in den weit entfernten nördlichen Gegenden, die man zum ersten Male kolonisierte; alle von der bittersten Not niedergedrückt, die keiner freiwillig auf sich genommen hätte. Man beutete sie nicht nur aus, man beutete sie auf das totalitärste aus, ohne Rücksicht auf das »menschliche Kapital«, das sie repräsentierten. Zwischen 1929 und 1934 betrug die Lebensdauer der meisten Verbannten im hohen Norden höchstens zwei oder drei Jahre. Aber wenn die Verbannten starben, das, was sie gebaut hatten, blieb....
Die Kolonisierung des Nordens ist sicher ein weltbedeutendes Werk, aber sie ruft mit ihren Methoden die früheren Kolonisierungen ins Gedächtnis zurück, in Amerika und anderswo, sie ist vorwiegend DAS WERK DER ARBEITENDEN SKLAVEN... Diese versklavten Hände, die kaum bezahlt werden, erleichtern wesentlich die Aufgabe, die Löhne der theoretisch freien Arbeiter auf sehr niederer Stufe zu halten.
Das ist das wahre Fundament der Wirtschaftssiege der Sowjets, das ist das Geheimnis des »Wunders« der technischen Revolution des ersten Fünfjahresplanes. Die Arbeiterklasse Europas und Amerikas hat DIE PFLICHT, DIE BEFREIUNG DIESER MILLIONEN VERSKLAVTER ARBEITER DER USSR ZU ERREICHEN.«

---oOo---

Ciliga gehört zu d e r Generation von Intellektuellen, die durch das Ereignis der russischen Revolution erweckt wurden und zur Arbeiterbewegung kamen. Er stammt aus Kroatien und ging in die kommunistische Partei Jugoslawiens, führte aber gleichzeitig sein Universitätsstudium weiter, immer auf dem Boden der einstigen schwarz-gelben Monarchie, in Prag, Wien und Agram. 1925 wurde er Mitglied des politischen Büros seiner Partei, und eine innerparteiliche »Krise«, veranstaltet von Moskau, führte den damals durchaus linientreuen Ciliga nach Rußland: dort »entschied« man die Konflikte, wie einst die tatarischen Khans die Streitigkeiten ihrer russischen Vasallen, der »selbständigen« Fürsten, entschieden, nach der Formel, die in den von Stalin wieder eingeführten patriotischen zaristischen Lehrbüchern lautet: ich kann dich begnadigen, ich kann dich auch hinrichten.
Ciliga war den Moskowitern, die begnadigen können oder auch hinrichten, zunächst zu wenig wichtig oder verdächtig, daß sie ihn in die russische Partei zuließen; im allgemeinen wird solche Gnade gewöhnlichen Europäern nicht zuteil. Aber schließlich ein Kroate ist kein »richtiger Europäer«. Unser Autor war also zunächst eine privilegierte Persönlichkeit im bereits stalinistischen Rußland (Ende 1926), gehörte n i c h t der Opposition an, war also zu den Bürokraten zu zählen, die von den Märchen des »Sozialismus« oder seines Aufbaus profitierten und auf alle Fälle unter Bedingungen lebten, mit denen die eines Durchschnittsproletariers Rußlands, also eines Individuums aus der angeblich herrschenden Klasse, nicht in einem Atem genannt werden können.
Es gibt zweierlei Typen von Menschen, die unter solchen Bedingungen dementsprechend zweierlei Entwicklung und Schicksal erfahren. Die meisten denken nicht daran, sich auch nur kritisch zu äußern, geschweige denn aktiv gegen d a s sich aufzulehnen,

was Ciliga in den oben zitierten Zeilen als V e r s k l a v u n g der Arbeiter bezeichnet. Auch diese Ausländer werden häufig hintennach für ihre lakaienhafte Haltung »hingerichtet« – nur wenige sind »begnadigt« worden von den ängstlichen und blutgierigen Schergen des Asiaten Stalin. Der andere Typus, eine verschwindende Minderheit, wandert ziemlich rasch ins Gefängnis oder in die Mordkeller der GPU.

Ciliga bildete eine Ausnahme; er wurde nicht erschossen und er wurde nicht »begnadigt«: er wurde bald aus der Partei ausgeschlossen und später verhaftet. Seine geistige Entwicklung entsprach ebenfalls nicht dem sonst üblichen Schema. Manche ausländische Intellektuelle schlossen sich der Opposition an, die in den Jahren 1926-28 als der Block Sinowjew-Kamenew-Trotzky bekannt war. Ciliga, der noch als sozusagen »honoriger« Stalinist die Reden dieser Führer der damaligen lautesten Opposition auf einer Plenarversammlung des Lakaienklüngels anhören konnte, den man als »Exekutive« der Kommunistischen Internationale bezeichnete, hatte – weil er erst verhältnismäßig spät in die höheren Bürokratenfunktionen seiner Partei gekommen war und daher keinerlei persönliche Bindungen an diese großen Gestalten der russischen Revolution besaß, Ciliga hatte so großen Abstand von ihren Illusionen und hatte während seines Aufenthaltes so große Zweifel an der Richtigkeit der stalinistischen Behauptungen gefaßt, daß er sich n i c h t so sehr über die Kritik, insbesondere Kamenews wunderte (der als einziger der Oppositionsredner dieses leeren »Plenums« die Dinge einigermaßen beim Namen nannte), als vielmehr über den durch nichts begründeten Optimismus aller Oppositionsführenden, die so sprachen, als sei diese von Stalin bereits vollkommen beherrschte Partei noch nicht etwa eine degenerierte, sondern d i e fast tadellose Partei des russischen Proletariats und als seien die im Oktober 1917 begonnenen Versuche, auf eine sozialistische Entwicklung zu kommen, nach wie vor vorhanden. Ciliga posiert nicht hintennach: er behauptet nicht, schon damals begriffen zu haben, was die Niederlage der russischen Opposition bedeutete, die bereits damals allen klar sein mußte, die sich nicht in diesen oppositionellen Illusionen von der Wirklichkeit abschlossen. Aber er wurde auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß in Rußland in der Tat fast nackt die Methoden der Tatarenkhans regierten. Er zitiert den Ausspruch eines Mitglieds der »Exekutive« der Kommunistischen »Internationale«, der ihm, in einer privaten Unterredung, den Leitspruch für Lakaien gab:

»Vergiß nicht, lieber Freund, daß du nicht in Jugoslawien bist, wo man Steine aufs Zentralkomitee schmeißen kann, wenns einem Spaß macht; vergiß nicht, daß du in Rußland bist, und daß hier, wenn du nicht Mitglied des Zentralkomitees bist, du ein Garnichts bist.«

Dieser weise Oberlakai täuschte sich übrigens: auch er hatte nicht begriffen, daß die Tatarenkhans nur schwächliche Vorläufer des »großen« Dschingis Khan Stalin waren. Sinowjew und Trotzky waren nicht nur Mitglieder des Zentralkomitees gewesen, sondern auch des politischen Büros dieses Komitees, und Kamenew war dessen Vorsitzender. Bis auf Trotzky sind alle diese ehemaligen Mitglieder des Zentralkomitees ermordet, und ihr Tod ergab sich zwangsläufig, er gehörte zu den tatarischen Methoden der Ermordung der Kommunisten in Rußland.

Ciliga war in dieser Periode noch schwankend: *»Ist alles verloren?«* überschreibt er das Kapitel, das diese seine Zeit der staunenden und zweifelnden Umorientierung

behandelt. Noch war er privilegierter Bürokrat, ein ausgehaltenes ausländisches Haustier des russischen Staatsapparates. Aber emigrierte Landsleute Ciligas, die in den Fabriken arbeiteten, erzählten ihm, wie es da zuging. Aus diesen Erzählungen konnte an sich keine andere Schlußfolgerung gezogen werden als die: alles ist verloren. *»Die Widersprüche, die in der Sowjetgesellschaft festzustellen waren, schienen mir unzulässig, indessen ertrug die Wirklichkeit sie trotzdem. Der rasche Rhythmus des Sowjetlebens war duchtränkt von einem tiefen Immoralismus.«* Worin bestand dieser *»Immoralismus«*? In der Herausbildung einer neuen herrschenden Klasse, ist die Antwort des Buches von Ciliga. Aber da es sich nicht um ein theoretisches Buch handelt, ist der Weg des Autors lang und schmerzhaft, bis diese Antwort in gedruckter Form gegeben werden konnte.

Ciliga beschreibt sehr ehrlich, wie er sich »durchtastet«, ehe er den historischen Prozeß begriff, dem er beiwohnte und den beispielsweise so kluge Autoren wie Trotzky bis heute nicht begreifen wollen und zum mindesten abstreiten, den Prozeß der Entwicklung zu sehen der da geht: von der Richtung auf den Sozialismus FORT und zu einer Gesellschaft der klassenmäßigen AUSBEUTUNG und Versklavung des Proletariats hin, wie sie die Welt noch nie gesehen hat. Unser Autor suchte; im Winter 1926/27 hatte er noch Gelegenheit Kurorte zu besuchen und einen Teil Rußlands zu sehen, der fern von Moskau liegt; nicht als Gefangener, wie kurz darauf, sondern als privilegierter Mitgenießer der Vorzüge der gehobenen, parasitären Schicht dieses Landes, in dem schon im nächsten Jahre bekanntlich der erste Fünfjahresplan begann, den Stalin als einen Schnellweg zum Sozialismus anpries, während Ciliga ihn als eine Kolonisierung und Industrialisierung durch Sklavenarbeit bezeichnet. Eine große Reihe sehr bezeichnender konkreter Beobachtungen aus dieser Periode hat Ciliga in seinem Buch wiedergegeben; es ist nicht das graue Buch eines »Theoretikers«, nur die Wirklichkeit, die dieser Mann in Momentaufnahmen schildert, ist so trostlos grau und grämlich und widerwärtig – es lohnt, diese Einzelheiten nachzulesen, sie stammen von einem guten und ehrlichen Beobachter, der nicht die schlechten Seiten in Rußland suchte, sondern die guten. Daß er sie nicht fand, spricht nicht gegen ihn: schon im alten zaristischen Rußland hatten große Schriftsteller ab und zu die sonderliche Sehnsucht empfunden, nicht nur ihre bittere Kritik mitzuteilen, sondern auch etwas erfreuliches – nie fanden sie so etwas. Kein Gogol, kein Dostojewski, kein Tolstoj hat am wirklichen Rußland positive Züge entdecken können. Bei Gogol in den »Toten Seelen« geistert eine papierene Idealgestalt herum, aber das ist ein Grieche, dieser unmögliche Kostanjoglo. Bei Tolstoj, in »Krieg und Frieden«, ist als positivste Eigenschaft des als Idealfigur gedachten Bauern, Platon Karatajew, nur die festzuhalten, daß er viele Plagen aushält und ziemlich vernehmlich stinkt; und bei Dostojewski sind alle positiven Gestalten Psychopathen, leidende Kinder, oder im günstigsten Falle Prostituierte. Die verlogene Sowjetliteratur hat nur papierene Helden geschaffen, es sei denn, daß sie immer und immer wieder auf die legendarischen Zeiten des Bürgerkrieges zurückgriff. Daß Ciliga in der Gesellschaftsstruktur eines Landes, dessen größter Fortschritt der SKLAVENARBEIT verdankt wird, nichts Positives finden konnte, das kann nur den wundern, der ohne Legenden nicht auskommen will.

Im Winter 1927/28 wurden die Häupter der zerschlagenen Opposition des Block Sinowjew-Trotzky bereits verbannt, nachdem sie auf dem Parteitag, gegen die Jahreswende 1927/28 alle ausgeschlossen waren – nach sinnlosen Manövern, die sie machten ohne zu begreifen, daß es hoffnungslos war, diese Partei noch ändern zu wollen – aber zugleich setzte in Rußland eine neue Periode eines faktischen Bürgerkrieges ein, über den keine Heldenlieder veröffentlicht werden können: Stalin machte eine Wendung, die von allzu vielen als eine Wendung in sozialistischer Richtung mißverstanden wurde; indessen war die Industrialisierung im Schnelltempo und die rapide Zwangskollektivisierung auf dem flachen Lande nicht nur die Einleitung der verschärften *»Sklavenarbeit«*, von der Ciliga spricht, sondern überdies der erbitterte Bürgerkrieg der bereits als herrschenden Kaste formierten Bürokratie, die sehr rasch alle Funktionen einer neuen K l a s s e ausübte und damit eine neue Klasse bildete, gegen die im Laufe der NEP-Periode wiedererstehenden kleinbürgerlich-kapitalistischen bäuerlichen Produktionsmethoden, die unverträglich wurden mit der Existenz selber der parasitären Bürokratie, die dem flachen Lande nichts lieferte und daher vom Bauern auf Hungerrationen gesetzt wurde. Die Industrialisierung Rußlands war daher ganz und gar nicht ein Weg zum Sozialismus, sondern nur ein Weg zur Herausbildung eines bürokratischen STAATSKAPITALISMUS, der seine – schlecht funktionierende – Wirtschaftsmaschinerie und seine asiatisch funktionierende Unterdrückungsmaschinerie brutal gegen a l l e anderen Klassen wandte, um die eigene, die neue Klasse zu schaffen, den Herren der Produktionsmittel und des Staatsapparates, die Maschinerie dieser modernen »Versklavung«, die man für die Diktatur des Proletariats auszugeben wagt.
Erst 1928 entschließen sich einige jugoslawische Freunde Ciligas – und er selber auch – mit der inzwischen geschlagenen trotzkistischen Opposition Verbindung aufzunehmen. Natürlich fallen diese Leute herein: unter ihnen befinden sich Spitzel der GPU, des allmächtigen wirklichen Staatsapparates des stalinistischen Rußland. Eine Fülle interessanter Einzelheiten seiner weiteren, mit den Augen eines Oppositionellen gemachten Beobachtungen sind bei Ciliga nachzulesen. Bald aus der Partei ausgeschlossen, gehört er immerhin noch bis zum Mai 1930 zu den Privilegierten in Rußland: er unterrichtet als staatlicher Professor in Leningrad, hat eine Vorzugswohnung, die Stellung eines hohen Bürokraten usw. Was er aus und von dem Leben dieser Schichten erzählt, verdient gelesen zu werden – die Fülle der tollen Widersprüche dieser Gesellschaft, die in sich keine Kraft findet, d i e Richtung zu verfolgen, um deretwillen sie einst geschaffen wurde, die anderseits sich mit der Barbarei des F o r t s c h r i t t s auseinanderzusetzen hat, den dieses Rußland braucht, um überhaupt bestehen zu können, und der mit Unkosten geschaffen wird, die so ungeheuerlich sind, daß noch heute nicht recht geglaubt wird, wenn sie angegeben werden (man denke an die zitierten 37 Millionen Verhaftungen), alles das ist gut eingefangen bei unserem Autor. Aber der wertvollste Teil seines Buches ist der, der die Zeit nach diesem Mai 1930 behandelt, als Ciliga nicht mehr zu den Privilegierten gehörte, sondern zu den »Erniedrigten«, die in den Gefängnissen schmoren, weil sie Sozialisten sind und die Khanwirtschaft Stalins wenigstens kritisieren zu dürfen verlangten.

ooo O ooo

»Neben dem offiziellen Leben her«, so nennt Ciliga den Teil seines Buches, der von seinen Erfahrungen in den russischen Gefängnissen handelt. Der Staat, so hatte Engels einmal und summarisch und populär erläutert, das sind besondere Abteilungen bewaffneter Menschen und Gefängnisse plus einigen anderen Instrumenten gewaltsamer Unterdrückung. Daß die Sozialisten in sibirischen Gefängnissen zu Grunde gerichtet wurden, das wußte man sehr wohl bis zur Umwälzung im Oktober/November 1917; oder richtiger schon die bürgerliche Regierung der ersten Revolution von 1917, der Märzrevolution, die den Zarenthron abschaffte, hatte die sibirischen Gefängnisse und Zuchthäuser sozialistenrein gemacht, sie kehrten aus Gefängnis und Verbannung heim und häufig in die Regierung hinein. Jetzt – jetzt wurden die alten zaristischen Gefängnisse wieder aufgefüllt, und wie! Im alten zaristischen Gefängnis von Werchne-Uralsk saßen Kommunisten aller Schattierungen, saßen Sozialisten –, diese seit langem – Sozial-Revolutionäre, Anarchisten; sie alle saßen in Haufen, wie sie die Zarenzeit nicht beieinander gesehen hatte, das stalinistische Paradies füllte die Zuchthäuser, die das Regime der gewiß nicht revolutionären Kerenski, des Fürsten Lwow, des Ideologen des russischen Imperialismus, Miljukow, sozialistenrein gemacht hatte; jetzt machte Stalin das ganze Land sozialistenrein – wenigstens versuchte er d i e s e Aufgabe gewissenhaft zu erfüllen. In Werchne-Uralsk saß Ciliga mit den Zwischenetappen der Gefängnisse von Leningrad, Tscheljabinsk, Irkutsk und Krasnojarsk mehr als drei Jahre. Er ist daher mindestens so kompetent, über die russischen Gefängnisse zu schreiben, wie seinerzeit der amerikanische Journalist Kennan, der über die Schmach des zaristischen Sibirien schrieb und in der ganzen Welt, auch im zaristischen Rußland selbst, Sensation erregte. Aber wer erregt sich heute, wenn er hört, daß man jemand seiner Gesinnung wegen martert, einsperrt, verhöhnt und füsiliert? Da Ciliga schließlich auch noch zwei Jahre Verbannung in den sibirischen Städten Krasnojarsk und Jenissejsk verbrachte, verdient sein Buch die gleiche Beachtung wie seinerzeit die Kennanschen Enthüllungen. Damals, als die zaristische Gendarmerie »auf administrativem Wege« Hunderte »an Orte, die nicht allzuweit entfernt sind« verbannte, wie die altväterlich-patriarchalische Formel lautete, protestierte man gegen Willkür und Barbarei; es war ein goldenes Zeitalter, denn heute werden Zehntausende an diese »Orte« expediert, und sogenannte »Kommunisten« applaudieren dazu und nennen das eine klassenlose Gesellschaft und den voll entfalteten Sozialismus des »großen, genialen« Stalin.

Diese Worte würden lächerlich klingen, läse man nicht bei Ciliga, wie selbst im Zuchthaus, in demselben, in dem gar mancher der neuerlichen Insassen auch schon vor der Revolution gesessen, die w i r k l i c h e n Kommunisten, die eben deshalb so »nicht allzuweit entfernt« in Sibirien saßen, von den Wachen beschossen werden, manchmal Prügel erlitten, häufig ermordet wurden (nicht »hingerichtet«, sondern aus reiner Willkür bei Gelegenheit »liquidiert«), wie selbst diese Menschen, die doch am eigenen Leibe fühlten, daß von der Revolution, die großenteils s i e gemacht, nur noch die Gegenrevolution geblieben war, die in j e d e r Revolution als potentielle, als dialektische Gegenkomponente enthalten, solange nicht die Revolution international konsolidiert ist, wir sagen: selbst in dieser Lage diskutierten die Deportierten, w a s eigentlich in Rußland »als System« existiert.

Man wird sich vielleicht wundern; wieso konnten diese Menschen diskutieren? Sie konnten es einmal, weil es sich nicht um Einzelhaft handelte, sondern um überfüllte Zuchthauskasernen; auch hierin war Stalin nicht originell, sondern erfüllte, noch bevor er sein »historisches« Programm ausgesprochen, seine spätere Forderung, die »nationale«, die zaristische Tradition zu pflegen. Und dann – nicht nur das alte Österreich war Absolutismus, gemildert durch Schlamperei. Der »Sozialismus« Stalins, der so laut prahlt, »eingeholt und überholt« zu haben, ist tyrannische Schlamperei, ungeheuerlich verschärft durch Despotie und Willkür. Im Gefängnis blühte das geistige Leben. Die einzelnen Gruppierungen, die dort saßen, gaben Zeitschriften heraus, tauschten sie aus, gewiß nicht legal; aber innerhalb der widerlichen und zugleich schlampigen Zuchthauswillkür der Beamten taten sie das regelmäßig und mit Leidenschaft; ein echt russisches Bild.

»Alle sozialen Schichten Rußlands sind im Gefängnis vertreten«, sagt Ciliga. *»Dort kann man endlich verstehen, was eigentlich real im Lande vorgeht und was die Leute darüber denken. Das ist sehr einfach: das Gefängnis ist der einzige Ort in Sowjetrußland, wo die Leute sich mehr oder weniger offen aussprechen. Was aber die Gefahr allzu subjektiver Zeugenschaft betrifft, so wird sie durch die Anzahl und die soziale Verschiedenheit der Gefangenen selber ausgeschaltet.«*

Ciliga ist kein amerikanischer oder amerikanisierter Reporter, der sich die verschiedensten z u f ä l l i g e n Leute anhört, um daraus eine »Synthese« zu fabrizieren. Er sagt ausdrücklich, man kann sagen wissenschaftlich, folgendes:

»Die Einstellung der arbeitenden Massen und der gesamten Bevölkerung wird letzten Endes abgespiegelt durch die Ansichten, die von den politischen Gruppierungen verkündet werden. Die sind alle verboten und illegal in Rußland; also existieren sie alle im Gefängnis mit Ausnahme einer einzigen Gruppierung, die die Ansichten der regierenden bürokratischen Elite repräsentiert. Mithin ist es unmöglich an anderer Stelle denn im Gefängnis die Entwicklung der russischen öffentlichen Meinung seit dem Oktober 1917 kennen zu lernen und zu erfahren, welches die Lehren sind, die die Bevölkerung selbst aus der Erfahrung der russischen Revolution gezogen hat. Was aber kann es wichtigeres geben als d i e s e Lehren, für die Theorie und für die soziale Betätigung unserer Epoche?«

Vollständig richtige Fragestellung, die nur in e i n e m Punkt eine kleine Korrektur verlangt, die aber wesentlich ist: die *»Ansichten der regierenden bürokratischen Elite«* sind ebenso wenig stabil, wie diese regierende *»Elite«*. Die letzten zwei Jahre bestanden im Abschlachten eines Teils dieser *»Elite«* durch den anderen; wir sprechen nicht von der Ermordung der schon längst außer Kurs gesetzten ehemaligen Größen (wie Sinowjew, Kamenew usw.), sondern von dem sehr systematischen Ausrottungsfeldzug, den Stalin und seine GPU, oder die GPU und ihr Stalin gegen große Teile der neuen *»Elite«* unternahm, und dessen Ende nichts anderes sein kann, als die Ausrottung des »großen und genialen« Stalin selber, durch »seine« GPU; die Gegenrevolution ist bisher, da die Revolution noch nie konsequent war, immer konsequent gewesen. Indem Stalin die Bolschewiki ausrottet, rottet er implizite auch den Stalinismus plus dem »großen« Stalin selber aus. Hat er erst »reinen Tisch« gemacht, wird dieser Tisch auch von dem unreinen Unrat gereinigt werden, der auf ihm liegengeblieben sein kann und

der Stalin heißt; die Gegenrevolution braucht ihren Henker nicht mehr, wenn sie glaubt, daß nichts mehr zu henken ist. Sie kann dann, nachdem sie den Renegaten »liquidiert« hat (oder dessen Nachfolger, wenn Stalin durch einen seiner jetzigen Satrapen »liquidiert« werden sollte), sich ein großzügiges Aussehen geben und dem Lande einreden, sie habe das Land vom Tyrannen befreit.

ooo O ooo

Würde Ciliga aus seiner persönlichen Erfahrung und aus dem sorgsamen hinhören auf die Ansichten der politischen Gruppierungen in den Gefängnissen die Folgerung ziehen – die so viele, ausgesprochen oder insgeheim, »ziehen« – ,daß die ganze russische proletarische Revolution für eine Chimäre geschah, daß es keinen Sozialismus geben kann, oder daß irgendwelche »neuen« geheimnisvollen und nicht marxistischen Wunderrezepte zu erfinden sind, weil die sozialistischen Revolutionen nicht »marxistisch« ablaufen, so wäre er ein langweiliger und unoriginellen Konformist. Denn so originell sich die verschiedenen »Erneuerer« des Marxismus vorkommen, so platt, altmodisch, abgestanden sind gemeinhin ihre »kritischen« Reflexionen und ihre reformistischen Besserwissereien. *»Die Revolution ist nicht das Trottoir des Newski Prospektes«*, pflegte Lenin den alten, nicht marxistischen Revolutionär Tschernyschewski zu zitieren. Nachdem das Kind in den Brunnen gefallen, predigen diese Novatoren, man müsse diesen Brunnen von vorneherein zuschütten, dann k ö n n e doch das Kind nicht hineinfallen. Daß es dann schon vorher verdurstet, das sehen sie nicht in ihrem heiligen Eifer, die Welt vor der marxistischen Revolution zu behüten. Oder anders gesprochen: daß j e d e Revolution potentiell, und, je zurückgebliebener das Land ist, desto mehr die Möglichkeit der Gegenrevolution erzeugt, wenn die Revolution nicht international fundiert wird, diese durch die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte immer und immer wieder bestätigte Erfahrungslehre ist auch in diesem Falle der ersten Arbeiterrevolution, die die Geschichte kennt, der russischen Oktoberrevolution, bestätigt worden. Daraus die Folgerung herzuleiten, Revolution der Arbeiter sei überhaupt »falsch«, oder spezieller, die russische Oktoberrevolution sei »falsch« gewesen (oder hätte, höchster Grad des Kretinismus, nicht oder »nicht so« stattfinden dürfen), bedeutet, die bisher wichtigste Lehre unseres zwanzigsten Jahrhunderts aus dem Buch der lebendigen Geschichte streichen.

Ciliga denkt nicht daran. Im Gegenteil, er ist so »altmodisch« – im m a r x i s t i s c h e n Sinne – daß er untersucht, wo eigentlich die Gegenrevolution in der russischen Revolution sichtbar, greifbar, deutlich ansetzte, erstarkte, wie sie sich entwikkelte, und w i e aus der russischen proletarischen Revolution, die er durchaus bejaht, wie aus der ersten heroischen Phase des hungrigen, desorganisierten Landes (denn selbst das verrottete, zerfallende zaristische Rußland konnte man noch desorganisieren), aus der Phase, die selbst die noch nicht vollkommen degenerierte Kommunistische Internationale den ersten, großen, und wie die Geschichte gelehrt hat, e n t s c h e i d e n d e n Rückzug genannt hat (auf die Neue Ökonomische Politik = Einführung des Kapitalismus unter staatlicher Kontrolle, wie L e n i n definierte, nicht sogenannte ultralinke Gegner der Verherrlichung dieses Rückzugs), wie aus die-

ser Phase, die man damals schon verächtlich »Kriegskommunismus« nannte, sich das entwickelte, was man heute Stalinismus nennt, und was Stalins Lakaien für einen »Friedenssozialismus« ausgeben, obwohl sie n u r dadurch ein zeitweiliges, durch Massenmorde als vollkommen unstabil demaskiertes jämmerliches Schein-Gleichgewicht im Lande erzielen, daß sie fortwährend die Kriegsgefahr heraufbeschwören und so einen Polizei- und Militärstaat unter einzelpersönlicher Diktatur aufrechterhalten. Ciliga also, der s e i n e persönlichen Erfahrungen nicht beschreibt, um ein Einzelschicksal zu schildern, mag es auch interessant sein, bemerkt ohne Pose: *»Deshalb schien es mir auch immer, daß die Lehren des Sowjetgefängnisses aller Opfer wert waren.«*

ooo O ooo

»Die ›Postverwaltung‹ war die einzige Organisation, die der Gesamtheit der Gefangenen gemeinsam war – den Kommunisten ebenso wie den Sozialisten und den Anarchisten«, erzählt Ciliga aus dem Gefängnis in Werchne-Uralsk. *»Die Gefangenen waren so untergebracht, daß ohne diese ›technische Allianz‹ man den Kontakt zwischen den einzelnen Flügeln des Gefängnisses nicht aufrecht erhalten konnte. Alle anderen ›Organisationen‹ der Gefangenen waren verschieden – für die Kommunisten, die Sozialisten und die Anarchisten. Ich muß hier bemerken, daß die Kommunisten keine Spaziergangsgruppen mit den Sozialisten und Anarchisten bildeten und nicht mit ihnen lebten. So gab es zwei wohl unterschiedene Sektionen im Gefängnis. Die russischen Oppositionskommunisten glaubten, daß es erniedrigend wäre, mit den wahren Gegenrevolutionären zu leben, die in ihren Augen die Anarchisten und Sozialisten waren!«* Man kann aus diesen Sätzen vieles, vieles verstehen: getrennt geschlagen, aber weiterhin getrennt und weiterhin, jetzt schon im buchstäblichen Sinne geschlagen, lebten die aus der russischen kommunistischen Partei Ausgestoßenen nach wie vor in der Fiktion, als sei »die Gegenrevolution« in Rußland verkörpert durch die längst ohnmächtigen, verfolgten und im Namen des bolschewistischen Totalitarismus eingesperrten Anarchisten und Sozialisten, während sie, die von ihren eigenen Parteigenossen, durch ihren eigenen Generalsekretär eingelochten Kommunisten, aus ihrer Partei ausgeschlossen, nach wie vor die Illusion hegten, als sei diese Partei wenigstens noch Träger der Idee der Revolution – dieselbe Partei, die längst der Organisator der blutigsten Gegenrevolution geworden war. Mit der Zeit änderte sich diese Haltung der kommunistischen Gefangenen, berichtet Ciliga: *»Nur nach und nach wandelte sich diese Psychologie und man machte sich daran, gemeinsam gegen die GPU für die allgemeinen Interessen aller politischen Gefangenen zu kämpfen«*. Heute, da die Stalinisten jedem offenen Reaktionär, jedem Pfaffen, ja, den Faschisten selber die »Bruderhand« hinhalten, um beispielsweise in Italien das faschistische Programm von 1919 »durchzuführen«, heute sieht man deutlich genug, eine wie künstliche Legende die Feindschaft der Stalinisten gegen die »Gegenrevolutionäre« ist, und wie, im Gegenteil, die besten revolutionären Instinkte echter Kommunisten mißleitet und mißbraucht wurden, um die proletarischen Strömungen von einander zu trennen: heute ist jeder Pfaffe ein »Freund«; aber jeder eingesperrte Sozialist war, auch für die miteingesperrten Oppositionellen, von vornher-

ein ein »Gegenrevolutionär«. Wie tief die Verwirrung war, wie wenig selbst theoretisch geschulte Menschen geneigt waren, aus ihrem bitteren Traum zu erwachen und die Wirklichkeit als Wirklichkeit zu sehen, nicht aber als verzuckerte »Abweichung« von ihrem kommunistischen Ideal, das illustriert sehr schön der Teil von Ciligas Darstellung, der die Kämpfe innerhalb der Trotzkistengruppe des Gefängnisses Werchne-Uralsk behandelt.

»Die Organisation der trotzkistischen Gefangenen nannte sich ›Kollektiv der Bolschewiki-Leninisten von Werchne-Uralsk‹. Sie zerfiel in die Linke, das Zentrum und die Rechte. Diese Teilung in drei Fraktionen bestand während der drei Jahre meines Aufenthaltes, obwohl die Zusammensetzung der Fraktionen und selbst ihre Ideologie gewisse Fluktuationen aufwiesen«, schreibt Ciliga. Das trotzkistische Zentrum gab mit der trotzkistischen Rechten ein gemeinsames Blatt heraus, »Prawda (Wahrheit) im Gefängnis«. Die trotzkistischen Linken (sie nannten sich »militante Bolschewiki«) gaben ein eigenes Organ heraus, denn diese beiden Teile der Trotzkisten konnten sich in der wichtigsten Frage überhaupt nicht einigen. Die wichtigste Frage aber war (und bleibt es auch heute noch) w a s ist eigentlich das heutige Rußland? Darauf antworteten die rechten Trotzkisten eigentlich nicht anders als Trotzki auch heute noch antwortet: ein proletarischer Staat mit häufigen »ultralinken« »Abweichungen« mit zentristischer Führung und im ganzen ein bonapartistisches Staatsgebilde, das trotzdem nach wie vor ein proletarischer Staat, ein Arbeiterstaat ist. Ist das ganze auch vollkommen ungereimt und in sich widerspruchsvoll, ja lächerlich, so halten die heutigen Trotzkisten nach wie vor an dieser Sorte »Definition« fest, die wir hier nicht wortgetreu, wohl aber, mit Absicht grob, dennoch sinngetreu wiedergeben. Man höre beispielsweise wie einer der von Trotzky geschätzten »roten Professoren« die absurdeste Konsequenz aus dieser Anschauung zog, eine Konsequenz, die übrigens vor noch nicht einem Jahr von Trotzky ebenfalls als »theoretische Möglichkeit« ausdrücklich zugelassen wurde. Das war die äußerste Rechte der Trotzkisten, die eine *»loyalere«* Kritik der stalinistischen Politik forderte, obwohl sie der Meinung war, daß die USSR durch eine *»MONARCHISTISCHE PHASE DER PROLETARISCHEN DIKTATUR hindurchginge«*, nachdem sie die Phasen der Klasse, der Partei und der Oligarchie gekannt hätte. (Ciliga, S. 235).

Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode: um die traurige und läppische, in Wirklichkeit versöhnlerische und als eventuelle Brücke zu den Stalinisten brauchbare Fiktion der proletarischen Diktatur aufrecht zu erhalten, muß man ihre *»monarchistische«* oder wie Trotzky im Jahre 1937 schrieb *»einzelpersönliche«* Phase oder Möglichkeit *»zulassen«*. Denn wenn man bestreiten würde, daß die Staatsform in Rußland eine Tyrannis, eine asiatische Despotie mit kapitalistischer Ausbeutung der Arbeiterklasse ist, würde man sich nur lächerlich machen. Aber wenn früher der Trotzkismus, in einer öden und von vornherein schiefen Analogie zur französischen Revolution, von Thermidor und dann, dementsprechend von Bonapartismus orakelte, so hat er neuerdings große Schritte nicht nur rückwärts, sondern in den baren Widersinn als seine »marxistische« Einsicht proklamiert. Trotzky selber nennt Stalin auf Schritt und Tritt einen »Judas«, einen »Dschengis-Khan«, konstruiert aber in der Polemik gegen seine eigenen ehemaligen Anhänger, die nicht mehr begreifen wollen, daß eine »Diktatur des

Proletariats« dort bestehen kann, wo das Proletariat nur noch unterdrückte und ausgebeutete Klasse ist, die »theoretische« Möglichkeit einer EINZELPERSÖNLICHEN Form der... Dikatatur des Proletariats. Die herrschende Klasse ist ersetzt durch einen einzigen Menschen, den, wenn er Stalin ist, Trotzky neuerdings auch noch für verrückt erklärt, und sie »herrscht« in dieser, in e i n e m Individuum konzentrierten »Form«, nämlich über sich, über das Proletariat selber; eine »proletarische Diktatur«, ein »Arbeiterstaat« trotz allem, lautet der Schlachtruf dieser Unentwegten auch heute.

ooo O ooo

Nichts Neues, übrigens. Ciliga, der, wie schon gesagt, sich in Werchne-Uralsk der linken Subfraktion der Trotzkisten anschloß, berichtet über die Debatten in seiner Organisation, die sich naturgemäß gerade mit diesem Thema befaßten. Und da im Ausland von allen aus der russischen bolschewistischen Partei stammenden Oppositionsrichtungen nur die trotzkistische bekannt ist, ist es von Nutzen, einige etwas ausführliche Zitate aus Ciligas Buch mitzuteilen. Die Probleme, die auch heute und bis zu ihrer Lösung, der theoretischen und der praktischen, die g a n z e Arbeiterbewegung, die verwesende wie die neu entstehende, beschäftigen werden und beschäftigen müssen, haben die Eingesperrten des stalinistischen Regimes brennend beschäftigt, wie sie die Eingesperrten des vorstalinistischen Regimes in der USSR ebenfalls brennend beschäftigten.

Wir sprechen hier nicht von den menschewistischen und sozialrevolutionären oder anarchistischen Eingesperrten in Sowjetrußland. Wir meinen die ebenfalls aus der bolschewistischen Partei stammenden Gruppen alter Bolschewiki, die viel früher als die Opposition der großen Parteibürokraten, des Oppositionsblocks Sinowjew-Trotzky, polizeilichen und administrativen Verfolgungen ausgesetzt wurden, weil sie die Entartungserscheinungen der russischen Revolution viel früher bemerkten und kritisierten als die »Großen«, die Granden des Regimes, die gegen den Stalinismus zu rebellieren begannnen, als es schon zu spät war. Wir sprechen von den Gruppierungen, die aus der schon im Jahre 1921 zerschlagenen Arbeiteropposition stammen, aus der illegalen Gruppierung Mjasnikows und aus den »Dezisten« (Gruppe des demokratischen Zentralismus), deren Führer sich teilweise ja ebenfalls in Werchne-Uralsk in der Betrachtung und Charakterisierung des Regimes sowohl wie der nachhinkenden trotzkistischen Opposition ergingen. Zunächst einige Worte über diese Gruppierungen. Wer etwa die falsche Vorstellung haben sollte, es handele sich bei diesen oppositionellen Bolschewiki um eine unbedeutende Strömung oder um Menschen ohne Vergangenheit, der irrt sich gewaltig. Die Arbeiteropposition, die sich rechtzeitig gegen die Herausdrängung der Arbeiterklasse aus der Leitung des Produktionsprozesses wandte, hatte in ihren Reihen viele alte Arbeiterfunktionäre der Bewegung. Mehrere von ihnen sind bekannt genug gewesen: Schljapnikow beispielsweise war während der ganzen Kriegszeit nicht nur der Verbindungsmann Lenins und seines schweizer Zentralkomitees mit Rußland, sondern auch der faktische Leiter der wichtigsten russischen Parteiorganisation, der von Petersburg. Von den Dezisten war der ehemalige Anstreicher Sapronow einige Jahre hindurch, in der ersten Zeit der Sowjet-Republik, Sekretär des Exekutivkomitees

der Sowjets. Mjasnikow, der den linkesten Flügel der oppositionellen bolschewistischen Arbeitergruppen repräsentierte, ein Metallarbeiter wie Schljapnikow, war ein besonders einflußreicher Funktionär der bolschewistischen Organisation im Industriegebiet des Ural gewesen. Er war schon sehr frühzeitig aus der Partei ausgeschlossen worden, nicht von Stalin, sondern schon zu Lenins Zeiten. Warum? Weil er ein sehr unbequemer Oppositioneller war, ein stürmischer und störrischer Vertreter der Arbeiterinteressen. Er hatte sich nicht kaufen lassen, wie der ehemalige Dezist Bubnow, der Armee-, dann Bildungskommissar und schließlich »Feind des Volkes« als Stufen seiner Karriere durchlief zur Belohnung für seinen Übergang ins Lager der Mehrheit, nicht der stalinistischen, sondern damals noch durchaus der Zentralkomitee-Mehrheit, in der Lenin, Sinowjew und Trotzky, alle zusammen, das famose Votum des zehnten Parteitages, das Fraktionen und vor allem Plattformen organisierter Gruppen verbot, dadurch realisierten, daß sie die Unbequemen ausschlossen, und schließlich auch einfach einsperren ließen; wie es gerade mit dem störrischen Mjasnikow geschah, der, konsequenter als andere, eine i l l e g a l e Organisation als Beginn einer neuen k o m m u n i s t i s c h e n Arbeiterpartei aufzuziehen begann. Er wurde Ende 1923 endgültig verhaftet, saß lange genug in russischen Gefängnissen und entkam nur durch eine riskierte Flucht, indem er den Araxfluß, an der persischen Grenze, durchschwamm, denselben Fluß, in dem einst der griechische Alexander ertrank.

Wenn daher, wie Ciliga mitteilt, einer der Anhänger Mjasnikows, Tiunow, über die trotzkistische Opposition schrieb: *»das ist eine Opposition hoher Beamter, Trotzky repräsentiert im Verhältnis zur Selbstherrschaft der Bürokraten eine ebenso faule Opposition, wie es die Miljukows zur Zeit der zaristischen Selbstherrschaft gewesen ist«*, so war das eine Meinung, die aus der Erfahrung stammte, welche mit dem Regime gemacht worden war, als die Unterdrückungen der bolschewistischen Oppositionellen noch von den erst nachträglich oppositionell gewordenen hohen Beamten ausgingen. Und wenn einer der angesehensten alten Bolschewiki, der Dezist Wladimir Michailowitsch Smirnow (nicht der im Pjatakow-Prozeß erschossene Iwan Nikitisch Smirnow, ebenfalls ein angesehener alter Bolschewik und ein alter Trotzkist), als es im Frühjahr 1930 hieß, Trotzky habe *»kapituliert«*, d.h. sich Stalin gebeugt, wenn dieser alte Bolschewik (Ciliga, S. 180) schrieb: *»Umso besser. Dieser Halbmenschewik wird endlich aufhören, durch seine Anwesenheit die wirkliche revolutionäre Bewegung zu stören«*, so zeigen diese bitteren Zeilen gleichzeitig zweierlei: wie sehr sich auch noch die äußerste Linke der Opposition in Rußland täuschte über die Möglichkeit einer baldigen Wiedergeburt der »wahren revolutionären Bewegung« daselbst, und wie tief das Mißtrauen dieser älteren und echteren Opposition gegen die Granden war, die sich zur Opposition entschlossen, als bereits alles verloren war.

ooo O ooo

Aleksandr J. Watlin

Das anglo-russische Komitee und der innerparteiliche Kampf in der KPdSU(B)

I

Die mittzwanziger Jahre wurden für die bolschewistische Partei zu einer Periode scharfer ideologischer und politischer Kämpfe, in deren Verlauf nicht so sehr die Frage nach der Reinheit des Leninismus, sondern die nach den Erben Lenins entschieden wurde. Diese Ambivalenz des innerparteilichen Lebens in seiner Verflechtung mit seinem schnellen administrativen Verfall verdeckt bis auf den heutigen Tag die wirklichen Motive dieser oder jener »Theorien«, »Plattformen« oder »Appelle«. An der Tätigkeit der Kommunistischen Internationale (KI), der Organisation, die ursprünglich als Generalstab der internationalen Weltrevolution gedacht war, gingen diese Diskussionen in der Führung der KPdSU(B) nicht spurlos vorüber. Hier ist es besonders schwer, zwischen einem wirklichen theoretischen Konflikt und einer Kollision persönlicher Ambitionen, zwischen dem Bestreben, die Sache der »Weltrevolution« voranzubringen und dem Wunsch, sich ein Plätzchen in der Führungsriege zu sichern, zu unterscheiden. Im folgenden soll versucht werden, anhand eines konkreten Beispiels – der Tätigkeit des anglo-russischen Komitees (ARK) – ein Bild von dem Intrigenspiel und der Mechanik der Apparate in der KI und der KPdSU(B) zu gewinnen.

Neben der Revolution in China war die Frage des ARK die zweite Drehachse der innerparteilichen Kämpfe Mitte der zwanziger Jahre. Parteiführung und Opposition betrachteten das ARK als Beweis für die eigene Verbundenheit mit den Leninschen Prinzipien der Politik der Arbeitereinheitsfront in Europa. Das besondere Kennzeichen dieser Politik, die sich unter dem Einfluß der Niederlage der ersten Welle der »Weltrevolution« zu formieren begann, war ihre Elastizität. Die kategorische Forderung nach Trennung der Massen von den reformistischen Führern durch gemeinsame Aktionen mit der Sozialdemokratie in jedem europäischen Land nahm nationale Färbungen an. Mehr noch, je weiter sich die Führer der kommunistischen Parteien bei der Verwirklichung der Politik der Einheitsfront von den Schablonen entfernten, desto größer waren die Erfolge dieser Parteien im Kampf um die Massenbasis.

Gleichzeitig wurde Mitte der zwanziger Jahre auch die Beschränktheit des Kurses auf die Zusammenarbeit der beiden Arbeiterparteien, der einer Partei den Untergang vorhersagte, deutlich. In Wirklichkeit trat das Gegenteil ein: Die Erfolge der gemeinsamen Aktionen riefen bei den Werktätigen noch größeres Unverständnis über die Ursachen der Spaltung zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten hervor und zogen die Forderung nach sich, auf ideologische Konflikte zugunsten der Verteidigung der unmittelbaren Arbeiterinteressen zu verzichten. In den ersten Jahren nach dem Weltkrieg begünstigte dies zunächst die Entwicklung der zentristischen Parteien, dann das Wiedererstarken der reformistischen Arbeiterparteien. Die Forderung nach der Einheitsfront

erwies sich als zweischneidige Waffe, was der Aufmerksamkeit der Führer der KPdSU(B) und der KI nicht entging.

Lenins Abgang von der politischen Bühne bremste die Suche nach prinzipiell neuen Lösungen. Im Kampf um sein Erbe strebten beide Seiten, sowohl die Parteiführung als auch die Opposition, danach, sich als »hundertprozentige Leninisten« darzustellen. Das brachte nur Dogmatismus hervor. Ohne sich zu entschließen, auf die Politik der Einheitsfront zu verzichten, drängte die Führung der KPdSU(B) diese Politik auf die Ebene der KI und zog es vor, immer neue Umgehungsmanöver zu suchen, anstatt direkt Verhandlungen mit der sozialdemokratischen Bewegung in die Wege zu leiten. Die Einheitsfront wurde auf dem Gebiet des Arbeitersportes, in der Produktion etc. propagiert. Vor diesem Hintergrund erfolgte auch die Bildung des ARK während des Besuchs einer sowjetischen Gewerkschaftsdelegation im April 1925 in England.

Mitglieder des ARK wurden die Sekretäre der russischen Gewerkschaft und des Generalrates der britischen Trade-Unions, welche die größten nationalen Organisationen zweier internationaler Gewerkschaftsvereinigungen vertraten: der Roten Gewerkschaftsinternationale (RGI) und der Internationale der sozialistischen Gewerkschaften mit Sitz in Amsterdam. Die Initiative für die Bildung des ARK ging von Moskau aus, der Vorsitzende der KI G.E. Sinowjew und der Vorsitzende der russischen Gewerkschaften M.I. Tomski hofften auf diese Weise, Druck auf die Amsterdamer Internationale ausüben zu können, um unter für sie günstigeren Bedingungen die Frage nach der Wiederherstellung der Einheit der Gewerkschaftsbewegung aufwerfen zu können. Anfang 1925 wurden solche Verhandlungen geführt, aber die Amsterdamer forderten die Kapitulation, d.h. die Auflösung der RGI. Nachdem dies deutlich geworden war, sandte Sinowjew am 21. Februar der sowjetischen Delegation das folgende Telegramm: *»Nach den zynisch-deutlichen Erklärungen der Vertreter der Amsterdamer Mehrheit steht außer Frage..., daß die angenommene Resolution faktisch den Bruch der Einheit bedeutet. Die russischen Gewerkschaften können derart erniedrigende Bedingungen, die einer Kapitulation gleichkommen, nicht annehmen. Ich bitte Sie, auf die überzeugendste Weise alles von Ihnen Abhängende in die Wege zu leiten, um das anglo-russische Komitee zu reorganisieren... Nach Bildung des anglo-russischen Komitees, sich auf seine Hilfe stützend, können die russischen Gewerkschaften die Frage nach einem Treffen mit der Amsterdamer Kommission aufwerfen, aber auf keinen Fall früher.«*[1]

Deutlich wird, daß das ARK von Anfang an als Instrument der Führungsspitze gedacht war, das dazu dienen sollte, die Isolierung der russischen Gewerkschaften zu durchbrechen und die Kontakte zu den Amsterdamern zu verbessern. Derartigen Kalkulationen lag die Einsicht zugrunde, daß die RGI nicht bis zu den europäischen Arbeitern hatte vordringen können. Obgleich derartige Auffassungen als »rechte Abweichungen« ausgelegt werden konnten, waren sie in der Parteiführung verbreitet. Auf dem Höhepunkt des Kampfes gegen die Vereinigte Opposition griff Stalin auf einen Brief S. Medwedews an einen Genossen aus Baku zurück, der mit Januar 1924 datiert war. Darin war zu lesen: *»Wir sind der Meinung..., daß solche Vereinigungen wie die RGI, faktisch –*

1 Russisches Zentrum zur Aufbewahrung und zum Studium der Dokumente der neuesten Geschichte (RCChIDNI), 324/1/552, Bl. 96.

ob gewollt oder nicht – ein Werkzeug zur Trennung der russischen Arbeitermassen und der kommunistischen Massen Westeuropas von den entscheidenden Massen des gesamten Proletariats sind. Die RGI ist ein direktes, durch nichts begründetes Hindernis auf dem Wege zur Bildung einer Einheitsfront der Arbeiterklasse jedes Landes in internationalem Maßstab.«[2]

Es kam zu einer eher geographischen als politischen Spaltung der Gewerkschaftsbewegung. Der Amsterdamer Internationale folgten die meisten Gewerkschaften außerhalb der UdSSR. So gesehen hatte die Gründung des ARK eine positive Bedeutung, die Kluft in der europäischen Arbeiterbewegung wurde geringer. Unter Bedingungen der Stabilisierung und des wirtschaftlichen Aufschwungs verloren viele ideologische Konflikte aus der Zeit des Sturm und Drang ihren Sinn. Sowohl die Kommunisten als auch die Sozialdemokraten, die in den Gewerkschaften arbeiteten, mußten zu »Reformisten« werden.

Auf dem Wege zur Gewerkschaftseinheit galt es, Hindernisse zu überwinden. Außer der negativen Reaktion der RGI, die eifersüchtig alle Kontakte zwischen den Gewerkschaften, die nicht von ihr ausgingen, verfolgte, erwiesen sich die in der Partei der Bolschewiki ausgetragenen Kämpfe als Hindernis.

II

Das erste Jahr der Existenz des ARK hatte keine spürbaren Ergebnisse gebracht. Die Vertreter des Generalrats lavierten gekonnt zwischen den linken Stimmungen der Arbeitermassen und den gemäßigteren Weisungen aus Amsterdam. Die sowjetischen Gewerkschaften ihrerseits erhielten keine Direktive für eine »Rechtswendung«. Nach wie vor hoffte man in der UdSSR auf neue revolutionäre Erschütterungen in Europa. Der im Mai 1926 begonnene Generalstreik der englischen Arbeiter nährte diese Hoffnung. Es schien, als würden Trotzkis Vorhersagen aus seinem Buch »Wohin geht England?« wahr: Der faulende britische Imperialismus würde zum Hauptschauplatz für den neuen Anlauf zur Weltrevolution. Im Geiste dieses revolutionären Utopismus erfolgte auch die Debatte über den genannten Streik im Politbüro des ZK der KPdSU (B).

Sofort nach Streikbeginn legte Sinowjew dem Politbüro seinen Thesenentwurf vor, in dem die Perspektiven der revolutionären Ausdehnung des Streiks sehr zurückhaltend formuliert waren. Das entging nicht der Aufmerksamkeit seiner Opponenten. Später forderte Stalin, daß Bucharin in seinem Bericht der sowjetischen Delegation über die Tätigkeit im Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) auf dem Plenum des ZK der KPdSU(B) diese Episode ausführlich schildern und als Fehler Sinowjews darstellen sollte. Im Telegramm aus Tiflis vom 3. Juni hob er hervor: *»In dem den Mitgliedern des PB* (Politbüros) *gut bekannten Thesenentwurf fand sich kein einziges Wort über die Notwendigkeit der Überführung des Generalstreiks in die Bahnen des politischen Kampfes, kein einziger Hinweis auf die Losung ›Fort mit der konservativen Regierung, es lebe die Arbeiterregierung‹. Diese neue Weisung und die neue Lo-*

2 Kommunistitscheskaja opposizija w SSSR. 1923-1927, Benson 1988, Bd. 1, S. 98.

sung brachte die Mehrheit des PB in Sinowjews Entwurf ein. Sinowjew mußte diese Zusätze akzeptieren.«

So weit waren die Einschätzungen, die man in Moskau traf, vom wirklichen Verlauf der Wirtschaftskämpfe in Großbritannien entfernt. Die Ursachen hierfür sind weniger in den Dogmen der Weltrevolution, als vielmehr in der Logik der innerparteilichen Auseinandersetzungen zu suchen. Im Kampf gegen die Opposition spielte der Vorwurf der Rechtsabweichung eine außerordentliche Rolle. Der Ton des Telegramms von Stalin, in dem alle »rechten Fehler« Sinowjews in der Komintern aufgezählt wurden, beweist, daß die nach dem XIV. Parteitag vom Dezember 1925 erreichte Versöhnung (Sinowjew blieb Vorsitzender der Komintern) nichts mehr galt und der Kampf auf Leben und Tod begonnen hatte.

Für diese These sprechen auch die Debatten auf den ersten Sitzungen des EKKI-Präsidiums nach Beginn des Generalstreiks in England. Am 7. Mai nahm, was nicht häufig geschah, Stalin selbst an den Beratungen teil. Offensichtlich wollte er sich davon überzeugen, wie der Vorsitzende der KI die Entscheidungen des Politbüros des ZK der KPdSU(B) vom 4. und 6. Mai durchsetzen würde. Sinowjew stellte die Position, auf die man sich geeinigt hatte, ausgesprochen loyal dar, unterstrich den politischen Charakter des Streiks und seine welthistorische Bedeutung. Hieraus zog er weitreichende Schlußfolgerungen: *»Die Frage nach der Stabilisierung des Kapitalismus steht nicht mehr, sie ist durch den Verlauf der Entwicklung entschieden«.*[3] Mit Blick auf England wurde sogar von *»Ansätzen der Doppelherrschaft«* gesprochen und die Losung der *»Errichtung einer wirklichen Arbeiterregierung«* propagiert.

Die extreme Linkslastigkeit dieser vom Politbüro bestätigten und dem Präsidium des EKKI unterbreiteten Einschätzungen war mit der Maßgabe erfolgt, Sinowjew eine Linksabweichung anlasten zu können. Der Generalstreik war ein zu herausragendes Ereignis in der ansonsten ruhigen europäischen Entwicklung Mitte der zwanziger Jahre, um nicht die alten Hoffnungen auf das letzte Gefecht zu wecken. Sinowjew, dem sehr viel daran lag, seine Position im Politbüro zu festigen, sagte das Ende der Stabilisierung voraus. Doch er war zu weit vorgeprescht und hatte seinen politischen Opponenten Argumente gegen sich in die Hände gespielt.

In einem internen Brief des EKKI an das ZK der KP Großbritanniens vom 8. Mai, der im wesentlichen der Linie der Rede Sinowjews im Präsidium des EKKI folgte, wurde die eindeutige Orientierung auf die Überleitung des Streiks in eine revolutionäre Aktion propagiert. *»Die Masse brodelt. Die Masse beginnt, von unten Beispiele für revolutionäre Gesinnung an den Tag zu legen. Den Kampfgeist der Massen in England haben wir bisher nicht gewürdigt.«*[4]

Je größere Hoffnungen in Moskau auf derartige Perspektiven gesetzt wurden, desto schockierender war das schnelle Ende des Streiks. Obwohl die Bergleute weiter streikten und die KI-Führung alles nur Erdenkliche tat, um eine internationale Solidaritätskampagne für sie zu organisieren, war das Ende der revolutionären Hoffnungen nicht zu übersehen. Am 14. Mai wurde der Streik in England im Politbüro des ZK der

3 Russisches Zentrum..., 495/2/55a, Bl. 13.

4 Ebd., Bl. 53. Später, als die englische Presse über den Brief berichtete, hat die KI offiziell die Existenz eines solchen Briefes bestritten.

KPdSU(B) diskutiert. Am selben Abend bat Sinowjew in einer Beratung des Präsidiums des EKKI die Genossen, mit der Diskussion darüber noch zu warten. In zwei bis drei Tagen, führte er aus, werden wir zu einer Einschätzung in der Lage sein.[5]
Wie seinerzeit der »Deutsche Oktober« 1923, wurde auch der Streik in Großbritannien zu einem Katalysator des fraktionellen Konflikts in der Führung der bolschewistischen Partei. Da beide Seiten darin übereinstimmten, die Hauptschuld den Verrätern im Generalrat der britischen Trade-Unions zuzuschreiben, stand das weitere Schicksal des ARK auf des Messers Schneide. Es galt, seine Rolle unter den neuen Bedingungen zu bestimmen. Als erster tat dies Trotzki. Im April und Mai hielt er sich inkognito zur medizinischen Behandlung in Berlin auf. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Moskau trat er für einen sofortigen und vollständigen Bruch mit den Verrätern im Generalrat ein. Am 18. Mai, d.h. fünf Tage nach dem Ende des Streiks, schrieb Trotzki, daß *»die Bildung des ARK als ein Element in der Politik der Einheitsfront natürlich richtig war. Falsch hingegen war unsere politische Haltung zu dieser organisatorischen Maßnahme... Das Abkommen, das im wesentlichen auf organisatorisch-diplomatischen Abmachungen fußte, hat die Prüfung durch den Kampf nicht bestanden. Die darauf unvorbereiteten Arbeitermassen waren plötzlich, nach der Absage des Generalrates, damit konfrontiert, unsere Hilfe anzunehmen. Später hat der Generalrat direkten Verrat am Streik geübt.«*[6]
Trotzkis Position zielte auf die Kritik der »rechten Fehler«der Mehrheit und bot den Anlaß für die Vereinigung aller noch zersplitterten Kräfte der Opposition. Am 21. Mai führte Sinowjew, auf der Grundlage einer offensichtlich übertriebenen Analyse des Streiks, in einer Rede vor Studenten der Moskauer Staatlichen Universität u.a. aus: *»Wir haben allen Grund zu sagen: Das, was jetzt vor sich geht, ist alles andere als eine Stabilisierung«.*[7] Das von den Ereignissen überrollte ARK wurde im innerparteilichen Kampf nur wieder hervorgeholt, um Bucharin und Stalin Rechtsabweichung vorwerfen zu können. Tomski goß Öl ins Feuer, als er in einem Telegramm aus dem Ausland (wo er ebenfalls zur Behandlung weilte) dazu aufforderte, die Einstellung des Streiks durch den Generalrat als gerechtfertigt anzuerkennen.
Zum ersten Konflikt kam es in der Sitzung des Politbüros am 3. Juni. Im Verlauf der Diskussion der Entwürfe der Erklärungen zum Streik trat Trotzki mit einer Kritik an der Kommunistischen Partei Großbritanniens (KPGb) hervor. Seiner Meinung nach hatten die passiven und unentschlossenen Elemente in der Partei es nicht zugelassen, das maximal Mögliche aus den Ereignissen herauszuholen. Ähnlich hatte Trotzki zuvor die deutschen Kommunisten angegriffen, die angeblich ihren »Oktober« im Jahre 1923 verschlafen hätten. Drei Jahre später wollte Trotzki ein Wiederaufleben der Kritik am Trotzkismus vermeiden. In der Erklärung zum Stenogramm der Sitzung vom 3. Juni hat Trotzki die Akzente noch schärfer gesetzt: *»Jetzt wäre es ein Verbrechen, die Sache so darzustellen, als ob die britische Kommunistische Partei mit allen Aufgaben zurechtgekommen sei. Die Diskrepanz zwischen ihren Mitteln und Methoden sowie jenen objektiven Aufgaben, die immer näher und näher kommen, hat gigantische Ausmaße,*

5 Ebd., Bl. 142.
6 Vgl. Kommunistitscheskaja..., a.a.O., Bd. 1, S. 228.
7 Prawda, 5. Juni 1926.

und darüber muß man offen reden, ohne die revolutionäre Erziehung durch Apparatmethoden und -kombinationen zu ersetzen.«[8]
Da ein Stenogramm dieser Sitzung des Politbüros nicht existiert, muß man auf Bucharins Referat, das er vor dem Moskauer Parteiaktiv am 8. Juni 1926 hielt, zurückgreifen. In ihrer Kritik der Linie der Mehrheit brachten Trotzki und Sinowjew drei Argumente vor: 1) wenn wir den Führern des Generalrates Verrat am Streik vorwerfen, aber gleichzeitig im ARK verbleiben, reduzieren wir unsere politische Linie auf eine hohle Phrase; 2) das ARK ist ein Block mit den Reformisten auf höchster Ebene, es behindert die Aktivitäten der kommunistischen Parteien; 3) das ARK gestattet den Führern des Generalrates, ihren Einfluß auf die englischen Arbeiter zu wahren.[9]
Die Einstellung der Mehrheit in der Führung der KPdSU(B) zur Frage nach dem ARK zeichnete sich nicht durch Eindeutigkeit aus. Stalin, der am 8. Juni 1926 vor Eisenbahnern in Tiflis über die Ergebnisse des englischen Streiks sprach, hat das ARK überhaupt nicht erwähnt. Bucharin als dem Cheftheoretiker der Mehrheit oblag es, Gegenargumente zu finden. In seinem Referat vom 8. Juni legte er den Schwerpunkt auf die revolutionären Perspektiven, wobei er gleichzeitig die Besonderheiten Englands hervorhob: *»Die Arbeiterklasse Englands gelangt über die Gewerkschaften zur Macht.«* Und wenn dem so ist, so schlußfolgerte er, muß man sich gegenüber dem ARK so verhalten, wie es die Bolschewiki gegenüber den von Sozialrevolutionären und Menschewiki beherrschten Sowjets im Frühjahr 1917 taten.
Eine derartige Sicht der Dinge hatte nur Sinn, wenn man durch die revolutionäre Brille blickte. Noch haltloser war Bucharins Behauptung, daß ein Bruch mit dem ARK ein Schlag gegen die englische Arbeiterschaft wäre, die sich allmählich der KI nähere. *»Wegen dieser Linksentwicklung der Massen, wegen der Zunahme dieser Bewegung haben wir jenen Knoten gebunden, der den Namen ARK trägt«*, führte Bucharin am 8. Juni aus.
Der Konflikt im Politbüro hatte gezeigt, daß die Frage nach dem ARK zu einem wichtigen Austragungsort des innerparteilichen Kampfes geworden war. Das trug zur Konsolidierung der Auffassungen der Mehrheit bei. Doch indem sie das ARK in Schutz nahmen, waren Stalin und Bucharin nicht in der Lage, seine Aufgaben und Möglichkeiten nach der Niederlage des Streiks einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Die Kritik von links versperrte die Möglichkeit, nach »rechtslastigen« Wegen zur Überwindung der Krise der Politik der Einheitsfront und zur Festigung der Beziehungen zu den Führern der europäischen Gewerkschaftsbewegung zu suchen.
Dem Willen des Politbüros folgend, wandte sich das Plenum der sowjetischen Gewerkschaften am 7. Juni 1926 mit einer Erklärung an die sowjetischen Werktätigen, in der die Linie des Generalrates einer scharfen Kritik unterzogen wurde. Aber die »weiche« Linie gegenüber dem ARK wurde beibehalten. *»Ungeachtet dessen, daß die Gewerkschaftsführer der englischen Arbeiterklasse der Sache der internationalen Einheit und dem ARK einen schweren Schlag versetzt haben, fordern wir die Belebung, Festigung und Entwicklung der Aktivitäten des ARK, die nicht für eine Minute unterbrochen wer-*

8 Kommunistitscheskaja..., a.a.O., Bd. 1, S. 239f.
9 Prawda, 26. Juni 1926.

den dürfen.«[10] Die Erklärung gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Arbeit des ARK dazu beitragen könne, die reformistischen Führer des Generalrates durch Kommunisten zu ersetzen.

III

Die Komintern hätte eigentlich gemäß ihrer Aufgabenstellung als erste die Erfahrungen aus dem englischen Streik formulieren müssen. Hinderlich war natürlich, daß die englischen Vertreter nicht nach Moskau kommen konnten, die Hauptsache aber war der Konflikt in der Führung der KPdSU(B) und die generelle Ablehnung, diesen Konflikt ins EKKI zu tragen. Am 4. Juni, also nach der Sitzung des Politbüros, wurde die Diskussion im EKKI-Präsidium bis zur Vorlage der Thesen durch die Abordnung der KPdSU(B) vertagt.

Am 8. Juni fand endlich die Diskussion der Thesen statt. Den ausländischen Teilnehmern fiel auf, daß nicht Sinowjew, der Vorsitzende der KI (der sich während der Debatte nicht zu Wort meldete), sondern Bucharin die Begründung der Thesen vortrug. Für die in die Geheimnisse des Kreml Eingeweihten war dies ein wichtiges Zeichen. Bucharin warf viel vorsichtiger, als es zuvor Sinowjew getan hatte, die Frage nach der Stabilisierung auf. Die Ereignisse in Großbritannien hätten lediglich ihre Instabilität bestätigt.

Der Hauptstoß richtete sich gegen die Verräter, die angeblich die revolutionäre Erhebung der englischen Arbeiterklasse hätten scheitern lassen. Bucharin entwickelte eine neue Argumentationslinie, welche die Entwicklung der KI zwischen dem VI. (1928) und dem VII. (1935) Kongreß vorwegnahm: objektiv gesehen, richteten dieser Argumentation zufolge die Linken größeren Schaden an als die Rechten.[11] Ein wichtiger Unterschied zur Taktik *»Klasse gegen Klasse«* war der Aufruf, nicht die gemeinsame Arbeit mit den Reformisten aufzugeben, sondern in ihre Organisationen, vor allem in die Gewerkschaften zu gehen, um die Verräter aus den Apparaten dieser Organe herauszudrängen.

Die Diskussion am 8. Juni erhärtete diese Orientierung. Alle Teilnehmer an der Diskussion hielten am ARK als Brücke zu den werktätigen Massen fest. Als der Vertreter der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch), W. Stern, seinen Zweifeln Ausdruck gab, ob denn darunter nicht die Kritik an den Reformisten leiden könnte, erntete er einen Sturm der Entrüstung. Es war gefährlich geworden, nicht nur offen mit der Opposition zu sympathisieren, sondern auch, ihr nahekommende Auffassungen zu verteidigen.

Die Befürchtung, daß die Kampagne der Komintern gegen den Generalrat weniger scharf ausfallen würde, erwies sich als falsch. Die Thesen des EKKI brachten, wie zuvor die Thesen der sowjetischen Gewerkschaften, zum Ausdruck, daß die englischen trade-unionistischen Führer sich ein für allemal selbst entlarven würden.

---

10 Prawda, 8. Juni 1926.
11 Russisches Zentrum..., 495/2/57, Bl. 64.

Während der Sitzung der Abordnung der KPdSU(B) im EKKI am 18. Juni legte Trotzki im Zusammenhang mit der Diskussion der Ergebnisse des englischen Streiks einen eigenen Beschlußentwurf vor. Darin ist von bald bevorstehenden revolutionären Erschütterungen die Rede. Als Ziel formulierte er, *»zu erreichen, daß wenigstens die Avantgarde des Proletariats sich als direkter und unmittelbarer Teilnehmer am englischen Streik fühlt, der entweder zur Festigung des bürgerlichen Regimes oder zur Beschleunigung der revolutionären Entwicklung führen wird.«*[12] Da dieser Entwurf keinen Konfliktstoff in sich barg, verschwand er sang- und klanglos in einer der vielen Kommissionen des EKKI.

Doch der Konflikt ließ nicht auf sich warten. Die nächste Gewitterfront im innerparteilichen Kampf war bereits heraufgezogen. Den Anlaß bot diesmal der Protest der englischen KP-Führung gegen die Diktion der Erklärung der sowjetischen Gewerkschaften vom 7. Juni und die Tatsache, daß die Parteiführung nicht einmal von diesem Dokument in Kenntnis gesetzt worden war. Die englischen Kommunisten waren erstaunt, daß nicht die RGI, sondern die sowjetischen Gewerkschaften Erklärungen zu den Ereignissen in Großbritannien abgaben (was der These von der sowjetischen Einmischung in innere Angelegenheiten Vorschub leistete). Zum anderen betonten sie die Unzulässigkeit einer Kritik am ARK und erhoben die ultimative Forderung, die Vertreter des Generalrates im ARK auszutauschen.

Im Brief des Politbüros des ZK der KPGb hieß es: *»Wir protestieren gegen die Linie der Fraktion der KPdSU(B) in der Frage der Erklärung der sowjetischen Gewerkschaften, wir fordern mit Nachdruck eine Diskussion in der KI, bevor andere Länder betreffende Erklärungen veröffentlicht werden. Wir haben bereits mehrmals eine solche engere Zusammenarbeit gefordert.«*[13] Ungeachtet der zurückhaltenden Formulierungen richtete sich die Kritik vor allem gegen die Usurpation der Rechte der KI als eines kollektiven politischen Organs durch die KPdSU(B). Erst am 18. Juni trug der nach Moskau gereiste Tom Bell ein Referat über den englischen Streik vor. Das Referat enthielt eine scharfe Kritik an den Thesen des EKKI, die, ohne einen Vertreter der englischen KP zu hören, angenommen worden waren. Es war eine Kritik an den vorschnellen Schlußfolgerungen und radikalen Losungen, die fern vom Ort des Geschehens angenommen worden waren. Bell widersprach der Erwartung eines baldigen Endes des englischen Kapitalismus und der Äußerung, der Streik hätte die englische Arbeiterklasse grundlegend umgestaltet.

Besonders ging der Redner auf die Zukunft des ARK ein. Der Streik und die Solidaritätskampagne der russischen Arbeiter hätten bei vielen Genossen dazu geführt, die bisherige Zurückhaltung gegenüber dem ARK, in dem man ein diplomatisches Instrument Sowjetrußlands sah, aufzugeben. Daher sähe die KPGb in der Erhaltung des Komitees eine ihrer wichtigen Aufgaben.[14] In der Diskussion zum Referat ging keiner der Redner auf das ARK ein. Mehr noch, es wurde nicht einmal in der vom Präsidium des EKKI am 22. Juni 1926 angenommenen Resolution erwähnt. Alle waren sich darüber im

12 Russisches Zentrum..., 508/1/29, Bl. 1f.
13 Russisches Zentrum..., 324/1/551, Bl. 212.
14 Russisches Zentrum..., 495/2/57, Bl. 198, 205.

klaren, daß über das Schicksal des Komitees in der Führung der KPdSU(B) entschieden würde.
Sinowjew zögerte keinen Augenblick, sich des Briefes der englischen KP zu bedienen, um die Frage nach den *»Rechtsabweichlern«* und ihren Schirmherren zuzuspitzen. Er verteilte den mit einem Kommentar über die rechten Fehler der englischen Kommunisten versehenen Brief an die Politbüromitglieder.[15] Der Konflikt spitzte sich weiter zu, nachdem Bucharins Referat vom 8. Juni in der »Prawda« vom 26. Juni veröffentlicht worden war. Bucharin hatte hier, ohne Namen zu nennen, das Kräfteverhältnis in der Führung der KPdSU(B) im Hinblick auf das ARK aufgedeckt. Trotzki und Sinowjew sahen darin eine Herausforderung zur Diskussion und legten ihre Karten auf den Tisch: *»Das Gerede über den Verbleib der Bolschewiki im ARK ist sinnlos, weil der Generalrat nicht vom Himmel gefallen ist, sondern die 'gegebene Stufe' der Entwicklung der englischen Arbeiterklasse widerspiegelt. Darauf einzugehen heißt, der Entwicklung hinterherzulaufen.«*[16]
Das war dann auch in der Plattform der »Vereinigten Opposition« nachzulesen, mit der die Meinungsverschiedenheiten ins Plenum des ZK und der Zentralen Kontrollkommission (ZKK) der KPdSU(B), das am 14. Juli begann, hineingetragen wurden. Schon die Tatsache, daß das Referat über den Streik in Großbritannien nicht vom Vorsitzenden der KI, sondern von Bucharin gehalten wurde, war ein deutliches Zeichen. Bucharin hat unter Stalins Druck (wie aus dem Telegramm vom 3. Juni hervorgeht) alle nur möglichen und unmöglichen Anschuldigungen gegen die Opposition vorgebracht. Bucharin bezeichnete die von Sinowjew in der Rede vom 21. Mai vorgebrachten Zweifel an der kapitalistischen Stabilisierung als *»radikale Umbewertung der gesamten internationalen Lage«*.
Sinowjew, der vom Ende der Stabilisierung sprach, berücksichtigte sehr wohl die Lehre, die ihm auf der Sitzung des Politbüros erteilt worden war. Er ging einen Schritt nach links – und erhielt abermals einen Tritt. Obwohl die englischen Bergleute weiterstreikten, lag kein revolutionäres Gewitter in der englischen Luft. Die Suche nach den Ursachen für diese Niederlage mündete entsprechend der bolschewistischen Weltanschauung in die Frage, wer trägt dafür die Schuld? Außer dem bereits traditionellen Verrat durch die Reformisten (obwohl Tomski, der sich in Paris aufhielt, diesen Verrat erst erkannte, nachdem er ein entsprechendes Telegramm vom Politbüro aus Moskau erhalten hatte) strapazierten die Oppositionellen noch die These von der Passivität der englischen Kommunisten. Bald darauf folgte der an die Adresse von Bucharin und Stalin gerichtete Vorwurf, sie hätten sich mit ihrer Theorie vom Aufbau des Sozialismus in einem Land von den Prinzipien des proletarischen Internationalismus entfernt.
Stalin und Bucharin befanden sich in einer komplizierten Lage. Einerseits mußten sie

15 Die Geschichte mit dem Brief fand ihren Abschluß in der Beratung des Präsidiums des EKKI am 7. August. Da vom Diktat der KPdSU(B) die Rede war, trat Stalin auf. (Bucharin übersetzte seine Rede ins Deutsche.) Indem er sich auf objektive Ursachen berief, wischte Stalin alle kritischen Bemerkungen an die Adresse der Moskauer Führung vom Tisch und gab dem Vertreter der englischen KP, J. Murphy, durch die Blume zu verstehen, daß dieser *»da auf die schiefe Ebene gerät«* (J.W. Stalin, Über das Englisch-Russische Komitee. Rede in der Sitzung des Präsidiums des EKKI, 7. August 1926, in: Ders., Werke, Bd. 8, Berlin 1952, S. 181).
16 Kommunistitscheskaja..., a.a.O., Bd. 1, S. 251.

die englischen Kommunisten in Schutz nehmen, die für die Bewahrung des ARK eintraten, andererseits durften sie den »Verrat« der Führer des Generalrates nicht vergessen, die ebenfalls das Komitee noch nicht verlassen wollten. Bucharins Rettung waren wieder einmal die Massen, ein Terminus, den die Bolschewiki immer dann ins Spiel brachten, wenn sie auf kritische Momente in ihrer Entwicklung zu sprechen kamen. *»Wir stellten uns vor«* sagte Bucharin, *»daß in England, unter Bedingungen des sich verschärfenden sozialen- und Klassenkampfes, sogar die reformistischen Führer, die nicht besser, aber auch nicht schlechter sind, als die in anderen Ländern, unter dem Druck der Massen eine Position einnehmen werden müssen, die sie von den Reformisten anderer Länder unterscheidet. Wir gehen an diese Frage vom Gesichtspunkt des ständigen Druckes, den die Massen auf diese Führer ausüben, heran, und wir haben auch die Massen im Blick gehabt, als wir von oben die ARK-Gründung initiierten.«* Nach ihrer Niederlage im Politbüro am 3. Juni beschlossen die Oppositionellen, das ARK mit Hilfe der Engländer zu sprengen. Der Generalrat sollte durch eine scharfe Kritik an seine Adresse veranlaßt werden, aus dem Komitee auszutreten. Trotzki und Sinowjew forderten, schrieb Bucharin, an den Generalrat ein Ultimatum mit der Forderung nach sofortiger Einberufung des ARK zu schicken. Die Mehrheit war dagegen für Geheimverhandlungen. Doch als der Boden hierfür vorbereitet war, folgte auf den Vorschlag der sowjetischen Gewerkschaftsführung eine höfliche Absage. Natürlich griffen die Oppositionellen dies sofort als ein Argument auf. Auf dem Höhepunkt der Debatten traf ein Telegramm aus England ein, in dem sich der Generalrat zu einem Treffen in Paris bereit erklärte.

Sinowjew wies in seinem Gegenangriff zurecht darauf hin, daß die Tätigkeit des ARK auf die Annäherung der zwei Gewerkschaftsinternationalen gerichtet war. Das ZK der KPdSU(B) legte in diesem Falle dieselbe Inkonsequenz an den Tag, wie schon im Zusammenhang mit der Verurteilung des *»Kurses auf Amsterdam«*[17] im Januar 1926 als opportunistisch und wie im Falle der Entscheidung, die Neue Ökonomische Politik (NÖP) auszudehnen. Nachdem die Parteiführung einen halben Schritt nach rechts – auf dem Gebiet der Innen- und Kominternpolitik – gegangen war, konnte sie sich nicht dazu durchringen, den ideologischen Ballast, auf dem die Linke Opposition fußte, zu kritisieren. Behauptungen wie, *»die Tätigkeit des ARK schlägt allen Traditionen des Bolschewismus auf dem Gebiet der internationalen Arbeiterbewegung ins Gesicht«* (Sinowjew auf dem Plenum), waren weitaus wirkungsvoller, als rationale Erklärungen. Dieser ideelle Bann, die Unfähigkeit, der Hypnose durch diese Ideen zu entrinnen, war die eigentliche Tragödie der *»Leninschen Garde der Bolschewiki«*, sowohl derer, die im innerparteilichen Kampf der zwanziger Jahre siegten, als auch derer, die unterlagen. Wenn die Logik der Mehrheit – konsequent zu Ende gedacht – nach Amsterdam führte, mündete die Logik der Opposition in den Austritt der Kommunisten aus den Gewerkschaften. In der Tat, wenn man nicht mit den Verrätern aus dem ARK an einem Tisch sitzen darf, warum sollte man es dann mit Vertretern aus dem Generalrat oder der Labourpartei tun? Tomski hob in der Diskussion auf dem Plenum hervor, daß die Oppositionellen eine Linkswendung vorschlügen. *»Ihre Position zieht einen Frontwechsel*

17 Prawda, 14. Januar 1926.

nach sich, denn die Losung 'mit Opportunisten und Verrätern möchte ich nicht an einem Tisch sitzen' und daß 'uns nichts mit Opportunisten und Verrätern verbindet' führt zum Austritt der Kommunisten aus den Gewerkschaften, aus der Labourpartei und aus der Guomindang.«

Es ist paradox, doch ungeachtet der Niederlage der Opposition, erwiesen sich diese Worte als prophetisch. Die Linkswendung, mit der die KI unter Bucharin im Herbst 1927 begann, folgte dem von Tomski umrissenen Kurs. Alle Argumente, derer sich die Mehrheit im Kampf um die Erhaltung des ARK im Sommer 1926 bediente, tauchen im Zusammenhang mit der Begründung der KI-Taktik *»Klasse gegen Klasse«* nach zwei Jahren wieder auf. Ein anderes Ende konnte die Linkswendung auch nicht haben.

In seiner Antwort an Tomski wies Sinowjew auch direkt auf dieses Verdienst der »Linken« und das zukünftige Schicksal der »Rechten« in der KPdSU(B) hin. Mit Blick auf den sich herausbildenden Block hob er hervor: *»Es kommt gelegentlich in der Parteipolitik und im Parteienkampf vor, daß Genossen, die miteinander in heftige Auseinandersetzungen verwickelt sind, sich irgendwann und für lange auf richtigen Positionen zur Verteidigung der richtigen Linie wieder zusammenfinden. Um uns machen Sie sich keine Sorgen... Aber Du, Genosse Tomski willst uns direkt und geradezu nach Amsterdam führen und wenn es nicht unseren Widerstand geben würde, würde Dir das auch recht schnell gelingen, doch jetzt zieht Deine Nummer nicht.«*

In der glänzenden Rede Trotzkis kam die Drehachse des Programms der Opposition zum Vorschein. Jedes Ereignis (in diesem Falle ist es der Streik) muß zur Diskreditierung der Reformisten und zur Revolutionierung der Massen genutzt werden. Die Politik der Einheitsfront erfuhr eine vergleichbare Auslegung: *»Einheitsfront immer von unten, in Einzelfällen auch von oben. Wir haben nie gesagt: immer von oben, aber Sie schlagen jetzt diesen Kurs ein. Einheitsfront von oben nur bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Wendung die Opportunisten in das Lager der Klassenfeinde zurückwirft und uns die Möglichkeit gibt, mit der Basis gegen die Führer vorzugehen.«* Für Trotzki war der Generalstreik genau der Wendepunkt, von dem er sprach. Seiner Meinung nach könnte nach dieser Wendung ein Festhalten am ARK nur dem Generalrat in die Hände spielen. Die Interessen der Massen wurden in diesem Parallelogramm nicht berücksichtigt, alles geschah hier mit Blick auf die Weltrevolution.

Wenn die Reden der Oppositionellen nur so von Leninzitaten strotzten, so zitierte Stalin nicht minder intensiv Sinowjew, der seinerzeit ein glühender Anhänger des ARK war. In dieser Frage war es Stalin (wie Sinowjew zu recht bemerkte) und nicht Bucharin, der die Plattform der Mehrheit formulierte. Stalin beschränkte sich darauf, den Oppositionellen das Überspringen gesetzmäßiger Etappen in der Entwicklung der Arbeiterbewegung vorzuwerfen.[18] Dabei handelte es sich um eine Krankheit aller Führer der bolschewistischen Partei.

Alles in allem war die Debatte über das ARK auf dem Plenum eher langweilig. Erst als man in die Personaldebatte ging – vor allem war die Rede von Tomskis Telegramm – flammten die Leidenschaften auf. Der erste Tagesordnungspunkt diente, das wurde

18 J.W. Stalin, Über das Englisch-russische Einheitskomitee. Rede auf der gemeinsamen Plenartagung des ZK und der ZKK der KPdSU(B), 15. Juli 1926, in: Ders., a.a.O., S. 160.

deutlich, der Sondierung des Terrains, der Kontrolle, wie es um die Disziplin in den Reihen der Opposition und in den eigenen Reihen bestellt war. Unter Bedingungen, in denen das Streben überwog, dem politischen Opponenten eins auszuwischen, konnte von einer Analyse der internationalen Situation keine Rede mehr sein.
Es erübrigt sich fast, darauf hinzuweisen, daß nur die Anhänger der Vereinten Opposition für den Austritt aus dem ARK stimmten. Die auf dem Plenum angenommene Resolution verpflichtete die sowjetische Gewerkschaftsdelegation, von sich aus keine Spaltung zuzulassen. Das zwang die Mitglieder der sowjetischen Delegation zu besonderer Vorsicht. Zu laute Kritik am Verrat konnte als Solidarität mit der Opposition ausgelegt werden. Andererseits lieferte sie der Opposition etliche Argumente für die spätere Kritik der *»Rechtsabweichung«* in der KPdSU(B) und in der KI.

IV

Das veröffentlichte Protokoll der Beratungen in Paris vom 30. und 31. Juli 1926 spiegelt einen mißlungenen Empfang wider, dessen Teilnehmer nicht so recht wissen, was sie eigentlich sagen sollen und nur davon träumen, daß die »Maßnahme« doch bald zu Ende sein möge. Wäre es eine Begegnung einfacher Arbeiter, Bergleute oder Stahlkocher, sie hätten schnell eine gemeinsame Sprache gefunden. Doch die Gewerkschaftsbosse wollten »große Politik« machen.
Vom ersten Augenblick der Begegnung an war klar, daß die Teilnehmer über keine gemeinsame Plattform verfügten. Jede Seite war daher bemüht, die Verhandlungen in für sie genehme Bahnen zu lenken. Für die sowjetischen Gewerkschaften war es die Frage nach dem *»Verrat«* am Generalstreik, für die Engländer die Frage nach der *»Einmischung der Russen in ihre inneren Angelegenheiten«*.
Natürlich kann man die Schuld am Scheitern der Verhandlungen nicht einer Seite anlasten. Die parteipolitische Abhängigkeit der Gewerkschaften und ihre Orientierung auf unterschiedliche (und z.T. entgegengesetzte) ideologische Prinzipien und Werte führten dazu, daß die Diskussionen vom 30. und 31. Juli den Verhandlungen eines Tauben mit einem Blinden glichen.[19]
Die Beratungen in Paris hatten gezeigt, daß das ARK sich nicht als Instrument für die Herstellung der Einheit der Gewerkschaftsbewegung eignete. Es blieb ein diplomatischer Schutzschild für die Führungen, die auf diese Weise ihrer Basis einreden konnten, dem Prinzip der Einheit treu zu sein. Die Konzeptionslosigkeit war beiden Seiten recht. Weder die Reformisten, noch die Revolutionäre sahen einen Grund, ihre Beziehungen abzubrechen.
Doch im Verlauf der Beratungen des Präsidiums des EKKI am 7. August sah Bucharin sich veranlaßt, einen schärferen Ton anzuschlagen. *»Unsere prinzipielle Politik besteht nicht darin, das ARK um jeden Preis zu erhalten. Für uns ist das ARK ein Werkzeug zur Eroberung der Massen. Das ist die Hauptsache. Die Existenz des ARK darf nicht*

19 Paris-Berlin. Stenografitscheskij otschet sasedanij Anglo-Russkogo Komiteta 30-31 ijulja i 23-25 awgusta 1926g, Moskau 1927.

mit einem Verzicht auf Kritik erkauft werden.«[20] Murphy entgegnete darauf, daß das ARK ohne ein Minimum an Vertrauen dem Untergang geweiht sei: *»Wir sind auch der Auffassung, daß ein Schlag gegen das ARK die Bewegung vom angestrebten Ziel – der internationalen Gewerkschaftseinheit – zurückwirft... Genosse Bucharin sagt gerade deshalb, daß die Massen zurückgeblieben sind und wir mit unserer Kritik nicht zurückhaltend sein dürfen. Er sagt, man müsse auch eine Spaltung des ARK in Kauf nehmen. Aber sind wir denn in der Lage, mit diesen Methoden die Massen zu zwingen, die Lehren des Streiks zu verstehen?«*[21] Die englischen Kommunisten beharrten darauf, daß wirkliche Zusammenarbeit wichtiger sei als *»Führerwechsel«*.

Die Oppositionellen in der KPdSU(B) waren anderer Meinung. Mit Recht kritisierten sie den Charakter des ARK – einer bürokratischen Organisation der Führungen –, ohne jedoch auf die Herstellung der Einheit zu drängen. Sie forderten die Entlarvung der *»Verräter«* aus dem Generalrat und der *»Liquidatoren«* aus der KPdSU(B) und der KI. Das gab der Kritik von links einen scholastischen Charakter, und sie hatte keine Chance, Anklang unter den Massen zu finden. Es war eigentlich die Kritik der Führung an von der Führung geschlossenen Kompromissen. Darauf liefen die Meinungsverschiedenheiten über das ARK letzten Endes hinaus.

Die weitere Entwicklung bestätigte diese Einschätzung. Am 9. August unterbreiteten Trotzki und Kamenew in ihrem Brief »Über die neue Fragestellung nach dem ARK« den Politbüromitgliedern den Vorschlag, sofort aus dem ARK auszutreten. Die Beschlüsse des Juli-Plenums wären ein Fehler: *»Hier steht alles Kopf. Der revolutionäre Ankläger wird – wegen eigener schwerwiegender Fehler – zum Angeklagten.«*[22]

Trotzki und Kamenew wiesen darauf hin, daß das mißlungene Treffen in Paris auf Weisung von oben in der sowjetischen Presse totgeschwiegen werde. Sie verallgemeinerten: *»Das ARK ist heute keine Brücke zwischen uns und den Massen, sondern eine Barriere, die uns von ihnen trennt... Zu einem neuen Rendezvous zu gehen, nach dem, was in Paris passiert ist, heißt, die Politik der gegenseitigen Amnestie zu praktizieren, gegen die unsere Partei unter der Führung Lenins seinerzeit einen heftigen Kampf geführt hat.«*[23]

Der Hinweis auf Lenin paßt nicht an diese Stelle. 1922 verhandelte die KI mit Sozialisten, die (nach Auffassung der Kommunisten) weit größere Sünder waren. Nachdem das offizielle Kommuniqué der Begegnung erschienen war, schrieben Trotzki und Kamenew am 12. August: *»Wir waren völlig im Recht, als wir sagten, die Engländer würden kommen, um alles nur zu verdrehen. Aber wir konnten nicht voraussehen, daß unsere Delegation ihnen in dieser Beziehung ernsthaft entgegenkommt. Das Geschrei über 'fraktionelle Blindheit' kann uns nicht daran hindern zu sagen, daß das gesamte Referat unserer Delegation ein bedrohliches Zeichen dafür ist, wie weit die opportunistische Blindheit schon vorangeschritten ist.«*[24]

Am selben Tag, am 12. August, faßten Mitglieder der Abordnung der KPdSU(B) im

---

20 Russisches Zentrum..., 495/2/60, Bl. 88.
21 Ebd., Bl. 137.
22 Russisches Zentrum..., 508/1/106.
23 Ebd.
24 Ebd.

EKKI (Stalin, Bucharin, Pjatnitzki und Humboldt) den Beschluß, die abgebrochene Zusammenarbeit im ARK wieder aufzunehmen und vom Generalrat einen Bericht über die Gründe für das Scheitern der Gespräche am 30. und 31. Juli zu verlangen. Der schärfere Ton hatte seine Ursachen in der Kritik von links; gleichzeitig rechneten Stalin und Bucharin mit Ergebnissen im Falle einer erneuten Begegnung. Diese würden ihnen ermöglichen, den Vorwurf der *»opportunistischen Blindheit«*, mit dem die Oppositionellen operierten, zu entkräften.
Die Beratungen des ARK, die vom 23. bis zum 25. August in Berlin stattfanden, machten diese Hoffnungen zunichte. Die sowjetische Delegation stellte die Frage nach der Hilfe für die weiter streikenden Bergarbeiter obenan. Die Engländer sahen sich gezwungen, sich zu verteidigen. Das Nationale hatte längst gegenüber den Traditionen internationaler proletarischer Solidarität Priorität.
Den Weisungen Stalins und Bucharins folgend, verschärfte die sowjetische Delegation den Ton. Die Ablehnung der Vertreter des Generalrates, das Hilfsprogramm für die Bergarbeiter anzunehmen, rief heftige Auseinandersetzungen hervor.
Sie widerspiegelten die prinzipiellen Unterschiede in den Strukturen und Methoden der Tätigkeit beider Gewerkschaftsinternationalen. Föderalismus und Zentralismus, Reformismus und Radikalismus verhielten sich wie Feuer und Wasser zueinander. Das ARK mußte beide miteinander vereinen. Darum ging es im zweiten Tagesordnungspunkt der Verhandlungen in Berlin. Die Delegation des Generalrates erklärte sich bereit, ein Treffen zwischen der Amsterdamer Internationale und den sowjetischen Gewerkschaften zwecks Herstellung der internationalen Gewerkschaftseinheit zu organisieren.
Eine solche Entscheidung verstieß gegen die Rechte der RGI. Die sowjetischen Gewerkschaften erhoben sich über die RGI. Das entsprach völlig dem Verhältnis zwischen KPdSU(B) und KI. Das ARK hatte dabei als Magnet zu wirken, der in der Lage war, die Extreme in der Gewerkschaftsbewegung an sich zu ziehen.[25]
Die Opposition veröffentlichte bald darauf ihre Einschätzung der ARK-Sitzungen in Paris und Berlin. *»Zentrismus in einer der wichtigsten Fragen der internationalen Arbeiterbewegung«*, lautete ihr Vorwurf. In dem Dokument, das Trotzki zur XV. Parteikonferenz der KPdSU(B) vorlegte, heißt es u.a.: *»Der Generalrat, der jedes Zusammenwirken mit uns im realen Kampf kategorisch ablehnt, setzte seine Unterschrift wieder unter eine Resolution über die Einheit der Gewerkschaftsbewegung. Der einzige wirkliche Sinn dieser Resolution, wie auch der Erhaltung des ARK, ist, daß das Komitee als Brücke dienen muß, über die die sowjetischen Gewerkschaften der Amsterdamer Internationale beitreten könnten. Jede Äußerung hierüber ist zu 'konterrevolutionärem Geschwätz' erklärt worden.«*[26]
Trotzki hat eine Tendenz der internationalen Politik der KPdSU(B) festgehalten und die Bewegung nach rechts als vollendete Tatsache hingestellt. Tatsache aber war etwas anderes. Der Kurs der Partei war für die Massen und für die einfachen Parteimitglieder

25 Vgl. Aleksandr J. Watlin, Die Geburt der Einheitsfronttaktik: Die russische Dimension, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 11/1991, S. 141 –166; jetzt auch in: Alexander Watlin, Die Komintern 1919 –1929. Historische Studien, Mainz 1993.
26 Kommunistitscheskaja..., a.a.O., Bd. 2, S. 97.

nicht mehr durchschaubar. Der Kurs wurde von einer kleinen Führungsclique, die sich hinter revolutionärer Phraseologie versteckte, bestimmt. Unter diesem Blickwinkel traf seine Kritik am ARK als einem »Führungs«instrument völlig zu.
Trotzki und seine Anhänger waren jedoch nicht in der Lage, eine wirkliche Alternative zu den innen- und außenpolitischen Prozessen anzubieten. Ihr Blick war in die Vergangenheit gerichtet, doch die zu Lenins Zeiten entwickelten Schemata paßten nicht auf die neue Situation in Europa. Die Bildung des ARK, die unter aktiver Beteiligung Sinowjews vor sich ging, bot die Chance, über die engen revolutionären Stereotype hinauszugehen. Daß diese Chance nicht genutzt wurde, ist auch die Schuld der Revolutionäre, die jede Bewegung der KPdSU(B) und der KI nach rechts, in das Fahrwasser der europäischen Arbeiterbewegung, blockierten.

V

Während man im Sommer 1926 noch von einer solchen Chance sprechen konnte, verschoben sich die Auseinandersetzungen um das ARK in der Folgezeit nach links. Die Tatsache ist schwer zu erklären, doch das ARK verschwand zwischen Herbst 1926 und Anfang 1927 als Stein des Anstoßes aus den innerparteilichen Auseinandersetzungen. Während des VII. Plenums des EKKI konzentrierten Trotzki, Kamenew und Sinowjew ihren Angriff auf das theoretische Herzstück der Konzeption Bucharins und Stalins – die Theorie des Aufbaus des Sozialismus in einem Land. Das ARK verschwand völlig aus der Schußlinie. Selbst Trotzki erwähnte es von da an eher beiläufig in seinen Artikeln.
Die Mehrheit jedoch war bereit zur Wendung nach links. Bucharin unterstrich in seiner Rede während der Sitzung der politischen Kommission des VII. EKKI-Plenums die Unhaltbarkeit der Forderungen der englischen Gewerkschaften, die Vollmachten des ARK einzuschränken: *»Wir müssen alle unsere Parteien auf die neue Lage entsprechend der neuen Phase der Beziehungen, sowie auf die Antwort, die die russischen Gewerkschaften geben werden, vorbereiten.«*[27]
Erst im Frühjahr 1927 rückte das ARK wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Ergebnisse der Beratung in Paris auswertend, wollte sich die Leitung des Generalrates gegen die erneute Kritik an ihre Adresse absichern und schlug eine neue Runde von Verhandlungen über den Status des ARK vor. An diesen Schritt band sich vielleicht die Hoffnung, die sowjetischen Gewerkschaften würden daraufhin ihren Austritt aus dem ARK erklären.[28] Doch die sowjetischen Gewerkschaften stimmten nicht nur den Verhandlungen im April 1927 in Berlin zu, sie machten sogar neue Zugeständnisse. Außer der Annahme eines neuen Statuts des ARK konnten die Engländer durchsetzen, daß die Frage der imperialistischen Intervention in China (die Bombardierung von Nanking) nicht auf die Tagesordnung kam.
Die dritte Begegnung drohte mehrmals zu scheitern, doch die Delegationen kehrten

27 Russisches Zentrum..., 495/165/350, Bl. 86.
28 Vgl. D. Petrowski, Anglijskij wopros na majskom plenume Kominterna (Die englische Frage auf dem Mai-Plenum der KI), Moskau 1927, S. 39.

immer wieder an den Verhandlungstisch zurück. Die Vertreter der sowjetischen Gewerkschaften machten in allen Punkten Zugeständnisse. Nur in einem Punkt blieben sie konsequent: In der Erhaltung des ARK. Die Resolution des VIII. Plenums des EKKI deutete dies als *»neuen Beweis dafür, daß die sowjetische Gewerkschaftsbewegung nach wirklicher Einheit strebt«.*[29]

Die Analyse der von der KPdSU(B) und der KI in dieser Zeit angenommenen Dokumente zeigt, daß die Zugeständnisse der Delegation der sowjetischen Gewerkschaften außenpolitische Gründe haben. Es handelt sich um die Eskalation der Beziehungen zwischen der UdSSR und Großbritannien im Frühjahr 1927.

Am 1. März 1927 hatte Stalin während eines Gespräches mit Arbeitern versprochen: *»Werden wir in diesem Jahr, im Frühjahr oder im Herbst dieses Jahres, Krieg haben? Meine Antwortet lautet: Wir werden weder im Frühjahr noch im Herbst dieses Jahres Krieg haben.«*[30] Auch der Abbruch der diplomatischen Beziehungen sei wenig wahrscheinlich, sagte Stalin. Der Überfall auf die englisch-sowjetische Aktiengesellschaft (Arcos) in London und die sowjetfeindliche Pressekampagne zwangen die Führung der KPdSU(B), über die Gefahr einer militärischen Intervention zu sprechen. Unter diesen Bedingungen wuchs die Rolle des ARK als eines Instrumentes, mit dem der Aggression des britischen Imperialismus entgegengewirkt werden könne, beträchtlich.

Die »Kriegsgefahr« kam Stalin und Bucharin gelegen, bot sie doch die Möglichkeit, den Kampf gegen die Vereinigte Opposition zu verschärfen. In kritischen Perioden, argumentierten sie, müsse die Einheit und Geschlossenheit des sowjetischen Staates gewahrt werden. Dokumente aus englischen Archiven belegen, daß es Grund gab, sich vor einer Intervention zu fürchten. Im Jahre 1990 wurde ein geheimer Plan eines Mitarbeiters des englischen Verteidigungsministeriums veröffentlicht, der das Datum 4. Mai 1926 trägt und die Führung eines Präventivschlages gegen die Sowjetunion zum Inhalt hat.

Obgleich es sich bei diesem Plan um eine Denkschrift handelt, fallen die chronologischen Parallelen zum Streikverlauf auf.[31] Die Vereinigte Opposition hat beständig die von England ausgehende Gefahr hervorgehoben und die Passivität des ZK und des Politbüros kritisiert, wofür sie wiederum angegriffen wurde. Trotzki schrieb am 19. April 1927: *»Man braucht nicht daran zu zweifeln, daß in Polen und Rumänien Londons Agenten damit beschäftigt sind, einen Angriff oder sogar Überfall auf uns im Frühjahr oder zu einem anderen Zeitpunkt vorzubereiten.«*[32]

Der militärische, oder genauer, der außenpolitische Aspekt wurde im Verlauf der Auswertung der Beratungen des ARK vom April 1927 vorherrschend. Bei der Eröffnung des Plenums des ZK der KPdSU(B) am 13. April forderten die Oppositionellen, die das ARK betreffenden Fragen als gesonderten Tagesordnungspunkt zu beraten. Der Mehrheit gelang es lediglich, die Formulierung abzuändern. Gegenstand der Diskussion sei Tomskis Information über das Berliner Treffen des ARK.

---

29 Vgl. Kommunistitscheskij Internazional w dokumentach. 1919-1932, Moskau 1933, S. 740.

30 J.W. Stalin, Rede in der Versammlung der Arbeiter der Stalin-Eisenbahnwerkstätten der Oktober-Eisenbahn, 1. März 1927 (Kurze Wiedergabe), in: Ders., Werke, Bd. 10, Berlin 1953, S. 148.

31 Conflict Between Britain and the Soviet Union 1926, in: The Journal of Soviet Military Studies, 1990, Vol. 3, S. 516.

32 Kommunistitscheskaja..., a.a.O., Bd. 2, S. 249.

Am Vorabend der Diskussion des Referates von Tomski legte Trotzki Thesen »Über das ARK« vor. Sie lagen auch seiner Wortmeldung auf dem Plenum zugrunde. Tomski hatte es am 16. April nicht leicht. Allen war klar, daß die letzte Begegnung nicht zugunsten der sowjetischen Gewerkschaften ausgegangen war. Tomski, der seiner Idee einer einheitlichen Gewerkschaftsbewegung treu blieb, hob hervor, daß das ARK nach wie vor ein Anziehungspunkt für nationale Gewerkschaftsverbände sei. Doch im Frühjahr 1927 hatte diese Idee schon keine Chancen mehr. Obgleich die Engländer versprochen hatten, direkte Verhandlungen zwischen der Amsterdamer Internationale und den sowjetischen Gewerkschaften zu organisieren, kamen diese nicht zustande.
Als wirksamer – unter Bedingungen der »militärischen Bedrohung« – erwies sich Tomskis zweites Argument. Der Bruch mit dem ARK wäre für die konservative englische Regierung ein Impuls, sich wieder den Interventionsplänen gegen die Sowjetunion zuzuwenden. Die schwache Stelle dieser Argumentation lag für die Genossen, die es gewohnt waren, in den Gewerkschaften einen Bestandteil von Staats- und Parteimechanismen zu sehen, nicht auf der Hand. Sinowjew und Trotzki hingegen erkannten sie sofort.
In seinen Thesen sprach Trotzki direkt davon, daß die Hoffnungen auf das ARK als *»Mittel des Kampfes gegen die Intervention grundfalsche waren«*.[33] Sinowjew unterstützte Trotzki auf dem Plenum in diesem Punkt: *»Da wir uns der diplomatischen Sprache bedienen, büßen wir die Unterstützung der internationalen Arbeiterklasse im Falle eines militärischen Konfliktes ein.«* In dem von der Opposition vorgelegten Entwurf der Resolution überwogen pathetische Worte.
Wie weit der Verfall der ideologischen Auseinandersetzungen in der Führungsspitze vorangeschritten war, spiegelten die Reden der Opponenten Trotzkis und Sinowjews wider. Es wurde alles vorgebracht, was dazu dienen konnte, den Gegner zu diskreditieren. Die prinzipielle Frage lautete, ob die KPdSU(B) und mit ihr die KI nach links oder nach rechts ausscheren würde. Darüber war sich Trotzki im klaren. In seinen Thesen hatte er geschrieben, daß Stalins und Bucharins Kurs im Hinblick auf das ARK *»Nachtrabpolitik«*[34] sei.
Die Position der Mehrheit zeichnete nicht nur eine solche Konsequenz und Prinzipienfestigkeit aus. Die Rechtswendung, die sich seit Mitte der zwanziger Jahre abzeichnete und den Bedingungen der Stabilisierung entsprach, wurde durch die innerparteilichen Kämpfe blockiert. Die Forderung nach realen Alternativen zur heroischen Vergangenheit des Bolschewismus zog die Niederlage zwangsläufig nach sich, weil die Mitglieder von dieser Vergangenheit lebten; diese Vergangenheit hielt die Partei zusammen und bot die Begründung für ihre Monopolstellung. Deshalb beschränkten sich Stalin und Bucharin auf die ideologische Verteidigung, aktiv gingen sie gegen die Opposition auf dem Gebiet der Kaderpolitik vor. Später bedienten sie sich auch des Repressionsapparates. Da Trotzki den sofortigen Austritt aus dem ARK forderte, sprach sich die Mehrheit für die Weiterarbeit in diesem Organ aus, obgleich von »Arbeit« eigentlich gar nicht mehr gesprochen werden konnte. Die Führung blieb, wie seinerzeit in bezug

33 Ebd., S. 242f.
34 Ebd., S. 244.

auf die NÖP, auf halbem Wege stehen. Die Politik der Einheitsfront begann zu entarten.

Die Vereinigte Opposition beeilte sich, Stalins und Bucharins Schwankungen im Hinblick auf die Außenpolitik und die KI auszunutzen. Wieder war die Rede von *»Nachtrabpolitik«*. Erst am 11. Mai, d.h. einen Monat nach dem Plenum des ZK der KPdSU(B), wurde das Treffen des ARK in Berlin im Präsidium der KI ausgewertet. Tomski wiederholte hier seine alten Argumente, ihm widersprach nur der Jugoslawe V. Vujović, der Sinowjew nahestand und in den dreißiger Jahren das tragische Schicksal der russischen Oppositionellen teilte. V. Vujović forderte, die Frage nach dem ARK auf dem EKKI-Plenum zu diskutieren und gab die Haltlosigkeit der Hoffnungen auf die Hilfe des Generalrates auf dem Gebiet der Außenpolitik zu bedenken. *»Wir bezweifeln, daß die in Berlin demonstrierte Taktik wirklich den Interessen der Sowjetunion dient.«*[35]

Vujovićs Auftreten hat niemanden überrascht; leicht vorhersagbar war auch der Grundtenor der Antworten, die er zu hören bekam. B. Šmeral z.B. hielt ihm entgegen, das Bestreben, die Frage im EKKI zu diskutieren, käme einem Manöver, die Opposition zu einen, gleich.[36] Tomski wurde noch deutlicher: Die Opposition brauche den Krach auf dem Plenum, um die bereits aus der KI verdrängten Elemente zusammenzuschweißen.

Als das zentrale Moment der Beratungen am 11. Mai erwies sich Bucharins Rede, in der das ARK als ein Baustein der Theorie des Aufbaus des Sozialismus in einem Land ausgelegt wurde. *»Der internationalen revolutionären Bewegung des Proletariats stehen unterschiedliche Organe zur Verfügung«*, führte Bucharin aus; *»wir verfügen über staatliche und militärische Kräfte, die Rote Diplomatie, die Kommunistische Partei, verschiedene Gewerkschafts- und Hilfsorganisationen.«*[37] Unter Bedingungen des aufkommenden militärischen Konfliktes mußten sich die sowjetischen Gewerkschaften der Diplomatie bedienen, um eine Isolierung der Sowjetunion zu verhindern. Im Falle eines Krieges würden die englischen Gewerkschaften, auch wenn sie die UdSSR nicht unterstützten, doch zu einem *»Ballast für die englische Regierung. Und das ist doch etwas«*.

Trotzki griff diesen Gedanken sofort auf: *»Genosse Bucharin hat erklärt, daß die Entscheidungen der Berliner Beratung, gemessen an den prinzipiellen bolschewistischen Methoden der Einwirkung auf die Gewerkschaftsbewegung, eine Ausnahme darstellen. Sie sind zeitbedingt und diplomatischer Natur. Warum hat Genosse Bucharin – und mit ihm Genosse Tomski – uns das nicht auf dem letzten Plenum unseres ZK erklärt? Woher in wenigen Wochen dieser schreckliche Widerspruch? Er erklärt sich aus der Unmöglichkeit, die Position vom April wenigstens einen Monat lang zu vertreten.«*[38]

Trotzkis Haltung war konsequenter als die Bucharins. Tomskis Äußerung, daß in Berlin die *»nationalen und staatlichen Interessen der UdSSR«* vertreten worden wären,

35 Russisches Zentrum..., 495/2/78, Bl. 44.
36 Ebd., Bl. 50.
37 Ebd., Bl. 51.
38 Kommunistitscheskaja..., a.a.O., Bd. 3, S. 47f.

zeigte, daß die Idee der internationalen Arbeitereinheit, die Politik der Zusammenarbeit der Organisationen der Arbeiterklasse in den letzten Zügen lag.
Nur Tomski hatte die Schwächen der Kritik von links erkannt. Am 11. Mai hatte er sich an Vujović gewandt: *»Ich würde es verstehen, wenn Sie wirklich aufrichtig wären, wenn Sie direkt und ehrlich die Revision unserer Taktik – von Anfang bis Ende – fordern würden. Keine Kompromisse, keine Abkommen, d.h. Spaltung der Gewerkschaftsbewegung.«* Zwei Jahre später, nach der Zerschlagung der *»Rechtsabweichung in der KPdSU(B)«* lag genau dies der Taktik *»Klasse gegen Klasse«* zugrunde.
Trotzki, der die Wirkung seiner Argumentation spürte, verstärkte seine ideologischen Angriffe. Obwohl die Frage nach dem ARK nicht auf der Tagesordnung des VIII. Plenums des EKKI stand, sprachen Trotzki und Vujović oft dazu. Am 20. Mai, im Zusammenhang mit der Beratung der Thesen zur Militärfrage, entschloß sich Trotzki, Bucharin auf dessen eigenem Terrain eine Schlacht zu liefern.
Die vom ARK ausgehende Gefahr verband Trotzki mit der Feststellung, *»daß wir jetzt an der Schwelle einer neuen Krisenperiode, neuer Erschütterungen, Kämpfe und Aufstände stehen. Wir treten in eine neue Etappe ein, die durch uns und den Kapitalismus vorbereitet worden ist. Die Wiederherstellung des Vorkriegsniveaus im Ergebnis der Rekonstruktionsperiode hat dazu geführt, daß die Vorkriegs-Widersprüche nun in zehnfach verschärfter Form reproduziert worden sind.«*[39] Und da die Welt an der Schwelle eines neuen imperialistischen Krieges stehe, könnten jegliche Abkommen mit den Reformisten zu einer Wiederholung des Verrates von 1914 führen.
Den ersten Teil dieser Argumentation übernahm Bucharin in sein Referat auf dem VI. Kongreß der KI. Seine linken Opponenten warfen ihm damals vor, den revolutionären Prozeß ausschließlich auf der Ebene der zwischenstaatlichen Beziehungen zu betrachten.[40]
Die Argumente, die Trotzki seinerzeit vorbrachte, wurden nun gegen die »Rechten« in Anschlag gebracht: *»Es ist ein Fehler, den Beginn der neuen Etappe von Krisen und Unruhen nicht zu sehen. Um diese Gefahr zu überwinden, ist es notwendig, der Rechtsabweichung einen Schlag zu versetzen und das ARK aufzulösen.«* Das ARK hat das Jahr 1928 nicht erlebt. Sonst hätte es sich Stalin nicht entgehen lassen, diese Frage als eine zentrale Frage im Kampf gegen den Rechtsabweichler Bucharin zu verwenden.
Im Sommer 1927 warf Trotzki im Verlauf der Beratungen der ZKK der KPdSU(B) erneut die Frage nach dem ARK auf. Er konnte genug Beispiele dafür anführen, daß die Engländer sich im Hinblick auf das ARK ausgesprochen reserviert und zurückhaltend verhielten. In seiner Rede auf dem Juli/August-Plenum des ZK und der ZKK der KPdSU(B) 1927 mußte Stalin dem zustimmen. Stalin blieb nur übrig, vorzuschlagen, den Abbruch der Beziehungen durch die englische Seite abzuwarten.[41]
Man mußte nicht lange warten. Der Edinburgher Kongreß der englischen Gewerkschaften im September 1927 faßte den Beschluß, aus dem ARK auszutreten. Zur letz-

39 Rusisches Zentrum..., 495/166/190, Bl. 27.
40 Vgl. Alexander Watlin, Bucharin i lewyi poworot Kominterna (Bucharin und die Linkswendung der Komintern), in: Bucharin: tschelowek, politik, utschenyj, Moskau 1990, S. 201-222.
41 J.W. Stalin, Die internationale Lage und die Verteidigung der UdSSR. Rede am 1. August, in: Ders., Werke, Bd. 10, Berlin 1953, S. 32f.

ten Auseinandersetzung zwischen Bucharin und Trotzki über diese Frage kam es während der Beratungen des Präsidiums des EKKI am 27. September 1927. Trotzki hatte allen Grund, über die Richtigkeit seiner Vorhersagen zu frohlocken: *»Man hat uns einfach herausgeschmissen.«* Bucharin mußte sich auf die Darstellung der taktischen Vorteile der Auflösung des ARK zurückziehen. Nicht wir tragen hierfür die Schuld, brachte er vor und unterstrich, daß jeder nunmehr erkennen könne, daß die Vertreter des Generalrates in ihren Entscheidungen zu den wichtigsten Fragen der Gegenwart Chamberlain folgten.[42]

Dieses Argument war ein schwacher Widerhall der innerparteilichen Diskussionen vom Frühjahr 1927. Die Propagandamaschinerie griff es begierig auf: *»Der Bruch mit dem ARK widerspiegelt den offenen Übergang der Führer des Generalrates auf die Positionen derer, die den Krieg gegen die UdSSR vorbereiten.«*[43] Dies wiederum zog die Ablehnung der Herstellung der Einheitsfront von oben, d.h. der politischen Zusammenarbeit der Arbeiterorganisationen, nach sich. Schon im Oktober 1927 hatte Bucharin die Grundlagen der neuen KI-Taktik *»Klasse gegen Klasse«* formuliert. Im Brief an die kommunistischen Parteien informierte er über neue Vorschläge für die Zusammenarbeit, die Sozialdemokraten der UdSSR und der KI unterbreitet hatten. Er forderte, diese Vorschläge kategorisch abzulehnen. *»Die Manöver der Reformisten richten sich voll und ganz gegen die Revolution. Die Kommunistischen Parteien müssen auf diese Taktik mit dem verstärkten Kampf gegen den Reformismus antworten. Einheitsfront von unten, ohne die Spitzen anzusprechen. Stärkere Gewerkschaftsarbeit und Festigung der Positionen der RGI.«*[44]

Es fällt schwer zu glauben, daß dies aus der Feder des unermüdlichen Kämpfers gegen die Vereinigte Opposition, Bucharin, stammt. Trotzki war gegangen, aber seine Doktrin der Rückkehr zu revolutionärer Reinheit der kommunistischen Bewegung war Bucharin in Fleisch und Blut übergegangen. Die kurze Existenz des ARK erwies sich als eine Art Indikator, inwieweit die Führungen der KPdSU(B) und der KI in der Lage waren, auf die sich verändernde Welt zu reagieren. Indem sie den *»Bazillus des Reformismus«* abstieß, verurteilte sich die KI zur Sterilität. Ein anderer Name hierfür ist politisches Sektierertum.

Es geht hier nicht darum, wer Recht behalten hat, die von Trotzki geführte linke Minderheit oder die Mehrheit mit Stalin und Bucharin an der Spitze. Sie haben in ihrem Kampf gegeneinander jene Mechanismen politischer Entscheidungsfindung verleugnet, die eine Gruppe von Gleichgesinnten zu einer Partei vereinen. Das ARK entstand viel zu spät, auf dem Höhepunkt der innerparteilichen Auseinandersetzungen; deshalb war ihm ein langsamer Tod beschieden.

Übersetzung aus dem Russischen: Wladislaw Hedeler

---

42 N.I. Bucharin, Rede im Präsidium des EKKI, 27. September 1927, in: Kommunistitscheskij Internazional, 1927, Nr. 41.

43 A. Andrejew, Styw anglo-russkogo komiteta i naschi sadatschi (Der Abbruch des anglo-russischen Komitees und unsere Aufgaben), Moskau 1927, S. 12.

44 Russisches Zentrum..., 495/3/49, Bl. 127.

Rolf Wörsdörfer

Verschiebebahnhof der Revolution: Antonio Gramsci, der italienische Kommunismus und die Sowjetunion

Geschichtsforscher haben es manchmal schwer: Die Leserschaft verlangt von ihnen in der Regel zuverlässige Auskünfte darüber, »wie es eigentlich gewesen« ist. Sie vergißt dabei oft, daß das Gewesene über seine eigenen Begriffe und Kategorien verfügte, die einem ganz anderen Bezugsfeld angehörten als unsere heutigen gleich oder ähnlich lautenden Bezeichnungen. Zumal Theoretikern aus früheren Jahrhunderten oder Jahrzehnten wird oft unterstellt, sie hätten ihren Zeitgenossen oder späteren Generationen »Lehren« über- oder hinterlassen wollen, obwohl es ihnen möglicherweise nur darum ging, ein Problem anzudenken, um dessen Lösung in einem zweiten Schritt gemeinsam mit anderen anzugehen.

Begriffe und Kategorien, die den Nachgeborenen als »wissenschaftliche« gelten, waren bisweilen vor allem dazu bestimmt, eine Gefolgschaft (eine Partei, Sekte, Schule oder gar einen ganzen Staat) zusammenzuhalten. Ähnlich verhielt es sich mit Metaphern und Allegorien, die in stärkerem Maße die Gefühlswelt der sogenannten »Massen« ansprachen. Wenn für Karl Marx Revolutionen die *»Lokomotiven der Geschichte«*[1] waren, dann erschien in diesem Bild die Geschichte als ein Abstraktum, um das man sich eigentlich nicht weiter zu sorgen brauchte. Die Revolution hingegen war ein fauchendes, feuerspeiendes Ungetüm, das einen erfahrenen Lokomitivführer benötigte, um sicher an sein Ziel zu gelangen.

Als im Dezember 1912 in Sizilien bei einem Eisenbahnunfall ein Lokomotivführer und ein Heizer ums Leben kamen, schrieb die sozialistische Zeitung »Il Riscatto«:

»Sie fielen nicht mit blutbefleckten Schwertern, nicht mit angelegten Gewehren oder gerichteten Kanonen, die den Tod säen. Ein trauriges Schicksal ereilte sie, während sie ein zivileres und menschlicheres Werk vollbrachten. Als Verantwortliche für Maschinen und Heizkessel führten und nährten sie das <u>fürchterliche Monster</u>, das Berge durchdringend und Ebenen verschlingend die Menschen einander näher bringt, die Fahnen überwindet, die Völker verbrüdert, Handel und Industrien blühen läßt... Diesen dunklen Pionieren der Zivilisation, die dem Wohlstand der Völker geopfert wurden, sollen alle Arbeiter der Stadt den gebührenden Tribut zollen. Um ihre Bahren mögen Zwietracht, Spaltung und Streit ruhen.«[2]

Die positivistische Rhetorik der II. Internationale ist hier ungebrochen. Der Lokomotivführer gehörte zu jenen Arbeitern, die am ehesten einen Blick über die Enge der lokalen Gesellschaft hinaus werfen konnten. Seine berufsbedingte Mobilität hob ihn aus den provinziellen Zusammenhängen hervor und machte aus ihm den idealen Agitator

1 Karl Marx, Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850 (1849/50), in: MEW 7, S. 9-107, hier S. 85.

2 I funerali dei ferrovieri vittime del disastro di Mangano, in: Il Riscatto (Messina), 21. Dezember 1912.

und Propagandisten für eine Sache, die internationalistisch und kosmopolitisch zugleich war.
Zudem war der Lokomotivführer ein Pionier der Zivilisation; seine Tätigkeit war der Kapitalakkumulation zugeordnet; sie verschaffte dem Kapital günstige Rahmenbedingungen. Er selbst und die Gesellschaft, in der er lebte, sah zwischen beidem keinen Widerspruch. Aus diesem Grunde konnte der Lokomotivführer auch ein Pazifist sein; die Klasse, die er verkörperte, vermehrte sich ständig und sollte eines Tages schon allein aufgrund ihrer rein quantitativen Bedeutung in der Lage sein, die Staatsmacht zu übernehmen und die Geschicke der Menschheit zu bestimmen.

Die eurolinke Schiene: Vor einer Streckenstillegung?

Als Antonio Gramsci nach langer Krankheit am 27. April 1937 starb, war er weit weniger bekannt und populär als heute.[3] Es gab noch keine Bibliographien oder Editionen seiner Werke, keine Gramsci-Tagungen und -Institute, auch keine »Internationale Gramsci-Gesellschaft«. Benito Mussolini, der Duce des Faschismus, schickte ihm einen zynischen Kommentar nach; er sah ihn als früheren Schüler und späteren Todfeind an. Ganz in seinem Sinne hatte jener furchtbare Richter gehandelt, der im Prozeß gegen Gramsci meinte, man müsse dieses Gehirn für zwanzig Jahre daran hindern zu arbeiten.
Anders reagierten die antifaschistischen Emigranten in Paris und Barcelona; Angelo Tasca[4] und Pietro Nenni,[5] Symbolfiguren und Wortführer der beiden Strömungen des italienischen Sozialismus, fanden bewegte und bewegende Worte. Carlo Rosselli,[6] der einige Zeit später von der faschistischen Geheimpolizei ermordete Liberalsozialist, verglich den Mitbegründer des italienischen Kommunismus Antonio Gramsci mit dem sozialistischen Renegaten Mussolini: Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß der Vergleich für Gramsci hervorragend und für Mussolini niederschmetternd ausfiel.
In Barcelona stellte Camillo Berneri,[7] eine der letzten charismatischen Figuren des italienischen Anarchismus, eine Radiosendung über Gramscis Leben und Tod zusammen. Das Programm über den Marxisten, der in Turin selbst lange genug mit Anarcho-Syndikalisten zusammengearbeitet hatte, wurde vom Sender der spanischen FAI-CNT übertragen. Camillo Berneri fiel kurze Zeit später einem Anschlag der stalinistischen Geheimpolizei zum Opfer; mit ins Grab nahm er die Hoffnung auf eine Einheitsfront

3 Die Zahl der eigentlichen Gramsci-Biographien ist bis heute begrenzt und überschaubar geblieben. Zur Einführung empfiehlt sich Giuseppe Fiori, Vita di Antonio Gramsci, Roma/Bari 1977 (deutsch: Das Leben des Antonio Gramsci, Berlin 1979). Siehe auch Uwe Hirschfeld, Wolfgang Rügemer (Hg.), Utopie und Zivilgesellschaft, Rekonstruktionen, Thesen und Informationen zu Antonio Gramsci, Berlin 1990. Einen Überblick über Gramscis Schriften und über die internationale Gramsci-Rezeption gibt John M. Cammett, Bibliografia gramsciana 1922-1988, Vorwort von Nicola Badaloni (Annali 1989 Fondazione Istituto Gramsci), Roma 1991.
4 Vgl. Alceo Riosa, Angelo Tasca socialista (con una scelta dei suoi scritti 1912-1920), Venezia 1979; Alexander De Grand, Angelo Tasca. Un politico scomodo, Milano 1985.
5 Vgl. Enzo Santarelli, Pietro Nenni, Torino 1988.
6 Der Nachruf Carlo Rossellis ist ebenso wie die Beiträge Tascas und Nennis abgedruckt in: Enzo Santarelli, Gramsci ritrovato. 1937-1947, Catanzaro 1991.
7 Vgl. ebd. Siehe auch Camillo Berneri nel cinquantesimo anno della morte, Memoria antologica, saggi critici e appunti biografici, Pistoia 1986.

des internationalen Proletariats gegen Faschismus, Nationalsozialismus und Franquismus. Andere Nachrufe auf Gramsci stammten von Vertretern der linkskommunistischen Oppositionsströmungen, Bordiga-Anhängern und Trotzkisten. Natürlich gedachte auch die Presse der Komintern des PCd'I-Führers. Es kann aber nicht oft genug betont werden, daß der in den hagiographischen Texten als *»Führer der italienischen Arbeiterklasse«*[8] gefeierte Gramsci um 1937 den meisten Industrie- und Landarbeitern in seinem Heimatland gänzlich unbekannt war. Der einfache Proletarier außerhalb Turins mochte sich noch an den Reformsozialisten Filippo Turati[9] oder den Maximalisten G.M. Serrati,[10] im Süden vielleicht auch an den PCd'I-Mitbegründer Amadeo Bordiga[11] erinnern; sicher kannte er noch den Namen des von den Faschisten entführten und ermordeten Abgeordneten Giacomo Matteotti; Gramsci aber war ihm niemals begegnet.

Jahrzehnte später hingegen galt Gramsci weltweit als einer derjenigen, denen »die Geschichte recht gegeben« hatte und die »von ihr freigesprochen« worden waren. Allein das Bestehen der Italienischen Kommunistischen Partei mit ihrer Millionenmitgliedschaft und ihrem zuletzt an die 40-Prozent-Marke heranreichenden Wählerkonsens konnte als Beleg dafür dienen, daß Gramsci auf lange Sicht erfolgreich war, erfolgreicher als das von ihm bekämpfte faschistische Regime, dessen Opfer er geworden war, erfolgreicher auch als andere marxistische Theoretiker und Parteiführer, denen es nicht vergönnt war, Bleibendes zu schaffen, oder deren Lebenswerk von ihren Epigonen verspielt wurde.

Es war also nicht verwunderlich, daß bald nach 1968 auf den Zügen der Brenner- oder St.-Gotthard-Eisenbahn ein blühender Ex- und Import von Ideologien und theoretischen Versatzstücken und ein Handel en gros und en detail mit Organisationsansätzen und Programmen einsetzte. Der Eurokommunismus in den siebziger und seine »eurolinke« Umdeutung in den achtziger Jahren zogen hierzulande viele an: als Alternative zum traditionellen Stalinismus ebenso wie zum Politbürokratismus der Breschnjew-Ära, als einziger realistischer Weg, unter den Bedingungen von NATO und EG zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung zu gelangen, als mal historischer, mal provinzieller Kompromiß zwischen marxistischer Arbeiterbewegung und bürgerlicher Intelligenz, katholischer Kirche, Unternehmerverbänden u.a.

Mit der 1991 erfolgten Spaltung und Umgründung des italienischen Kommunismus[12]

8 Palmiro Togliatti, Antonio Gramsci, capo della classe operaia italiana, in: Lo Stato operaio, Nr. 5/6, Mai/Juni 1937; jetzt auch in: Santarelli, Gramsci ritrovato, a.a.O., S. 97-121, hier S. 97.

9 Vgl. Filippo Turati, Socialismo e riformismo nella storia d'Italia 1878-1932, herausgegeben von Franco Livorsi, Milano 1979; Renato Monteleone, Turati, Torino 1987.

10 Vgl. Tommaso Detti, Serrati e la formazione del Partito comunista italiano. Storia della frazione terzinternazionalista 1921-1924, Roma 1972.

11 Vgl. Andreina De Clementi, Amadeo Bordiga, Torino 1971; Franco Livorsi, Amadeo Bordiga, Il pensiero e l'azione politica 1912-1970, Roma 1979.

12 Der offizielle Name der Partei lautete bei ihrer Gründung 1921 »Partito Comunista d'Italia. Sezione italiana dell'Internazionale comunista« (im folgenden abgekürzt PCd'I). Die Umbenennung in »Partito Comunista Italiano« (PCI) erfolgte im Zusammenhang mit der Auflösung der Kommunistischen Internationale. Die Partei spaltete sich 1991 unter anderem über die Frage des Namens. Die Mehrheit – circa drei Viertel des alten PCI – reorganisierte sich als »Partito Democratico della Sinistra« (PDS), die Minderheit bildete den »Partito della Rifondazione Comunista«. Für die Beschäftigung mit der Geschichte des italienischen Kommunismus im hier behandelten Zeitraum bleibt grundlegend die erstmals 1969 erschienene und dann immer wieder neu aufgelegte Arbeit von Paolo Spriano, Storia del Partito Comunista Italiano, 5 Bände, Torino 1976.

taucht die Frage auf, ob das »eurolinke« Gleis überhaupt noch befahrbar ist und welche Bedeutung der Gramsci-Rezeption in diesem Kontext zukommt. Zugleich wäre noch einmal zu problematisieren, ob die Berufung westdeutscher Linker auf den italienischen Marxisten überhaupt berechtigt war.

Mit der Lokalbahn durch die Emilia oder Gramsci als »Vater der Demokratie«?

Wenn der Reisende in den siebziger und achtziger Jahren vom Brennerpaß aus Richtung adriatische Küste fuhr, erreichte er bald eine Region, deren gesellschaftliche Strukturen, der »subjektive Faktor« eingeschlossen, dem gramscianischen Modell einer *»zivilen Gesellschaft«*[13] recht nahezukommen schienen, zumal sie seit Jahrzehnten »sozialistisch ausgestaltet« worden waren. Die vorbildliche Verwaltung der Regionalhauptstadt Bologna hörte auch dann nicht auf, westdeutsche Kommunalpolitiker und Sozialarbeiter(innen) zu beeindrucken, als die Jugend- und Studentenbewegung von 1977 anfing, das »Modell Emilia« radikal in Frage zu stellen. Und dennoch läßt sich am Beispiel dieser Region zeigen, welche Folgen der doppelte positive Bezug des PCI auf die Verfassung der italienischen Republik und auf den realen Sozialismus haben konnte.

Vor der faschistischen Zeit von den Reformsozialisten (mit kurzen Phasen revolutionär-syndikalistischen Aufbegehrens) verwaltet, später dann mächtigste Hochburg des PCI, war die Emilia eine Region, in der sich der herrschaftsfreie Diskurs trefflich führen ließ. Als General Jaruzelski 1981 gegen die in Solidarność organisierte polnische Gesellschaft den Ausnahmezustand verhängte, schrieb ein nicht ganz unbedeutender italienischer Kommunist, in der Emilia-Romagna habe der Sozialismus tiefere Wurzeln, gebe es »mehr Sozialismus« als im Polen des Generals. Er vergaß allerdings, die Bewegung von 1977 und die Plakate des PCI aus jener Zeit zu erwähnen, auf denen sich die Kommunisten als »law and order«-Politiker darstellten und die gegen studentische Demonstranten eingesetzte Polizei feierten. Darüber hinaus gehörte zu dem »Mehr an Sozialismus« in der norditalienischen Region auch, daß sich kämpferische Arbeiter hier eher der katholischen CISL-Gewerkschaft anschlossen als der kommunistisch dominierten CGIL. Zu eng waren die Funktionäre der letzteren mit den Managements und Verwaltungen zahlreicher Kooperativen, staatlicher, parastaatlicher oder privater Betriebe liiert, in denen die Kommunistische Partei den Ton angab. Der Klassenkampf sammelte seine Anhängerschaft also eher unter der weißen als unter der roten Fahne.

Das Netzwerk linker Genossenschaften, Hilfsvereine, Volkshäuser, gewerkschaftlicher Ligen und Arbeitskammern war in der Emilia um die Jahrhundertwende entstanden, als sozialistische Organisatoren begonnen hatten, die Tagelöhner in Bologna, Modena, Reggio Emilia, Mantua, Ferrara und anderen Zentren der Po-Ebene zu »evangelisieren« und für den Sozialismus zu gewinnen. In den Jahren vor dem Ersten

Siehe auch Massimo Ilardi/Aris Accornero, Il Partito Comunista Italiano, Struttura e storia dell'organizzazione 1921-1979 (Fondazione Giangiacomo Feltrinelli, Annali 1981), Milano 1982.

13 Die aktuelle Debatte um die »Zivilgesellschaft« kann hier nicht dargestellt werden. Vgl. zu den philosophischen Implikationen der »Gefängnishefte« Otto Kallscheuer, Marxismus und Erkenntnistheorie in Westeuropa. Eine politische Philosophiegeschichte, Frankfurt a.M./New York 1986.

Weltkrieg waren fast alle diese Städte – mit Ausnahme von Ferrara und Parma, wo sich der Syndikalismus hielt – Experimentierfeld für einen reformistischen Arbeiterprotektionismus, den gerade Gramsci im Gefolge von Meridionalisten (Vorkämpfer süditalienischer Interessen) wie Gaetano Salvemini[14] oder Arturo Labriola[15] heftig kritisierte.[16]
Und dennoch: Ohne die Vorarbeit der Reformsozialisten, deren Werk 1921/22 von den Schwarzhemden Mussolinis systematisch zerstört wurde, hätte der PCI die Region nach 1945 nicht zu jener zivilen Festung ausbauen können, die ihn weltweit bekannt machte. Selbst Palmiro Togliatti zahlte seinen Tribut an den Liberalen Giovanni Giolitti, der die sozialistischen Genossenschaften zu Beginn des Jahrhunderts mit öffentlichen Arbeiten versorgt hatte, sie beispielsweise die Lokalbahnen der Emilia bauen ließ, um nach dem Großen Krieg zuzusehen, wie die faschistischen Banden eine Arbeitskammer nach der anderen in Schutt und Asche legten.[17]
Nach dem Zweiten Weltkrieg gelang es den Kommunisten in der Region dann, gleichzeitig staatstragend und prosowjetisch zu sein. Der ruhmreiche Partisanenkampf gegen die deutschen Besatzer und faschistischen Kollaborateure beherrschte das kollektive Gedächtnis ihrer Bewohner, das nicht nur auf den Festen der PCI-Zeitung »Unità« immer wieder aufgefrischt wurde. Einen Durchbruch hatten die emilianischen Kooperativen geschafft; sie bauten nicht mehr Lokalbahnen, sondern Staudämme in Schwarzafrika. In den Jahren des Booms war die Emilia zwar nicht »sozialistischer« als Jaruzelskis Polen; aber sie war weltweit wohl die reichste von einer kommunistischen Partei regierte Region, weshalb sie den Haß französischer Neuer Philosophen ebenso auf sich zog wie den italienischer Neofaschisten, die – gedeckt durch Geheimdienste und andere *»verborgene Mächte«* – im August 1980 ihr verheerendstes Attentat auf dem Bahnhof von Bologna verübten.
Verwunderlich ist es daher nicht, daß Renato Zangheri, ein Geschichtsprofessor, der damals Bürgermeister von Bologna war, Antonio Gramsci einen der *»Väter der Demokratie«*[18] in Italien nennt. Daß dieses politische Urteil historiographisch nicht ganz haltbar ist, daß vor allem auch Gramsci selbst wahrscheinlich nicht gern mit anderen »Vätern des Vaterlandes« wie dem Christdemokraten Alcide De Gasperi in einem Atemzug genannt würde, ist eine andere Frage.

---

14 Vgl. Gaetano Salvemini, Movimento socialista e questione meridionale (Bd. IV, 2), herausgegeben von Gaetano Arfé, Milano 1973; Gaetano Cingari (Hg.), Gaetano Salvemini tra politica e storia , Roma/Bari 1986.

15 Vgl. Arturo Labriola, Storia di dieci anni, 1899-1909 (1910), herausgegeben von Nicola Tranfaglia, Milano 1975.

16 Siehe vor allem die Schrift zur süditalienischen Frage von 1926, zuletzt vorgelegt in der historisch-kritischen Edition von Francesco M. Biscione (Antonio Gramsci, Note sul problema meridionale e sull'atteggiamento nei suoi confronti dei comunisti, dei socialisti e dei democratici, in: Critica marxista, Nr. 3, 1990, S. 51-78). Die erste deutsche Übersetzung des Textes erschien in: Antonio Gramsci, Die süditalienische Frage. Beiträge zur Geschichte der Einigung Italiens, Berlin (DDR) 1955. Siehe jetzt auch Gramsci, Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens, in: Antonio Gramsci – vergessener Humanist. Eine Anthologie 1917-1936, zusammengestellt und eingeleitet von Harald Neubert, Berlin 1991, S. 41-68.

17 Vgl. Angelo Tasca, Nascita e avvento del fascismo, 2 Bände, Firenze 1976 (deutsch: Glauben, gehorchen, kämpfen. Aufstieg des Faschismus in Italien, Wien o.J.).

18 Renato Zangheri, Un padre della nostra democrazia, in: Critica marxista, Nr. 2/3, Mai/Juni 1987, S. 315-321, hier S. 315.

Die beiden Kirchen: Vatikanbahn und Transsibirische Magistrale

1947 veröffentlichte Guido Miglioli, Führer der katholischen Agrarbewegung im norditalienischen Cremona, einige Erinnerungen an Gramsci.[19] Miglioli war in den zwei *»roten Jahren«* 1919/20 davon ausgegangen, daß die katholische Sozialbewegung in einer italienischen Räterepublik die Minderheitsfraktion darstellen werde, etwa nach Art der Linken Sozialrevolutionäre in Sowjetrußland von 1917/18. In der Tat waren die katholischen Gewerkschafter und Genossenschafter den sozialistisch-kommunistischen gegenüber ins Hintertreffen geraten. Die quantitativ bedeutendste Strömung des politischen Katholizismus waren vor der faschistischen Zeit die eng mit den konservativen Liberalen verbündeten »clerico-moderati«. In Regionen, wo Priester und Laien ein soziales Gewissen besaßen und die Arbeit der sozialistischen Konkurrenz noch nicht allzu weit fortgeschritten war – in Venetien, der Lombardei, den Marken, den Abruzzen und Teilen Siziliens – hatten die Katholiken es geschafft, eine »weiße Subkultur« aus Kooperativen und Hilfsvereinen aufzubauen, die sich neben den berühmten »roten Zitadellen« der Emilia Romagna sehen lassen konnte.

Immerhin: So weit in Italien überhaupt eine *»bolschewistische Gefahr«* bestanden habe, meinte später Angelo Tasca, ein früher Mitstreiter Antonio Gramscis, sei diese *»Gefahr«* wirkungsvoll nicht erst vom Faschismus, sondern bereits von der katholischen Sozialbewegung und dem Partito Popolare (Volkspartei) des sizilianischen Priesters Luigi Don Sturzo gebannt worden.[20]

Gramsci, der diese Ansicht möglicherweise geteilt hätte, setzte sich mit der katholischen Frage, der Volksreligiosität, der sozialen Bedeutung des Klerus mindestens ebenso intensiv auseinander wie mit dem russischen Arbeiterstaat, der Sowjetmacht, der Übergangsgesellschaft und dem realen Sozialismus. Allerdings war der Sarde klug genug, die wenigen hundert Meter Geleise, die der Papst auf vatikanstädtischem Boden unterhält, nicht mit der Transsibirischen Magistrale zu verwechseln, die bekanntlich von Moskau bis Wladiwostok reicht. Liberalismus und Faschismus, schrieb er, hätten ihre Kompromisse mit der römischen Kurie abgeschlossen, dem revolutionären Proletariat und der Kommunistischen Partei stehe Ähnliches noch bevor. Gramsci – und mit ihm sein Nachfolger in der PCd'I-Führung Palmiro Togliatti – unterschätzte gleichwohl die Fähigkeit des politischen Katholizismus, Wurzeln in der italienischen Gesellschaft zu schlagen. Als Hauptgegner der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten, als wichtigste Partei des industriellen Bürgertums und der Großgrundbesitzer, erschien beiden die in einen nord- und einen süditalienischen Flügel gespaltene, zudem durch viele klientelare Gruppen zerrissene Liberale Partei.[21]

Als Togliatti nach dem Zweiten Weltkrieg bemerkte, daß die katholische Parteiorganisation auf einer konservativ-populistischen Plattform wiedererstanden war und sich überraschend schnell konsolidierte, war es bereits zu spät. Die Christdemokratie der vierziger und fünfziger Jahre hatte jedenfalls nichts mehr mit den Landarbeiterligen

19 Vgl. Guido Miglioli, »I lavoratori cattolici sono i nostri fratelli«, in: Santarelli, Gramsci ritrovato, a.a.O., S. 241-244.
20 Vgl. Tasca, Glauben, gehorchen, kämpfen, a.a.O. S. 83.
21 Vgl Paolo Spriano, Intervista sulla storia del PCI, herausgegeben von Simona Colarizi, Roma/Bari 1979, S. 127.

Migliolis zu tun. Umso mehr war sie in der Lage, den strategischen Interessen der USA in der Truman-Ära gerecht zu werden.
Wenn weiter oben von der Transsibirischen Magistrale die Rede war, so nicht etwa, weil Gramsci den proletarischen Internationalismus einfach an die Stelle des katholischen Kosmopolitismus gerückt hätte, weil für ihn Moskau eine Art »Zweites Rom« der Arbeiterbewegung gewesen wäre. Schon früh hatte er nämlich gerade die Heterodoxie des Oktoberumsturzes als *»Revolution gegen das ›Kapital‹«* (gegen das bekannte Werk von Karl Marx) begrüßt.[22] 1924 kritisierte er in einem Brief an Togliatti, Terracini und die anderen Mitglieder des italienischen Politbüros erstmals bürokratische Tendenzen in der russischen KP.[23] Daß er in den folgenden Jahren die Weichen anders stellte, ist zunächst vor dem Hintergrund der Fraktionskämpfe im PCd'I zu sehen.

Das Betriebswerk Turin und die Bolschewisierung der Partei

Gramsci und einige weitere ehemalige Mitglieder der Turiner Gruppe gehörten um 1924 dem »Parteizentrum« an, wie jene Strömung genannt wurde, die sich weder der extremen Linken um Amadeo Bordiga noch der Rechten um Angelo Tasca und Antonio Graziadei zurechnete. Gerade die hartnäckige Opposition Bordigas gegenüber den Empfehlungen der Kommunistischen Internationale zum Zusammenschluß mit dem linken Flügel der PSI-Maximalisten um G.M. Serrati und zur Einheitsfrontpolitik der Arbeiterparteien gegen den Faschismus brachte Gramsci in eine heikle Situation. Manche seiner Mitarbeiter aus Turin neigten noch immer zu Bordiga, der auf der internationalen Ebene die russischen Linksoppositionellen und vor allem Trotzki unterstützte. Der russische Kriegskommissar wiederum hatte seinen Einfluß auf das italienische Parteizentrum geltend gemacht und zu einer weniger doktrinären, elastischeren Politik gegenüber anderen Strömungen der Arbeiterbewegung geraten.[24]
Bordiga, der im PCd'I ungefähr so populär war wie Bucharin in der russischen KP, wurde im Zuge der vom 5. Weltkongreß der Komintern eingeleiteten Bolschewisierungskampagne immer mehr an den Rand der Partei gedrängt. Im Zusammenhang mit dieser Kampagne, zu deren Vorkämpfer sich Gramsci machte, setzten dann auch erstmals jene Mechanismen ein, die gegen Ende der zwanziger Jahre, als Gramsci selbst schon im Gefängnis saß, eine Stalinisierung des PCd'I außerordentlich erleichterten. Die italienische Partei, in der eine ursprünglich stabile linksradikale Mehrheit um Bordiga und Teile der Turiner Gruppe (z.B. Umberto Terracini) erst langsam in die Opposition gedrängt bzw. auf den offiziellen Kurs gezwungen wurde, begann relativ spät, mit harten administrativen Maßnahmen (z.B. Parteiausschlüssen) gegen Minderheiten vorzugehen. Dann aber wurde so gründlich gesäubert, daß nach 1930 keine der vorma-

22 Vgl. Gramsci, La rivoluzione contro il ›Capitale‹, in: Avanti! (Mailänder Ausgabe), 24. November 1917, jetzt in: Scritti politici, herausgegeben von Paolo Spriano, Bd. 1 (1916-1919), S. 130-133 (deutsch in: Antonio Gramsci – vergessener Humanist, a.a. S. 31-35).
23 Gramsci, »A Palmi, Urbani e C.«, in: Palmiro Togliatti, La formazione del gruppo dirigente del PCI nel 1923-1924, Roma 1984, S. 186-201 (deutsch in: Antonio Gramsci, Briefe 1908-1926, Eine Auswahl, herausgegeben von Antonio A. Santucci, aus dem Italienischen von Klaus Bochmann, Wien-Zürich 1992, 149-162, hier S. 150).
24 Vgl. Silverio Corvisieri, Trotsky e il comunismo italiano, Roma 1969.

ligen Oppositionsströmungen (Bordiga-Anhänger, Tasca-Graziadei, Ignazio Silone, Leonetti und Tresso) mehr im PCd'I vertreten war.[25]

Wenn Gramsci sich Mitte der zwanziger Jahre von Trotzki (und dessen Kritik an den Bürokratisierungstendenzen in der russischen KP) entfernte, so geschah dies nicht nur in Funktion der inneritalienischen Auseinandersetzung. Als unter die Turiner Arbeiter gefallener Sarde war Gramsci für die Agrarfrage und die Süditalien-Problematik besonders sensibel. Er hatte die Schriften der sozialistischen, liberalen und radikalen Verfechter südlicher Interessen und Belange (»Meridionalisten«) wie Pasquale Villari, Sidney Sonnino, Ettore Ciccotti, Gaetano Salvemini, Luigi Einaudi und anderer studiert, die ihm Bausteine für seine Arbeit zur süditalienischen Frage lieferten.[26]

Im Verlauf der beiden »roten Jahre« 1919/20 war Gramsci mehrfach vor allem von Bordiga verdächtigt worden, kein Marxist, sondern ein Syndikalist sorelianischer Prägung zu sein. Der Franzose Georges Sorel, einer der am meisten gelesenen politisch-philosophischen Autoren jener Zeit, wird in der Tat noch in den »Gefängnisheften« oft zitiert, häufiger sogar als Giovanni Gentile, dessen idealistische Philosophie Gramscis Marxismus nachhaltig beeinflußt hat.[27]

Turin, die alte Hauptstadt des sardisch-piemontesischen Königreichs, von dem die Einigung Italiens ausgegangen war, nahm damals eine Schlüsselstellung unter den italienischen Industriestädten ein. Hier konzentrierte sich die Automobilindustrie, die nach bescheidenen Anfängen im Ersten Weltkrieg einen enormen Aufschwung verzeichnet hatte. Schon 1912 hatten sich die in der Metallarbeitergewerkschaft FIOM organisierten Turiner Automobilarbeiter einige Rechte erkämpft, auf deren Durchsetzung andere Lohnabhängige in Italien noch geraume Zeit warten mußten. Hierzu zählte insbesondere die Einrichtung der »commissioni interne«, betriebsinterner Vertretungsorgane, die die Vorläufer der späteren Fabrikräte waren.

Trotzdem war Turin kein eigentliches politisches Zentrum mehr, seitdem die Hauptstadt zunächst nach Florenz und dann nach Rom verlegt worden war. Die Turiner Fabrikräte als »Übersetzung« der russischen Sowjets ins Italienische zu konzipieren, wie es Gramsci tat, mußte einem orthodoxen Marxisten wie Bordiga als pure syndikalistische Abweichung erscheinen.[28] Denn die russischen Arbeiterräte wurden auf territorialer Grundlage in den Rayons, Städten und Gebieten gewählt; sie verliehen dem Proletariat als politischer Klasse Ausdruck, fern jeglicher betriebsegoistischer Eigenbrötelei. Nur dort, wo sich die Lohnabhängigen weit und breit aus einer einzigen Berufsgruppe,

---

25 Die volle Härte der stalinistischen Repression traf jene italienischen Kommunisten, die in der UdSSR Zuflucht gesucht hatten. Vgl. meinen Beitrag »Italienische Opfer des Stalin-Terrors in der Sowjetunion«, in: Hermann Weber/Dietrich Staritz (Hg.), Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror und ›Säuberungen‹ in den kommunistischen Parteien seit den 30er Jahren, Berlin 1993.

26 Vgl. Gramsci, Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens, a.a.O. Siehe auch meinen Beitrag »Ein Staat – zwei Gesellschaften, Bemerkungen zu Gramscis ›Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens‹ (1926)«, in: Utopie kreativ, Nr. 6, Februar 1991, S. 47-54.

27 Vgl. unter den frühen Urteilen Gramscis über den französischen Philosophen vor allem »Giorgio Sorel«, in: L'Ordine nuovo, 11. Oktober 1919; jetzt in: Scritti politici, Bd. 2 (1919-1921), S. 31-37.

28 Vgl. zum Disput um die Turiner Fabrikräte die von Alfonso Leonetti herausgegebene Anthologie Antonio Gramsci/Amadeo Bordiga, Dibattito sui consigli di fabbrica, Roma 1971. Siehe auch Gwyn A. Williams, Proletarian Order. Antonio Gramsci, Factory Councils and the Origins of Communism in Italy 1911-1921, London 1975.

nämlich aus Eisenbahnern zusammensetzten – entlang der Sibirischen Magistrale oder im hohen Norden etwa – konnten Eisenbahnerkomitees die Funktion der Sowjets übernehmen.
Gramscis Fabrikräte erinnerten Bordiga an den Primat des Ökonomischen gegenüber dem Politischen, eine Vorstellung, an der die revolutionären Syndikalisten festhielten, die unter Umgehung der politischen Machtfrage hofften, der Kapitalistenklasse einen Betrieb nach dem anderen entreißen zu können.[29] Das »Sindacato Ferrovieri Italiani« etwa, die von den Syndikalisten beeinflußte Eisenbahnergewerkschaft, arbeitete schon vor dem Ersten Weltkrieg Pläne aus, um das erst wenige Jahre zuvor verstaatlichte Streckennetz Italiens übernehmen und den gesamten Bahnbetrieb als Genossenschaft selbst führen zu können.
Auch wenn Gramsci sich nicht so weit vorwagte wie Tasca, machte ihn seine Rätekonzeption vielen Sozialisten und späteren Kommunisten verdächtig. Angelo Tasca, das sei hier hinzugefügt, wollte die Betriebsdelegiertenräte als »Doppelherrschaftsorgane« in ein Konstrukt aus traditionellen gewerkschaftlichen Organisationen (Berufsverbände, Arbeitskammern) einbauen, die damals durchweg vom reformistischen PSI-Flügel dominiert waren. Um so größer war die Enttäuschung der orthodoxen Marxisten, als Gramscis Thesen die Billigung Lenins fanden.[30] Der russische Revolutionär wußte, daß sich Sowjets nicht auf dem Reißbrett entwickeln ließen; die bolschewistische Partei hatte selbst über einen längeren Zeitraum hinweg erwogen, den Umsturz in Petrograd mit Hilfe der Fabrikkomitees zu organisieren, da der Sowjet noch von einer menschewistisch-sozialrevolutionären Mehrheit beherrscht wurde.
Antonio Gramsci hatte 1926 die Debatten der *»beiden roten Jahre«* noch im Ohr und kritisierte alle reformistischen wie syndikalistischen Vorurteile, die das Proletariat in einer korporativen (zünftlerischen) Logik gefangenhielten.[31] Daß er unter den sowjetischen Parteiführern die »hegemoniale« Tendenz in Stalin und Bucharin, die »korporative« hingegen in Trotzki und Sinowjew personifiziert sah, ist schwer nachzuvollziehen. Was nun ganz fehlte, war die im Brief an Togliatti, Terracini und Genossen 1924 zumindest ansatzweise vorhandene Bürokratiekritik.[32] Zu berücksichtigen ist auch, daß der berühmte 1926er Brief, in dem Gramsci die Mehrheit des sowjetischen Zentralkomitees warnte, gegen die Vereinigte Opposition *»mehr als siegen«* zu wollen, etwa zu derselben Zeit verfaßt wurde wie die unvollendete Schrift zur Südfrage.
In beiden ansonsten grundverschiedenen Texten setzte sich Gramsci mit den Problemen auseinander, auf die das Proletariat und seine Partei in einem überwiegend agrarischen Lande treffen. Da er Italien gut und Sowjetrußland aus eigener Anschauung nicht eben schlecht kannte, schreckte er nicht vor einem Vergleich zwischen beiden Ländern zurück.

---

29 Für Gramsci blieb der Syndikalismus auch 1926 noch *»der instinktive, elementare, primitive, aber gesunde Ausdruck der Reaktion der Arbeiterschaft gegen den Block* [der Reformisten] *mit der Bourgeoisie und für einen Block mit den Bauern, in erster Linie mit den Bauern des Südens«.* (Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens, a.a.O. S. 53).
30 Vgl. Lenin, Scritti sul movimento operaio italiano, Einleitung von Paolo Spriano, Roma 1976.
31 Vgl. Gramsci, Lettera al Comitato centrale del Partito comunista sovietico, in: Scritti politici, Bd. 3 (1921-1926), S. 232-238 (deutsch in: Briefe 1908-1926, a.a.O. S. 272-280).
32 Beide Texte erscheinen in einer neu übersetzten und kommentierten Version in: Leo Trotzki, Schriften 3, Linke Opposition und Vierte Internationale, Bd. 3.1, 1922-1926, Anhang IV und VII, Hamburg (i. Dr.).

Eilzug in den Süden – Der Intellektuelle im III.-Klasse-Abteil

Dem unterschiedlichen Zweck beider Texte entsprechen auch disparate analytische Kriterien. Betont Gramsci im Artikel über die Südfrage die soziale Zersplitterung der Landbevölkerung (vor allem) im Mezzogiorno, so hebt er im Brief an das ZK der KPdSU die reichen organisatorischen Traditionen der italienischen Bauernschaft hervor und unterstreicht die Rolle der katholischen Kirche und ihres Apparats noch einmal doppelt. Im ersten Fall sieht es so aus, als ob alle horizontalen Strukturen der Bauernschaft (Ligen, Hilfsvereine, Kollektivpachten, Genossenschaften) dem anarchischen Treiben der als Vermittler zum Staat wirkenden politisierenden Freiberufler (Ärzte, Anwälte u.a.) zum Opfer gefallen wären, im zweiten hat man den Eindruck, als wolle Gramsci der katholischen Sozialbewegung eine kulturelle und politische Hegemoniefunktion gegenüber der Landbevölkerung zuschreiben. Beides müßte einander nicht einmal ausschließen, aber der Vergleich zwischen der italienischen und der russischen Bauernschaft würde problematisch. Wenn Gramsci dann vor den korporativen Tendenzen einer gesellschaftlich minoritären Arbeiterklasse gerade am russischen Beispiel warnt und Sinowjew oder Trotzki in die Kostüme emilianischer Genossenschaftsfunktionäre schlüpfen läßt, dann fehlt ihm offenbar das Verständnis für die innere Differenziertheit der großrussischen, ukrainischen und kaukasischen Bauernschaft. Gramscis Bemerkungen zur Hegemonieproblematik in der Sowjetunion bleiben merkwürdig blaß. Umso frischer sind dafür die Farben, in denen er die italienische Situation zeichnet. Südlich der Alpen sollen das Proletariat und seine Partei ein – gemessen an England oder Deutschland – zurückgebliebenes und in sich tief gespaltenes Agrarland ökonomisch, sozial, kulturell, politisch und sittlich einen.
In dem noch viel größeren, buntscheckigeren und zerrisseneren zaristischen Großreich stellten sich die Bolschewiki solche Fragen erst nach dem Umsturz vom Oktober 1917: Bewegungen wie der Proletkult in der Kunst oder die Arbeiter- und Bauernkorrespondenten im Pressewesen sind von Gedanken getragen, die an Gramscis Überlegungen zur kulturellen Hegemonie erinnern. Damit allein läßt sich aber noch nicht eine besondere Nähe des italienischen Marxisten zu Bucharin, Bogdanow oder Lunatscharski belegen. Denn auch Trotzki analysierte in den »Fragen des Alltagslebens« Elemente im Bewußtsein der subalternen Klassen, die in Gramscis »Gefängnisheften« als *senso comune*, als Alltagsverstand, behandelt werden.[33] Von Interesse wäre es, den Unterschied in der Vorgehensweise beider herauszuarbeiten: Für Trotzki sind die Eingriffe in das Alltagsleben der werktätigen Massen vor allem politisch-pädagogischer Natur, Gramsci hingegen interpretiert die subalterne, folklorische Welt als eigenen sozialen Kosmos, für den ganz andere Deutungs- und Interpretationsmuster gelten als für die Welt der

33 Vgl. zur vor allem von Bucharin protegierten Bewegung der Arbeiter- und Bauernkorrespondenten den Aufsatz von Maria Ferretti, Rivoluzione culturale e formazione del consenso nell'Unione sovietica degli anni venti: Bucharin e il movimento dei corrispondenti operai e contadini, in: Studi storici, Nr. 2, 1982. Siehe auch den Beitrag derselben Autorin zum internationalen Bucharin – Symposion: Kulturrevolution, Konsensbildung und sozialistische Demokratie, in: Theodor Bergmann/Gert Schäfer (Hg.), »Liebling der Partei«. Nikolai Bucharin – Theoretiker und Praktiker des Sozialismus, Hamburg 1989, S. 336-345; zu möglichen Kontakten zwischen Gramsci und Bogdanow auch den Abschnitt »Gramsci und Bogdanow: Das politische Programm des subjektiven Idealismus«, in: Christian Riechers, Antonio Gramsci. Marxismus in Italien, Frankfurt a.M. 1970, S. 142-161.

Eliten und der intellektuellen Kleinbourgeoisie.[34] Es kommen hier unterschiedliche Traditionen der italienischen und der russischen Intelligenzija zum Tragen, die bis in die Zeiten des Ancien regime und des Absolutismus zurückreichen.
Der russische Intellektuelle stand – auch angesichts des Fehlens einer differenzierten »Zivilgesellschaft« – in Fundamentalopposition einer Autokratie gegenüber, die ihn beinahe zwang, im »Volk« aufzugehen. Alle Unterscheidungen, die dann von den Narodniki, Sozialrevolutionären und Sozialdemokraten beider Richtungen eingeführt wurden, blieben demgegenüber sekundär. In Italien waren die Intellektuellen seit Jahrhunderten Bestandteil lokaler und regionaler – im Falle der katholischen Kirche auch kosmopolitischer – Machtsysteme. Deren Integration in den Einheitsstaat, die sich zwischen 1860 und 1870 vollzieht – ausgenommen bleiben nur der römische und weltweite Apparat der Kirche –, war von typisch italienischen Erscheinungen wie dem Auftreten des Klientelismus und des Transformismus begleitet.[35]
Die italienischen Intellektuellen, zumal die aus dem Süden, gingen nicht »ins Volk«. Sie versuchten auch nicht, der Arbeiterschaft – gestützt auf einen »roten Papst« in Berlin – »politisches Klassenbewußtsein« zu vermitteln. Sie »evangelisierten« vielmehr die Landarbeiter, Teilpächter und Bauern, manchmal auch das städtische Proletariat, ohne ihre eigene »Klasse«, die der Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer u.a. zu »verraten«. Sie stiegen sozusagen nur zeitweise in das III.-Klasse-Abteil des Eilzuges um. Zugelassen und ermöglicht wurde all dies vom intellektuellen Olymp Italiens, dem Gramsci einen Universitätsprofessor und Philosophen, Benedetto Croce, und einen Großgrundbesitzer und liberalen Politiker, Giustino Fortunato, zurechnet.[36]
Während Fortunato sich vor allem als Meridionalist profilierte, erstreckte sich der intellektuelle Einfluß Croces auf zahlreiche Bereiche: Als Schüler Antonio Labriolas war er Marx-Kritiker und Historiker, Politiker und Literaturkritiker. Seine Bedeutung für ganz Italien und vor allem sein Einfluß auf den »Agrarblock« , das Bündnis zwischen großem Grundbesitz und intellektueller Kleinbourgeoisie im Mezzogiorno, veranlaßten Gramsci zu mehrjährigen Studien, an deren Ende der organische Intellektuelle des Proletariats das Crocianertum hätte überwinden sollen.

Der Einbruch des Stalinismus – Ein Rangierer namens Ercoli

Ohne Antonio Gramsci und seine »Gefängnishefte« hätte sich die zuvor von Mussolini gejagte und von Stalin erpreßte klandestine Kaderpartei PCI nicht zur italienischen Gesellschaft hin öffnen können. Nach dem Zweiten Weltkrieg betrat sie die Bühne der Geschichte als vor allem in Norditalien verankerte Massenpartei der Arbeiter, Tagelöhner, Teilpächter und Kleinbauern, als bewaffnete Formation, die gemeinsam mit den Einheiten von »Giustizia e libertà« die Hauptlast des Partisanenkrieges gegen die Nazis

34 Vgl. Leo Trotzki, Fragen des Alltagslebens (1923), Reprint, Dortmund 1977.
35 Vgl. zur Geschichte der italienischen Einigungsbewegung Stuart J. Woolf, La storia politica e sociale, in: Storia d'Italia, Bd. 3, Torino 1973, S. 5-510; Giorgio Candeloro, Storia dell'Italia moderna, Bd. 1-3, Milano 1978. Zur Klärung der Begriffe »Klientelismus« und »Transformismus« vgl. meinen Beitrag »Klientelismus und politische Kultur in Süditalien«, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Nr. 68, 1988, S. 444-463.
36 Vgl. Gramsci, »Einige Gesichtspunkte der Frage des Südens«, a.a.O. S. 58.

und die Faschisten getragen hatte.[37] Niemand beschreibt die Erwartungshaltung der italienischen Arbeiterklasse dem PCI gegenüber besser als der sizilianische Schriftsteller Leonardo Sciascia:

»Calogero betrachtete die Fotos von Konferenzen in Teheran und Yalta, Roosevelt, Churchill und Stalin; aber Stalin war etwas besonderes, die anderen zwei waren zweifellos große Männer, sie wußten was sie taten, aber sie sahen nur das Heute. Stalin dagegen hatte die Karten für das Spiel von morgen in der Hand, das Spiel für alle Zukunft, das Spiel von Calogero Schirò und der ganzen Welt; wenn Stalin eine Karte auf den Tisch legte, war es eine Trumpfkarte für Calogero Schirò und die Zukunft der Menschheit. Roosevelt und Churchill dachten nur daran, den Krieg zu gewinnen, und wie die Schiffe Englands und Amerikas ein Netz von Handelsbeziehungen um den Erdball spannen könnten. Stalin dagegen dachte an die Salinenarbeiter von Regalpetra, die Arbeiter in der Schwefelmine von Cianciana, die Bauern mit ihrem Stück Pachtland, an alle, die bei der Arbeit Blut und Wasser schwitzten: es hatte gar keinen Sinn, Deutschland zu besiegen, wenn Menschen in Regalpetra und Cianciana weiterhin wie Tiere leben mußten.«[38]

Der Mann Stalins in Italien, der große Hoffnungsträger der italienischen Arbeiter, hieß Palmiro Togliatti.[39] Gramsci, der 1937 kurz nach seiner Entlassung aus der faschistischen Haft gestorben war, hatte die Öffnung des PCI zur italienischen Gesellschaft hin nicht mehr bewerkstelligen können. Diese Aufgabe mußte Togliatti übernehmen, der zum Kominternführer avancierte Mitstreiter Gramscis aus der Turiner Zeit. Togliatti aber, das war die personifizierte »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«, war Rätebewegung plus Bucharin plus »Gefängnishefte« plus Dschugaschwili. »Genosse Ercoli«, wie er in der Komintern genannt wurde, verstand es wie kaum ein anderer, Teile der eigenen Vergangenheit zu retten, andere auszuklammern oder ganz zu verdrängen, wieder andere hervorzuholen und neu zu bewerten.

Als das norditalienische Industrieproletariat im Zusammenhang mit der Befreiung vom Nazifaschismus die Möglichkeit hatte, die Betriebe zu übernehmen, deren Besitzer geflohen waren, hätte Togliatti die zum großen Teil in Vergessenheit geratenen Erfahrungen von 1920 aufarbeiten und der Arbeiterschaft zugängig machen können. An die Artikel Gramscis zu den Fabrikbesetzungen erinnerte in den entscheidenden Monaten nicht der PCI, sondern die liberalsozialistische Gruppierung »Giustizia e libertà«, die zum großen Teil aus Intellektuellen bestand und kaum Zugang zu den Arbeitern der Großbetriebe hatte. Der Gramsci von 1919/20 blieb für lange Zeit ungelesen, ehe er in den sechziger und siebziger Jahren langsam wiederentdeckt wurde.[40]

---

37 Vgl. zur Geschichte der »Resistenza« von 1943-1945: Roberto Battaglia, Storia della Resistenza italiana (8 settembre 1943 – 25 aprile 1945), Torino 1964; Giorgio Bocca, Storia dell'Italia partigiana, Roma/Bari 1975; Guido Quazza, Resistenza e storia d'Italia, Milano 1976; Claudio Pavone, Guerra civile: Saggio storico sulla moralità nella Resistenza, Torino 1991.

38 Leonardo Sciascia, Stalins Tod, in: Sizilianische Verwandtschaft. Vier Erzählungen, München 1980, S. 59-92, hier S. 76f.

39 Zur Biographie Palmiro Togliattis vgl. Ernesto Ragionieri, Palmiro Togliatti, Roma 1976; Giorgio Bocca, Palmiro Togliatti, 2 Bände, Roma/Bari 1977; Renato Mieli, Togliatti 1937, Milano 1988; Paolo Spriano, Togliatti, segretario dell'Internazionale, Milano 1988.

40 Zu diesem Zeitpunkt begannen die radikalisierten Arbeiter und Intellektuellen in Italien auch, das »Kapital« von Karl Marx neu zu rezipieren. Sie tendierten eher dahin, den in ihren Augen durch Togliatti diskreditierten Gramsci zu umgehen. Die Operaisten, wie die Vertreter dieser zweiten Strömung im italienischen Marxismus nach dem Zweiten Weltkrieg hießen, warfen Gramsci vor,

Der Punkt maximaler Übereinstimmung zwischen Gramsci und Togliatti war 1925 erreicht, als beide auf dem 3. Parteitag des PCd'I mit den »Thesen von Lyon«[41] einen programmatischen Schlußstrich unter die Jahre zogen, in denen der italienische Kommunismus vor allem von den Anschauungen Amadeo Bordigas geprägt worden war. Trotzki kritisierte damals die zentrale Losung der »Thesen«, die Forderung nach einer *»republikanischen Versammlung auf der Grundlage von Arbeiter- und Bauernkomitees«*, als merkwürdige Konfusion zwischen bürgerlicher und proletarischer Demokratie. In einem Anfall von ihm sonst eher fremdem doktrinären Eifer siedelte er die Autoren der Thesen, deren Namen er nicht nannte, irgendwo zwischen Hilferding und Tschiang Kaischek an.[42]

Das Einvernehmen zwischen Togliatti und Gramsci hielt nicht lange vor. Im Oktober 1926 weigerte sich Genosse Ercoli, den weiter oben bereits erwähnten, von Gramsci verfaßten Brief des italienischen Politbüros an das Zentralkomitee der KPdSU weiterzuleiten. Als Gramsci kurze Zeit später von der Polizei festgenommen und verbannt wurde, um schließlich von einem faschistischen Sondergericht zu zwanzig Jahren Haft verurteilt zu werden, war Togliatti trotz allem sein natürlicher Nachfolger. Zunächst im Bunde mit Angelo Tasca, später zusammen mit den Führern der kommunistischen Jugendorganisation Luigi Longo und Pietro Secchia, übernahm er die Leitung des PCd'I und vollzog alle rechten und linken Wendungen der Komintern nach.

Das italienische Wort »manovrare« hat im Deutschen die doppelte Bedeutung von »manövrieren« und »rangieren«. Togliatti manövrierte Gramsci aus und rangierte den italokommunistischen Zug auf das stalinistische Geleis. Die von ihm selbst veranlaßte Serie von Parteiausschlüssen und die »ultralinke« Wende von 1930 machten Ercoli vollends zum Gefangenen Stalins. Dennoch wäre es falsch, in ihm nur den Handlanger der sowjetischen Bürokratie zu sehen. Togliatti war intelligenter als die meisten Führer europäischer Komintern-Sektionen in den späten zwanziger, dreißiger und frühen vierziger Jahren; seine »Lektionen über den Faschismus« zeigen, daß er durchaus punktuell in der Lage war, Gramscis analytische Schärfe zu erreichen.[43]

In organisatorischen und theoretischen Fragen war Togliatti skrupelloser als sein Vorgänger. Entschiedener Gegner der sogenannten »Sozialfaschismus«-Theorie, zögerte er nicht, diese zu übernehmen und sie dem PCd'I aufzuzwingen, um seine eigene politische Zukunft zu retten. Man müßte versuchen, sich einen Gramsci vorzustellen, der ähnlich wie Lenin Gelegenheit hätte, in einem »Testament« kurze Porträts seiner Mitarbeiter, Schüler und potentiellen Nachfolger zu zeichnen. Niemand weiß, wie er sich über Ercoli oder Tasca, Camilla Ravera oder Leonetti, Terracini und all die anderen Parteiführer äußern würde.

---

vor allem in seiner Arbeit über die Mezzogiorno-Frage den »Arbeiterstandpunkt« verlassen zu haben. (Vgl. Piero Bevilacqua, Critica dell'ideologia meridionalistica, Padova 1972).

41 La situazione italiana e i compiti del PCI, in: Gramsci, Scritti politici, Bd. 3, Anhang, S. 269-305 (deutsch in: Antonio Gramsci, Zu Geschichte, Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften, Frankfurt a.M. 1980, S. 148-163).

42 Vgl. Leo Trotzki, Ergebnisse und Perspektiven der chinesischen Revolution (28.6.1928), in: Schriften 2, Über China, Bd. 2.1 (1924-1928), Hamburg 1990, S. 335-391, hier S. 381.

43 Vgl. Palmiro Togliatti, Lezioni sul fascismo, Roma 1970 (deutsch: Lektionen über den Faschismus, Frankfurt a.M. 1973). Siehe auch Gramsci, Sul fascismo, herausgegeben von Enzo Santarelli, Roma 1974.

Eines jedenfalls ist offensichtlich: Togliatti, der am Ende alles tat, um den im Kerker einsitzenden Gramsci zu isolieren, wußte sehr wohl, welches intellektuelle Vermächtnis und Kapital dessen »Gefängnishefte« darstellten. 1948 begann er mit deren Veröffentlichung nach thematischen Schwerpunkten. In den siebziger Jahren, ein Jahrzehnt nach Togliattis Tod, erschien dann die von Valentino Gerratana besorgte vollständige historisch-kritische Ausgabe.[44]

Panzerzüge und Bewegungskriege – Die Gramsci-Trotzki-Frage

Zwei der Züge, die quer durch das 20. Jahrhundert eilen, hätten sich auf einem europäischen Großstadtbahnhof möglicherweise treffen können: Der einfache »Diretto« des süditalienischen Intellektuellen und der umgebaute Zug eines zaristischen Verkehrsministers, mit dem der sowjetrussische Kriegskommissar zwischen 1918 und 1921 von Frontabschnitt zu Frontabschnitt eilte. Nicht etwa, daß die beiden Reisenden einander physisch nie begegnet wären. Aber sie trafen sich zu früh, als daß ihr intellektueller Austausch hätte gleichberechtigt sein können. Der erst kürzlich aus dem Dunkel der sowjetischen Archive aufgetauchte Brief, mit dem sich der um zwölf Jahre ältere, in der kommunistischen Hierarchie so viel höher stehende Trotzki am 30. August 1922 an den in Moskau weilenden italienischen EKKI-Vertreter wandte, lautet:
»Lieber Genosse,
können Sie mir mitteilen, welche politische Rolle der Futurismus in Italien spielt? Wie war die Position Marinettis und seiner Schule während des Krieges? Wie ist ihre Position jetzt? Existiert die Gruppe Marinettis noch? Wie ist ihr Verhältnis zum Futurismus. Welches Verhältnis hat D'Annunzio zum Futurismus?
Ich danke Ihnen im Voraus für Ihre Antwort.«[45]
Gramsci teilte Trotzki mit, was er über den italienischen Futurismus wußte. Umgekehrt erhielt er von dem russischen Kriegskommissar Informationen und Einsichten, die um einiges wertvoller waren als all das, was er ihm über Marinetti und D'Annunzio schreiben konnte.
Es war die Zeit, in der die Kommunistische Internationale auf die faschistische Gefahr antworten mußte. In einigen ihrer Sektionen war die fatale »Offensivtheorie« als Theoretisierung einer »Märzaktion« der KPD aufgetaucht, die – in gramscianischen Termini gesprochen – als der *»Bewegungskrieg«* par excellence gelten konnte. Gramsci hätte einen solchen Krieg in Italien überhaupt nicht mehr führen können; so sehr war die Arbeiterbewegung schon in die Defensive geraten. Bordiga, Terracini, Togliatti und ihre Freunde hofften zu diesem Zeitpunkt noch, das bürgerliche Lager an drei Fronten an-

44 Die erste, »togliattianische« Ausgabe der Quaderni del carcere erschien zunächst bei Einaudi in Turin, später dann bei Editori riuniti in Rom, dem damaligen Parteiverlag des PCI, der heute dem PDS gehört. Die Gerratana-Edition wurde von Einaudi verlegt. Siehe auch Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, Hamburg 1991ff. (Erschienen sind bisher Band 1-6, weitere Bände sind angekündigt).

45 Leo Trotzki, An den Genossen Gramsci (30.8.1922), in: Dimitri Wolkogonow, Trotzki. Das Janusgesicht der Revolution, Deutsch von Jesna Jovanoska, Düsseldorf u.a., 1992, S. 249. Siehe auch »Brief des Genossen Gramsci über den italienischen Futurismus« (8.9.1922), in: Leo Trotzkij, Literatur und Revolution, nach der russischen Erstausgabe von 1924 übersetzt von Eugen Schaefer und Hans von Riesen, Berlin (West) 1968, S. 136-138.

greifen zu können: an der sozialreformistischen (Turati), an der katholischen (Don Sturzo) und an der faschistischen (Mussolini).[46]

Während die PCd'I-Führung in Italien selbst dabei war, die »Sozialfaschismus«-Verirrung Thälmanns und Remmeles zu antizipieren, redete Trotzki in Moskau beharrlich auf Gramsci ein und überzeugte ihn schließlich, daß neben dem Zusammenschluß mit den linken Maximalisten um G.M. Serrati auch die Einheitsfront mit den anderen Arbeiterorganisationen notwendig sei. Eine Einheitsfront der Art etwa, wie sie 1911 gegen den Libyenkrieg und 1914 während der »roten Woche« zustandegekommen war, als Italienerinnen und Italiener Eisenbahngeleise blockierten und aufrissen, um die Truppentransporte zu unterbinden, als Errico Malatesta den Sturz der Savoyer-Dynastie proklamierte und die Republikaner in der Romagna Freiheitsbäume aufpflanzten.[47]

Gramsci selbst nannte die »rote Woche«, an der Mussolini noch als Direktor des »Avanti!« und linker Sozialist mitgewirkt hatte, eine *»Revolution ohne Programm«*.[48] Ob seine Scheu vor dem Bewegungskrieg auch auf diese Erfahrung zurückgeht? Der Sarde wußte, daß es dem Faschismus gegenüber vorerst nur defensive Ziele geben konnte. Daß er dann nach Mussolinis »Marsch auf Rom« im Verlauf der Matteotti-Krise von 1924 versuchte, auch den Aventin – die Versammlung der aus dem terrorisierten Parlament ausgezogenen bürgerlichen und reformistischen Abgeordneten – für ein antifaschistisches Bündnis zu gewinnen, darf nicht als Vorwegnahme der Volksfrontbeschlüsse des 7. Weltkongresses der Komintern oder gar des »Historischen Kompromisses« gedeutet werden.

Mit der Gramsci-Trotzki-Frage haben sich außerhalb Italiens vor allem angelsächsische Autoren wie Perry Anderson[49] und Frank Rosengarten[50] beschäftigt. Anderson, der die leninistische Orthodoxie Gramscis durch »Antinomien« getrübt sieht, ist auf jeden Fall zuzustimmen, wenn er Gramscis Trotzki-Kritik in den »Gefängnisheften« nicht nur unberechtigt, sondern auch unverständlich nennt. Wer aus Trotzki den Kommandanten des Panzerzugs und Theoretiker des Bewegungskrieges schlechthin macht – und das tut Gramsci zum Teil auch wider besseres Wissen –, der sieht geflissentlich über die Attacken hinweg, die von der extremen Linken in der Komintern immer wieder gegen ihn vorgetragen wurden.

Es gehört zum gängigen Klischee, die Figur des Kriegskommissars immer wieder mit der Entenjagd, der geplanten Reiterattacke auf Indien, den raschen Vorstößen auf Georgien und Polen in Verbindung zu bringen. Im Falle Gramscis scheint es sich eher um eine Art partieller Amnesie zu handeln, die den Sarden nicht mehr erinnern ließ, wie er selbst im Verlauf der Diskussionen mit Trotzki von einigen seiner »linken Kinderkrankheiten« geheilt worden war.

---

46 Noch im Juli 1922, also drei Monate vor Mussolinis »Marsch auf Rom«, hatte Togliatti erklärt, *»der tückische Tyrann, gegen den sich alle Energien richten müssen«*, werde *»Turati, Don Sturzo und Mussolini – zusammengenommen – heißen«*. (Togliatti, Destra e sinistra, in: L'Ordine nuovo, 27.7.1922, zitiert nach Bocca, Palmiro Togliatti, Bd. 1, a.a.O. S. 63).

47 Vgl. Luigi Lotti, La settimana rossa, Firenze 1965.

48 Gramsci, Sovversivismo reazionario, in: L'Ordine nuovo, 22.9.1921, jetzt in: Scritti politici, Bd. 2, S. 229-231, hier S. 230.

49 Vgl. Perry Anderson, The Antinomies of Gramsci, London 1977 (deutsch: Antonio Gramsci. Eine kritische Würdigung, Berlin [West] 1979).

50 Vgl. Frank Rosengarten, The Gramsci-Trotsky-Question (1922-1932), in: Social Text (New York) Nr. 11, 1984/85.

Verwunderlich ist es jedenfalls nicht, daß manche Mitarbeiter und Schüler Antonio Gramscis, darunter Pietro Tresso[51] und Alfonso Leonetti,[52] über die Frage der Wende von 1929/30 mit Togliatti brachen und im Exil in Frankreich zur trotzkistischen Linken Opposition stießen.[53] Ebenso wenig verwunderlich scheint mir, daß Gramsci im Gefängnis die Kritik an dem linksradikalen Kurs teilte, den Togliatti auf Anraten der Komintern hin eingeschlagen hatte. Die unmittelbare Folge: Der zuvor vom PCd'I stets als großer Theoretiker gefeierte Gramsci wurde für eine Reihe von Jahren zur »Unperson«.[54]

Schlußbemerkung

Eine der bekanntesten, in den letzten Jahren immer wieder zitierten Redewendungen Gramscis handelt vom *»Pessimismus des Verstandes«* und vom *»Optimismus des Willens«*.[55] Zwischen beiden wäre jener *»Aktivismus der Verzweiflung«* anzusiedeln, den der Bänkelsänger Francesco Guccini in seiner von den italienischen Jugendlichen gegen Ende der siebziger Jahre besonders gern gehörten Ballade »La locomotiva« thematisierte. Es waren die Jahre des Historischen Kompromisses, der angestrebten und teilweise realisierten Regierungszusammenarbeit zwischen Kommunisten und Christdemokraten. Guccini besang einen anarchistischen Lokomotivführer, der eine Bombe auf seine Dampflok lud und versuchte, einen die Po-Ebene durcheilenden Luxuszug in die Luft zu sprengen. Die in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts spielende schaurig-schöne Geschichte endet damit, daß die dem Expreß unheilschwanger entgegenrasende Lokomotive in der Nähe von Bologna auf eine tote Linie umgeleitet und mitsamt dem unglücklichen Maschinisten in tausend Stücke zerrissen wird.
Auch bei Gerhart Hauptmann und Émile Zola sind Lokomotiven und Bahnanlagen der Erde ebenso nahe wie der Hölle. Nur in der Realität, so könnte man beschwichtigend hinzufügen, gelangen die meisten Züge sicher an ihr Ziel. Oft befinden sie sich ohnehin nicht auf freier Strecke, sondern werden im Verschiebebahnhof umgruppiert und neu zusammengestellt.

---

51 Vgl. Alfredo Azzaroni, Blasco. La vie de Pietro Tresso, Vorwort von Pierre Naville, Einführung von Ignazio Silone, Paris 1965; Paolo Casciola, Giorgio Sermasi, Vita di Blasco. Pietro Tresso, dirigente del movimento operaio internazionale, Vorwort von Emilio Franzina, Magrè di Schio 1985.

52 Vgl. Alfonso Leonetti, Un comunista, Vorwort von Ugo Dotti, Milano 1977.

53 Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Trotzkisten in Frankreich und Belgien vor allem mit den Bordiga-Anhängern zusammengearbeitet. Um Leonetti und Tresso bildete sich die »Nuova Opposizione Italiana«, die ein eigenes Bulletin herausgab. Vgl. All' opposizione nel PCI con Trotsky e Gramsci (Bollettino dell'Opposizione Comunista Italiana, 1931-1933), herausgegeben von Roberto Massari, Vorwort von Alfonso Leonetti, Roma 1977.

54 Vgl. Spriano, Gramsci in carcere e il partito (1977), zuletzt veröffentlicht als Beilage zu L'Unità vom 13.3.1988.

55 Die Stelle lautet: *»Jeder Zusammenbruch bringt intellektuelle und moralische Unordnung mit sich. Man muß nüchterne, geduldige Menschen schaffen, die nicht verzweifeln angesichts der schlimmsten Schrecken und sich nicht an jeder Dummheit begeistern. Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens.«* (»1. Heft, § 63«, in Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 1, a.a.O. S. 135f., hier S. 136).

Rezensionen und Hinweise

Petra Weber, Sozialismus als Kulturbewegung. Frühsozialistische Arbeiterbewegung und das Entstehen zweier feindlicher Brüder Marxismus und Anarchismus, Düsseldorf: Droste Verlag, 1989, 547 S.

Die möglicherweise fatalste und in ihren Konsequenzen gleichermaßen mörderische wie selbstmörderische Illusion derjenigen, die als Marxisten zu bezeichnen sich eingebürgert hat, bestand in der Leugnung der von Karl Korsch bereits vor langer Zeit formulierten und von Petra Weber gleich auf der ersten Seite ihrer auf einer Freiburger Dissertation beruhenden Arbeit zitierten schlichten Erkenntnis, daß Karl Marx *»nur einer unter vielen Vorläufern, Begründern und Weiterentwicklern der sozialistischen Bewegung der Arbeiterklasse (ist)«* und daß demzufolge Anarchisten wie z.B. Proudhon oder Bakunin *»ebenso wichtig«* sind. Über Generationen hinweg haben gläubige Marxisten allen Ernstes unter Einsatz aller ihnen zur Verfügung stehenden Mittel dafür agitiert, dem Begriff »vormarxistischer Sozialismus« zur wissenschaftlichen Reputation zu verhelfen und damit kundzutun, daß der wahre Sozialismus erst mit Marx und seinem Kompagnon Engels seinen geschichtlichen Auftritt erlebt habe. Der alte Unsinn, demzufolge der von der frühen Sozialdemokratie und den späteren Leninisten kanonisierte Marxismus der eigentliche »wissenschaftliche Sozialismus« sei, hat diesen zur puren Legitimationsideologie sozialdemokratischer und marxistisch-leninistischer Herrschaftsstrategien degradiert. Die marxistische, seit den zwanziger Jahren in verschiedenen Etappen auch in den bürgerlich-akademischen Bereich eindringende Intelligenz ist, indem sie aus der kritischen Theorie von Marx eine apologetische Systemphilosophie herausdestillierte, zum ideologischen Träger dieser Herrschaftsstrategien geworden. Diese Intelligenz hat sich einer neuen politischen Elite als Handlanger angedient, deren geistiger Horizont über die Beherrschung und Anwendung von Techniken politischer Herrschaftsgewinnung und -absicherung nicht hinausreichte. Zugrunde lag dem ein Verständnis von Arbeiterbewegung, das in Kategorien bürgerlicher Repräsentation dachte und argumentierte; Arbeiterbewegung wurde konsequenterweise nicht als eine Verkettung von sozialen Bewegungen interpretiert, die tatsächlich auf eine soziale Umgestaltung der als be- und unterdrückend erlebten sozialen Verhältnisse zielten, sondern als eine sich ihrer wahren geschichtlichen Bestimmung angeblich selbst nicht bewußte Artikulation von Forderungen, die von gewählten Repräsentanten aufzugreifen, zu bündeln und in den vorgefundenen politischen Repräsentativorganen der bürgerlichen Gesellschaft einzubringen seien. Arbeiterbewegung in diesem Sinne war von vorneherein ein bürgerliches Unternehmen zur bürgerlichen Verbesserung von als unbürgerlich empfundenen Verhältnissen; sie hatte integrierende soziale Maßnahmen im Auge, nicht die Aufhebung und Umwälzung von sozialen Strukturen. Zu den ersten Opfern dieses auf neue Herrschaft zielenden und zu diesem Zweck die mehr als berechtigten Forderungen der sozialen Unterklassen instrumentalisierenden Systemdenkens wurde Marx selbst, insofern er, jenseits aller im politischen Tageskampf in Auseinandersetzungen mit seinen diversen Opponenten zum Vorschein kommenden negativen Aspekte seines unbedingten Behauptungswillens, in allererster Linie ein Theoretiker war, der auf die Kritik der sozialen Verhältnisse und nicht auf die Etablierung einer Systemphilosophie abzielte.

Jegliche Beschäftigung mit der Geschichte, der Gegenwart und der Zukunft jener sozialen Fragen und Bewegungen, die den eigentlichen Gehalt dessen ausmachen, was begrifflich verkürzt als Arbeiterbewegung verhandelt wird, wird sich zuallererst einmal von dem Mythos Marxismus im hier skizzierten Sinne verabschieden müssen. Die Geschichte sowohl der sozialen Bewegungen als auch des sozialistischen Denkens im weitesten Sinne wird, soweit das ideologisierte marxistische Systemdenken die bisherigen Interpretationsrahmen beeinflußt oder bestimmt hat, seien sie nun sozialdemokratisch-sozialgeschichtlich ausgefranst oder auf parteiliche Zielvorgaben im marxistisch-leninistischen Sinne eingestimmt, neu gedacht und in vielerlei Hinsicht auch neu geschrieben werden müssen. Ein wesentlicher Aspekt bei der Destruierung des in herrschaftsabsichernder Absicht ideologisierten Systemmarxismus wird darin bestehen, Marx und sein kritisches Werk selbst wieder in den Blick zu nehmen, allerdings nicht im Sinne einer selbst schon unter Ideologieverdacht stehenden Rekonstruktion, sondern im Sinne einer Relativierung; das Potential des kritischen Theoretikers Marx muß in seiner Zeitgebundenheit gesehen werden. Die theoretischen und politischen Aktivitäten von Marx sind in den Kontext der sozialen Bewegungen seiner Zeit zu stellen und sein Werk ist der inhaltlichen Konfrontation mit den Schriften zeitgenössischer Sozialisten auszusetzen; von einem Marxismus als exklusivem wissenschaftlichem Sozialismus wird zukünftig nicht mehr ernsthaft die Rede sein können.

In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hatten sich im Kontext einer verstärkt vorangetriebenen Industrialisierung und der damit einhergehenden Herauskristallisierung neuer Klassenstrukturen vielfältig differenzierte Arbeiter- und Handwerkerbewegungen entwickelt, deren Theoretiker auf die neuen sozialen Herausforderungen mit sozialistischen Gegenentwürfen reagierten, in denen Anbindungen an tradierte Vorstellungen einer moralischen Ökonomie des Volkes und Vorwegnahmen einer neu zu strukturierenden Gesellschaft eine nicht zuletzt vom Selbstbewußtsein dieser Bewegungen zeugende Mischung eingingen. Der möglicherweise zentrale Apekt dieser sozialistischen Gegenentwürfe war, so Petra Weber, die *»Idee der Assoziation als Ausdruck der Suche nach einer neuen solidarischen Lebens- und Arbeitsform, nach neuen kulturellen und moralischen Werten«*. Von diesen in sich differenzierten, aber noch nicht in prinzipiell gegensätzliche Parteiungen zerfallenen originären Arbeiter- und Handwerkerbewegungen mit ihren originellen, um die Idee solidarischer Assoziationen kreisenden Zukunftsentwürfen wandten sich seit Mitte der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts Marx und Engels ab, indem sie sich zu einem *»progressiven Industrialismus«* bekannten, demzufolge die angestrebte Emanzipation des Proletariats erst in der Folge einer vollen Entfaltung der Produktivkräfte realisiert werden könne, aus einer Gegenwartsaufgabe also zu einer strategisch anzugehenden Zukunftsaufgabe wurde. Sowohl die originären sozialen Bewegungen als auch deren theoretische Selbstverständigungsversuche wurden somit zu einer bloßen Etappe in einem nur noch von einer über das entsprechende Bewußtsein verfügenden Intelligenz zu durchschauenden historischen Gesamtprozeß degradiert; insofern hat Marx selbst den Grundstein für jenen erst später voll ausgebildeten ideologisierten Systemmarxismus gelegt, der zu bloßem Herrschaftswissen zerfiel.

Im Gegensatz zu diesem Etappendenken *»hält der Anarchismus am moralisch-kulturellen Erbe des Frühsozialismus fest und sieht in der Praxis der frühsozialistischen Arbeiterbewegung die Grundlage für eine neue assoziative Lebensordnung der Men-*

schen, die in den anarchistischen Ideen ihr theoretisches Fundament erhalten soll«. Die Gesellschaftsentwürfe sowohl der Frühsozialisten als auch der Anarchisten basierten nicht auf einer für den Marxismus zunehmend bezeichnender werdenden Etappentheorie, sondern auf dem Glauben an die »*moralische Höherwertigkeit ihrer gemeinschaftlichen Lebens- und Arbeitsweise*« gegenüber dem egoistischen Besitzindividualismus. Im Gegensatz zu der Anbindung der marxistischen Theorie an die ökonomische Logik der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft haben die Anarchisten immer an jenem von den Frühsozialisten formulierten kulturellen Gegenentwurf zur Reduzierung der Menschen auf ökonomische Subjekte und die daraus resultierende Individualisierung festgehalten. Eben diese »*Kontinuität von Frühsozialismus und Anarchismus in ihrem Selbstverständnis als Kulturbewegung*« aufzuzeigen, hat sich Petra Weber zur Aufgabe gestellt, wobei sie sich »*auf die Entwicklung der sozialistischen Bewegung Frankreichs (konzentriert), weil hier das frühsozialistische Erbe bis Ende des 19. Jahrhunderts lebendig blieb und sich daher die Kontinuitätslinien zum Anarchismus unmittelbar aufzeigen lassen«.*

Im Zentrum des ersten Kapitels, das rund die Hälfte des Buches ausmacht, steht das bereits angesprochene Konzept der Assoziation, die nicht nur, in eher theoretischer Hinsicht, das Versprechen zur Stiftung eines neuen, an alte Traditionen unmittelbar anknüpfenden und alle Lebensbereiche umfassenden und integrierenden Lebenszusammenhangs enthielt, sondern auch, in eher organisatorischer Hinsicht im politischen Tagesgeschehen, als in die Gegenwart hineinreichende Keimzelle einer zukünftigen neuen Gesellschaft empfunden wurde: »*Weltanschauliche Basis, lebensgemeinschaftliche Praxis und politische Organisation bilden eine Einheit.*« Es versteht sich von selbst, daß eine solche Konzeption, in der frühsozialistischen Periode zum einen Reflex auf die spätestens seit der Französischen Revolution von 1789 manifest gewordene Krise der europäischen Feudalgesellschaften und zum anderen theoretische und praktische Alternative zu der als katastrophalen Einbruch in überkommene Lebenswelten erlebten zunehmenden Industrialisierung, unterschiedlichste und gegensätzlichste Ausprägungen erfahren hat. Der die Industrialisierung vollauf bejahende, auf eine »*universelle Assoziation der Produzenten*« zielende Sozialismus Saint-Simons hatte in seinen Grundgedanken wenig gemein mit dem »*Liebessozialismus*« Fouriers, der sich vom Primat der Ökonomie und der eindimensionalen Logik der Produktivität abwandte und »*im Namen der Erotik der bürgerlichen Gesellschaft den Prozeß*« machte. Von diesen intellektuellen Sozialisten wiederum abzugrenzen ist der im eigentlichen Sinne jakobinische Sozialismus, der auf einen naturrechtlich begründeten Gleichheitskommunismus abzielte und in den von Petra Weber vorgestellten Sozialisten Pierre Leroux, Etienne Cabet und Louis Blanc sich in vielen einzelnen Punkten widersprechende Exponenten gefunden hat.

Es waren schließlich die im Gefolge der Auseinandersetzungen in der Ersten Internationale sich herausbildenden anarchistischen Milieus, in denen frühsozialistische Ideen und Praxis auf einen fruchtbaren Boden fielen. Während marxistisch-sozialdemokratische Kreise nunmehr eindeutig die Etablierung zentralisierter Parteien ins Auge faßten und vom zukünftigen Volksstaat zu träumen begannen, konzentrierten sich anarchistische Theoretiker wie Proudhon, Bakunin und Kropotkin – mit jedem von ihnen setzt sich Petra Weber ausführlich auseinander – auf die von ihnen vorgefundenen Lebens- und Arbeitszusammenhänge, die ihnen zum unmittelbaren Anknüpfungspunkt

für eine alternative, in der Gegenwart zu lebende und nicht bloß für eine ferne Zukunft zu planende Arbeiterkultur wurden. Während Marxisten und Sozialdemokraten den Sozialismus als Resultat eines mit eherner Notwendigkeit ablaufenden ökonomischen Prozesses betrachteten, knüpften frühsozialistische und anarchistische Theoretiker an die autonome Arbeiter- und Volkskultur an, deren solidarische Lebensweisen mit den ihnen eigenen moralischen und ethischen Dimensionen zum Ausgangspunkt und Experimentierfeld einer nicht bloß zu erträumenden, sondern in der Gegenwart auch zu lebenden Alternative zur kapitalistischen Konkurrenzgesellschaft wurden. Der Widerspruch zwischen der Anbindung an die industrielle Logik mit ihrem Fortschrittsglauben und ihrem kapitalistischen Arbeitsethos einerseits und dem Festhalten an der moralischen Ökonomie im Rahmen einer autochthonen Unterklassenkultur prägt auch die weiteren von Petra Weber behandelten Themenkomplexe.

Im zweiten Kapitel konfrontiert sie die Apologeten eines hemmungslosen Industriesozialismus (Saint-Simon und Marx) mit den Verteidigern einer aus heutigen Sichtweisen auf einen Ökosozialismus hinauslaufenden genossenschaftlichen Alternativökonomie (Fourier, Proudhon und Kropotkin), im Zentrum des dritten Kapitels stehen die unterschiedlichen und – zumindest was die Sozialdemokratie betrifft, die zum Staat schon immer ein grundsätzlich positives Verhältnis hatte – zum Teil auch konträren Einschätzungen des modernen Staates, die bei vielen Anarchisten zu Anknüpfungen an kommunalsozialistische Traditionen führten, während das Staatskonzept bei Sozialdemokraten und Marxisten – Marx und Engels selbst allerdings sind von dieser vereinfachenden Einschätzung auszunehmen, da ihre Äußerungen zum modernen Staat erheblich komplexer sind – letztlich auf einen *»bürokratischen Anstaltsstaat«* hinausläuft. Im vierten und letzten Kapitel geraten Revolutionsauffassungen und revolutionäre Praxis von Marxisten und Anarchisten ins Blickfeld der Autorin. Während der Marxismus an jakobinische Traditionen anknüpft, dabei aber im Widerspruch zwischen ökonomisch bedingtem Attentismus und politischem Aktivismus befangen bleibt, der bei Sozialdemokraten und Bolschewiki eine völlig gegensätzliche Auflösung erfährt, haben Anarchisten und in ihrem Gefolge Syndikalisten immer auf ein aktuelles, aus den jeweiligen desolaten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen herrührendes Potential an Empörung gesetzt und dieses auf unterschiedlichste Weise mit der Absicht einer unmittelbaren Veränderung dieser Verhältnisse zu organisieren versucht.

Sowohl was die ökonomischen Grundlagen als auch die politisch-staatlichen Rahmenbedingungen, die politische Praxis und insbesondere die positive Anknüpfung an eine als verteidigenswert empfundene autonome Unterklassenkultur betrifft, gibt es markante Unterschiede zwischen der marxistisch-sozialdemokratischen Tradition auf der einen Seite und der frühsozialistisch-anarchistischen Tradition auf der anderen Seite. Die komplexen Zusammenhänge, die gegenseitigen Beeinflussungen und Abgrenzungen auch unter aktuellen Fragestellungen detailliert und umfassend herausgearbeitet zu haben, darf man der Arbeit von Petra Weber als Verdienst anrechnen. Ohne in eine unkritische Apologie zu verfallen – gerade auch manche Aporien der frühsozialistisch-anarchistischen Tradition werden in aller notwendigen Deutlichkeit benannt – kann man angesichts der gegenwärtigen ökonomischen, politischen und kulturellen Krisensituation, der gegenüber die Umbrüche zu Beginn der Industrialisierung als eher harmlos erscheinen mögen, immerhin feststellen, daß die in dieser aktuellen Krisensituation kulminierenden *»destruktiven Tendenzen der Einbahnstraße des*

Industrialismus, die der Marxismus und daran anknüpfend die Sozialdemokratie beschritt, von den Anarchisten scharfsinnig aufgezeigt (wurden)«, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, *»einen gangbaren Ausweg aus dieser Einbahnstraße, der nicht den vollkommenen Auszug aus der Industriegesellschaft bedeutet hätte«*, zu finden. Gerade diese ›Schwäche‹ aber macht auf paradoxe Weise vielleicht die eigentliche Stärke der frühsozialistisch-anarchistischen Tradition aus. Im Gegensatz zum Marxismus, der die Notwendigkeit des Sozialismus aus einer zur Geschichtsphilosophie geronnenen Geschichtsbetrachtung glaubte ableiten zu können und dessen Adepten sich in einem zur bloßen Herrschaftsideologie degenerierten Systemmarxismus glaubten einrichten zu können, ist die frühsozialistisch-anarchistische Tradition Ausdruck einer vielfältig ausdifferenzierten, von daher auch überhaupt nicht zu systematisierenden, in ihrer jeweiligen Gegenwart lebendigen Widerstandskultur. In dieser Tradition artikulierten sich konkrete Menschen, deren Anspruch in allererster Linie darin bestand, in ihrem jeweiligen Kontext ein in ihren Augen solidarisches und moralisches Leben gegen ökonomische und politische Unterdrückung zu führen, während in der marxistisch-sozialdemokratischen Tradition die Menschen zu bloßen Erfüllungsgehilfen einer unabhängig von ihnen gesetzmäßig ablaufenden Geschichte zu werden drohen. Die Widerstandskulturen der frühsozialistisch-anarchistischen Milieus mögen in der Auseinandersetzung mit dem von ihnen, wie die bisherige Geschichte gezeigt hat, zwar nicht aufzuhaltenden, aber immer wieder in Frage gestellten Moloch Industrie gescheitert sein; das Scheitern des Molochs Industrie allerdings wird schrecklicher sein.

Wolfgang Braunschädel

Max Nettlau, Geschichte der Anarchie Band 1. Der Vorfrühling der Anarchie. Ihre historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864. Hg. von Heiner Becker. Neudruck der Ausgabe Berlin, Verlag »Der Syndikalist« 1925. Mit einer neuen Einleitung, Illustrationen, Register und Druckfehlerverzeichnis versehen, Duisburg/Aßlar-Werdorf: Bibliothek Thélème, 1993.

All jenen, die sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung, des Sozialismus, des Anarchismus beschäftigen, müßte der Name Max Nettlau (1865-1944) ein Begriff sein – was leider nicht der Fall ist. Seiner jahrzehntelangen Arbeit als Sammler und Autor ist es zu verdanken, daß wichtiges Quellenmaterial zu den sozialen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhundert erhalten geblieben ist. Da sein umfangreicher Nachlaß – der im IISG-Amsterdam aufbewahrt wird, er bildet neben dem Marx/Engels- und dem Kautsky-Archiv überhaupt den Grundstock der Sammlung des IISG – bislang nur in Ansätzen ausgewertet wurde, können dort noch reiche Schätze vermutet werden. Neben zahlreichen Aufsätzen in diversen Periodika der internationalen anarchistischen Bewegung, aber auch in akademisch/bürgerlichen Zeitschriften, wie z.B. Carl Grünbergs »Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung«, zählen die Biographien über Errico Malatesta und Elisée Reclus – eine großangelegte Biographie Michael Bakunins konnte er leider nie veröffentlichen, trotz zahlreicher Vorstudien und sehr umfangreichen, ausgereiften Manuskripten (eine erste Fassung erstellte er in den Jahren 1896-1900 mit dem Autocopisten in einer Auflage von lediglich 50 Exemplaren) – seine frühe »Bibliographie de l'Anarchie« (Brüssel 1897) und vor allem seine »Geschichte der Anarchie« zu seinen wichtigsten Werken. Der Verlag des

»Syndikalist« gab bis 1933 drei Bände heraus, zwei weitere (die Bände vier bis sieben waren von Nettlau seit den dreißiger Jahren zur Veröffentlichung fertiggestellt worden, insgesamt sollten zehn Bände erscheinen) konnten erst in den achtziger Jahren posthum veröffentlicht werden. Diese Edition wurde nach langen Verhandlungen nicht weitergeführt. Nun unternimmt Heiner Becker, der sich anscheinend als »Nachlaßverwalter« Nettlaus sieht, den lobenswerten Versuch, eine auf neun Bände angelegte Gesamtausgabe herauszugeben, die auch erstmalig eine detaillierte Bibliographie Nettlaus enthalten soll. Die Bedeutung dieses Vorhabens für die Forschung kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden und es wäre wirklich schade, wenn das Projekt scheitern würde. Der erste Band liegt nun vor und bietet neben einem sinnvollen Register und Korrekturen des Originals, das einfach nachgedruckt wurde, eine Einführung in Leben und Werk Nettlaus von Heiner Becker, der mit Sicherheit wie kein anderer mit dem Material vertraut ist. Das hat vielleicht den Nachteil, daß neben der gelungenen Schilderung der Persönlichkeit Nettlaus eine Einordnung in den Kontext der Geschichtsschreibung des Sozialismus und die inhaltliche – zeitlose – Relevanz seiner polemischem Essays, die Nettlau auch schrieb, vernachlässigt wird.

Nettlau überarbeitete für diesen ersten Band in nur sechs Wochen, zwischen dem 3. November und dem 15. Dezember 1924, mehrere Artikel, die in der kurzlebigen französischen Zeitschrift »L'Idée anarchiste« (Paris), der Wochenbeilage von »La Protesta« (Buenos Aires) und in der »Freie(n) Arbeiterstimme« (New York/Philadelphia) erschienen waren – im Mai und Juni 1925 folgten einige Korrekturen. Seine Einleitung – »Zur Urgeschichte von Freiheit und Autorität« – faßt im Grunde all seine wesentlichen Auffassungen hinsichtlich der Idee des Sozialismus zusammen und er beschreibt darin seine Motivation zur Arbeit im Bereich der (historischen) Wissenschaft, der sich vielleicht gerade die Leser dieser Zeitschrift zur Bestätigung oder als notwendige Kritik stellen sollten.

Zu den Menschen, die in ihrem privaten Umfeld etwas für die Freiheit tun, zählt er *»diejenigen, die ihre geistige Ueberlegenheit nicht zur Herrschaft und Ausbeutung verwendeten, wie die politischen Führer und die Priesterkaste, sondern die sie unbekümmert der Menschheit zur Verfügung stellten, – Erfinder und Gelehrte. Mit ihnen und mit der Verbreitung ihrer Kenntnisse durch Unterricht beginnt die erste Befreiungstätigkeit der Menschheit.«* (S.7) Zu den selten erwähnten konstruktiven Unternehmungen der Anarchisten der Jahrhundertwende und des frühen 20. Jahrhunderts zählen die Versuche, andere Formen wissenschaftlicher Forschung und Lehre zu finden – erinnert sei an die »Université Nouvelle« in Brüssel, zu deren Professoren z.B. Elisée Reclus gehörte. Nettlau konstatiert: *»Da die Wissenschaft sich der allgemeinen Entwicklung zur Verfügung stellt, so bemächtigte sich auch die Autorität ihrer Resultate und befestigte ihren Zwingbau durch dieselben; ...so entstand die ›offizielle‹ Wissenschaft, welche die wirkliche Wissenschaft immer von neuem über den Haufen rennen muß.«* (S. 8)

Nettlau beginnt seine Geschichte des Anarchismus nicht erst mit der Französischen Revolution, sondern in der Antike, berichtet über die Freiheitskämpfe des Mittelalters und der frühen Neuzeit, ganz seiner Überzeugung entsprechend, daß man die Geschichte als permanente Freiheitssuche der Menschen interpretieren kann, obwohl *»diese Geschichte eine sehr getrübte, an Irrwegen und Rückschlägen reiche«* ist. Weiter behandelt Nettlau in diesem Band William Godwin, den ersten modernen po-

litischen Theoretiker, der im Grunde alle wesentlichen Teile der anarchistischen Gesellschaftsanalyse antizipierte, die Frühsozialisten, den amerikanischen Individualismus (Josiah Warren), den frühen Kommunismus des »Humanitaire«, Proudhon und den Proudhonismus, Anselm Bellegarique, Joseh Déjacque und Ernest Courderoy, den er durch die Herausgabe des dreibändigen Werkes »Jours d'Exil« (Paris 1910/11) den Zeitgenossen in Erinnerung brachte. Das Buch endet mit Bakunin und seinem Beitritt zur Ersten Internationale.

In seiner typischen, leicht ironischen Art bemerkt Nettlau zum Schluß: *»Der Vorfrühling der Anarchie, bis 1864, wie er hier vorgeführt wird, würde durch einige wirkliche internationale Bibliotheksarbeit leicht eine wesentliche Ergänzung und Vertiefung erfahren, und ein Buch von 500 Seiten statt diesem Buch von 200 Seiten* [es sind 234 Seiten] *würde dann dem umfangreichen Gegenstand einigermaßen gerecht werden«* (S. 234).

Manfred Burazerovic

Richard Saage, Politische Utopien der Neuzeit, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1991, 364 S.

Helmut Jenkis, Sozialutopien – barbarische Glücksverheißungen? Zur Geistesgeschichte der Idee von der vollkommenen Gesellschaft, Berlin: Duncker & Humblot, 1992, 535 S.

Die nach dem Zusammenbruch der autoritären staatssozialistischen Systeme anhaltende Rede vom Ende der Geschichte und dem daraus folgenden endgültigen Abschied von utopischem Denken beinhaltet nichts anderes als das, was man fälschlicherweise utopischem Denken unterstellt: den Versuch, einen bestimmten gesellschaftlichen Zustand festzuschreiben und für allgemeingültig zu erklären. Es ist tatsächlich richtig, daß utopisches Denken, insbesondere da, wo es sich um detaillierte und zum Teil bis in persönlichste Belange hineinreichende Beschreibungen zukünftigen Zusammenlebens bemühte, auch auf die Herstellung eines statischen Gesellschaftszustandes abzielte, in dem jedwedes Glücksverlangen in den vorgegebenen Spielregeln des sozialen Zusammenlebens seine Erfüllung finden sollte. Der eigentliche Anlaß utopischen Denkens liegt aber nicht in einer voraussetzungslosen, mehr oder minder spielerischen Konzeption gesellschaftlicher Endzustände, sondern in den jeweils vorgefundenen realen gesellschaftlichen Verhältnissen, die demjenigen, der in kritischer Absicht in die utopische Ferne schweift, aus welchen Gründen auch immer ungenügend erscheinen. Jedwede, auch zukünftige gesellschaftliche Realität aber wird in unterschiedlichem Maße auf kritische Resonanz stoßen. Utopisches Denken lebt von daher zwar von Ideen und Vorstellungen einer idealen Gesellschaft, die diesem Denken immanente Logik aber treibt über jeden imaginierten Endzustand einer Gesellschaft hinaus, so daß sich jeder Endzustand nur als Zwischenzustand erweisen wird. Auf diese dem utopischen Denken eigene Dynamik hatte vor gut hundert Jahren bereits Oscar Wilde hingewiesen: *»Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keinen Blick, denn sie läßt die eine Küste aus, wo die Menschheit ewig landen wird. Und wenn die Menschheit da angelangt ist, hält sie Umschau nach einem besseren Land und richtet ihre Segel dahin.«* Im Gegensatz zu konservativen Gemeinplätzen und einem auf die Verfestigung des politischen, ökonomischen und kulturellen status quo konzentrierten Denkens

bedarf es gerade der Lust an der Utopie, um die Entwicklungsmöglichkeiten einer Gesellschaft offen zu halten und jedweden totalitären Vereinheitlichungstendenzen entgegenzuarbeiten. Es ist von daher ohne Zweifel kein Zufall, daß gerade in den autoritären Systemen dieses Jahrhunderts, im Faschismus, im Nationalsozialismus und auch in den Staatssozialismen verschiedenster Provenienz jegliches utopisches Denken tabuisiert war. Utopieverbot, so könnte man ohne weiteres schlußfolgern, ist ein Gradmesser für die totalitäre Ausrichtung und Strukturierung einer Gesellschaft; in dieser Hinsicht ist die gegenwärtig grassierende Diffamierung und Tabuisierung utopischen Denkens ein in jeder Hinsicht bedenkliches und alarmierendes Zeichen.

Utopisches Denken aber lebt nicht nur von Zukunftsentwürfen, sondern auch von der kritischen Reflexion der eigenen Tradition. Mit den beiden Arbeiten von Saage und Jenkis liegen zwei Überblicksdarstellungen vor, wie sie von ihren Absichten her unterschiedlicher kaum sein könnten. Saage geht in seiner Darstellung *»von der Prämisse aus, daß politische Utopien Fiktionen innerweltlicher Gesellschaften sind, die sich entweder zu einem Wunsch- oder Furchtbild verdichten«* und sich in ihrer *»Zielprojektion« »durch eine präzise Kritik bestehender Institutionen und sozio-politischer Verhältnisse aus(zeichnen), der sie eine durchdachte und rational nachvollziehbare Alternative gegenüberstell*(en)*«*. Ausgehend von dieser Prämisse wertet Saage 36 politische Utopien der Neuzeit aus, wobei er zum ersten grundsätzlich zwischen archistischen, d.h. herrschaftsbezogenen und anarchistischen, d.h. herrschaftsfreien Utopien unterscheidet, zum zweiten auf analytischer Ebene zwischen Zeitdiagnostik bzw. Sozialkritik, normativen Aussagen über das Gemeinwohlideal, Informationen über die soziale Struktur des anvisierten Gemeinwesens sowie seiner politischen Verfassung differenziert und zum dritten schließlich den *»überzeitlichen Implikationen«* der jeweiligen politischen Utopie ihren *»epochenspezifische*(n) *Charakter«* gegenüberstellt. Den *»staatsunmittelbaren«* politischen Utopien der frühen Neuzeit, in denen alle gesellschaftlichen Teilbereiche dem Staat untergeordnet sind, folgt in den von Absolutismus und Aufklärung bestimmten Epochen eine verstärkte Ausdifferenzierung von archistischen und anarchistischen Elementen. Die Utopien des 19. Jahrhunderts reagieren mit unterschiedlichen Modellen (etatistische Planwirtschaft bei Cabet, genossenschaftliche Wirtschaftsmodelle bei Owen und Fourier) auf die Probleme der industriellen Revolution und die damit zusammenhängenden spezifischen Formen sozialer Auseinandersetzungen. Das 20. Jahrhundert erlebt neben der Tradierung klassischer utopischer Elemente mit der Betonung des wissenschaftlich-technischen Aspektes (hier verweist Saage insbesondere auch auf das sowjetische Experiment) die mittlerweile schon klassischen negativen Utopien von Samjatin, Huxley und Orwell sowie die von Saage so genannten postmateriellen Utopien von Skinner, Le Guin und Callenbach. Ohne nun im einzelnen auf die von Saage diskutierten und vorgestellten Autoren oder die einzelnen Problemkomplexe wie z.B. Sexualität und Geschlechterbeziehung, Zusammenhang von Arbeit und Muße, Bedeutung von Wissenschaft und Technik, Verschiebung von räumlichen Utopien (Inseln) zu zeitlichen Utopien im Zusammenhang mit der Vereinnahmung utopischen Denkens durch geschichtsphilosophische Konstruktionen in ihrem jeweiligen historischen Kontext eingehen zu können, läßt sich resümierend festhalten, daß der materialistische Erklärungs- und Deutungsansatz von Saage konsequenterweise an der Möglichkeit von utopischem Denken festhalten muß. *»Das neue utopische Denken wird freilich nur dann aufgeklärt und zukunftsfähig sein«,* so die von Saage ange-

deutete Perspektive, *»wenn es den Ausgleich zwischen den unverzichtbaren Rechten der Einzelnen und den unabweisbaren Ansprüchen eines solidarischen ›Ganzen‹ im Medium der säkularisierten Vernunft sucht, ohne den Spannungsbezug zwischen diesen Polen aufzuheben. Es erhebt mithin einen Geltungsanspruch, der nicht als Totalrevision, sondern als kritisches Korrektiv und regulatives Prinzip auf die Problemlage der dritten industriellen Revolution bezogen ist.«*

Völlig konträr zu Saage läßt Jenkis von vorneherein an seiner prinzipiellen Ablehnung politischer Utopien nicht den geringsten Zweifel: Er zielt in seiner Darstellung darauf ab, *»in einem geistesgeschichtlichen Überblick die Staats- und Sozialutopien darzustellen und herauszuarbeiten, daß diese – wenn immer sie realisiert wurden oder verwirklicht werden sollten – inhuman und barbarisch waren bzw. sind«.* In seiner auf jede materialistische Verortung der einzelnen utopischen Konzeptionen verzichtenden ideengeschichtlichen Darstellung reduziert sich die lange und in sich nicht nur völlig widersprüchliche, sondern, wie man bei Saage nachlesen kann, vielfach auch kaum in irgendwelche inhaltlichen Übereinstimmungen zu bringende Tradition utopischen Denkens auf einen *»Konflikt zwischen der Idee oder dem Ideal einer vollkommenen Gesellschaft und den anthropologischen Anlagen und Grenzen der Menschen«.* Ein solcher ahistorischer Ansatz verzichtet von vorneherein auf eine ins Detail gehende und die Funktion von utopischem Denken bestimmende analytische Duchdringung, da er dieses Denken einem dichotomisch strukturiertem Modell (Ideal – Realität) subsumiert und negativ konnotiert. Jenkis kann sich folglich, nachdem er im ersten Kapitel auf Begriff und Formen der Utopie – er unterscheidet zwischen Staats- und Sozialutopien, religiösen Utopien und technischen Utopien oder Science Fiction – eingegangen ist, auf die zum Teil recht detaillierte deskriptive Aneinanderreihung utopischer Entwürfe beschränken. Er beginnt mit den klassischen Staatsutopien (von den Sonneninseln des Jambulos über Plato, Thomas Morus, Tommaso Campanella, Johann Valentin Andreae bis zu Francis Bacon), kommt dann auf Thomas Müntzer, die Wiedertäufer in Münster und den Jesuitenstaat in Paraguay zu sprechen, handelt *»die Irrtümer der Utopisten im 19. Jahrhundert«* (Owen, Fourier, Cabet) ab, entlarvt den Terror in der Sowjetunion als Konsequenz des ›wissenschaftlichen Sozialismus‹ von Marx und Engels und Lebensborn und Euthanasie als Umsetzung des *»Mythos vom arischen Menschen«.* Jenseits aller im einzelnen zutreffenden oder auch fehlgehenden Skizzierungen mündet Jenkis' immer wieder auf nicht näher bezeichnete anthropologische Strukturen des Menschen Bezug nehmende Darstellung in der Empfehlung, auf utopisches Denken zu verzichten, denn, so die bemerkenswerte Begründung, *»sollte aber entgegen allen bisherigen Erfahrungen die Verwirklichung des utopischen Ideals ohne diktatorischen Zwang gelingen, dann wäre er* (der Mensch) *auch nicht glücklich, da seine Fähigkeit, Glücksmöglichkeiten zu ertragen begrenzt ist«.* Wer sich mit solcherlei Glaubensbekenntnissen und den daraus resultierenden bloß deskriptiven Aneinanderreihungen utopischer Modelle nicht zufrieden geben will und utopisches Denken als eine Form der Auseinandersetzung mit sozialen Realitäten versteht, wird sich bei Jenkis zwar mancherlei Informationen, tatsächliche Anregungen aber in erheblich größerem Maße bei Saage holen können.

Wolfgang Braunschädel

Friedrich-Wilhelm Henning, Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands, Band 1: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Paderborn/München/Wien/Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh, 1991, 1090 S.

Im Anschluß an die seit 1973 in mehreren Auflagen erschienenen und als Einführungstexte bewährten fünf Bände seiner »Wirtschafts- und Sozialgeschichte« sowie seiner Geschichte der »Landwirtschaft und ländliche(n) Gesellschaft in Deutschland« hat Friedrich-Wilhelm Henning jetzt den ersten seines auf insgesamt drei Bände angelegten »Handbuchs der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands« vorgelegt. Dieser erste Band setzt in einem kurzen Kapitel mit einer Skizzierung der Vor- und Frühgeschichte ein und befaßt sich dann mit den gut tausend Jahren von den Anfängen der feudalistischen Gesellschaft bis zum Ausgang der frühen Neuzeit, während für die Bände 2 und 3 jeweils ein Jahrhundert, das 19. bzw. das 20., vorgesehen sind. Schon allein die Tatsache, daß ein solches notwendigerweise interdisziplinär angelegtes Unternehmen, im Gegensatz zu dem von Hermann Aubin und Wolfgang Zorn in den siebziger Jahren herausgegebenen zweibändigen *»ersten großen Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte«* von einem einzelnen Autor angegangen wird, verdient Beachtung.

Henning beschränkt sich in seiner Darstellung der vorindustriellen Phase der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Antizipation der für die beiden folgenden Bände in Frage kommenden räumlichen Ausdehnung *»in etwa auf das (klein-)deutsche Gebiet des ausgehenden 19. Jahrhunderts«* und weist vorsorglich darauf hin, daß angesichts der zeitlichen Dimension *»nur die Grundlinien der Entwicklung dargelegt werden«*. Die Geschichte der im eigentlichen Sinne politischen Institutionen sowie die der kulturellen Entwicklung werden in die Darstellung nur insoweit einbezogen, als dies im Einzelfall unbedingt notwendig ist. Im Zentrum der Darstellung stehen die Bevölkerungsentwicklung, die Entwicklung von landwirtschaftlicher Produktion und ländlichem Gewerbe, die Herauskristallisierung und Ausdifferenzierung der städtischen Wirtschaft, der gewerblichen Wirtschaft, des Dienstleistungssektors, des öffentlichen Finanzwesens, von Handel und Verkehr und insbesondere auch die soziale Schichtung und Klassenbildung im Übergang von feudalistischer zu frühkapitalistischer Wirtschaft und, damit zusammenhängend, die Geschichte der sozialen Absicherungen und der sozialpolitischen Einrichtungen. In insgesamt sechs Kapiteln – auf das schon erwähnte Einleitungskapitel zur Vor- und Frühgeschichte folgen die weit ausführlicheren Kapitel zur Enstehung der feudalistischen Gesellschaft, zur Periode der Städtegründungen, der Ostkolonisation und der Entstehung der Landesherrschaften (1150-1350), zur Blütezeit der städtischen Wirtschaft (1350-1470), zum Zeitalter der Preisrevolution (1470-1618) und zur Blütezeit des Kameralismus – skizziert Henning die großen Entwicklungslinien, geht aber auch auf anschauliche Weise, unterstützt durch zahlreiche Abbildungen, Graphiken und Tabellen, auf konkrete Beispiele und Ereignisse aus unterschiedlichen Regionen ein. Immer wieder werden auch theoretische Erklärungsmodelle hinsichtlich bestimmter Entwicklungsprozesse vorgestellt, so z.B. im Hinblick auf den Übergang vom Feudalismus zum Frühkapitalismus, wo Henning kurz auf die entsprechenden Interpretationen von Werner Sombart, Max Weber und Joseph A. Schumpeter, eher beiläufig auch auf die von Karl Marx, eingeht. Insgesamt vermittelt die flüssig geschriebene und gut lesbare Arbeit einen vorzüglichen Überblick über jene sozialen und

wirtschaftlichen Prozesse, die auf die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts hinauslaufen, die durch die Einbettung in langfristige historische Prozesse ihren so oft betonten eruptiven Charakter verliert; auf Hennings Darstellung der weiteren sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung im 19. Jahrhundert darf man gespannt sein. Abgeschlossen wird der vorliegende Band mit einem zwar nicht ausufernden, aber doch recht umfangreichen Literaturverzeichnis und den für die Arbeit mit einem solchen Werk unerläßlichen Registern: einem Personen- und Ortsregister und einem detaillierten Sachregister.

Friedrich Homburg

Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1992, 890 S.

Nach den drei Bänden Heinrich August Winklers zur Weimarer Republik und den beiden ersten Bänden Jürgen Kockas zum 19. Jahrhundert liegt mit dem hier anzuzeigenden ersten von insgesamt vier geplanten Bänden zum Kaiserreich der insgesamt siebte Band der »Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts« vor. Ritter und Tenfelde legen mit ihrem Band die sozialgeschichtlichen Grundlagen für die in den zwei folgenden Bänden abzuhandelnde Bewegungsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung der damaligen Jahre, »*also*«, wie es in der Einleitung heißt, »*der deutschen Sozialdemokratie, der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung*«; in einem weiteren Band, der die Jahre 1914 bis 1918 behandeln wird, sollen Sozial- und Bewegungsgeschichte zusammengefaßt werden.

In den rund vierzig Jahren des Kaiserreichs, die von Ritter und Tenfelde ins Auge gefaßt werden, entwickelte sich Deutschland zu einer führenden Industrienation mit einer organisatorisch starken, in ihrer politischen Wirksamkeit aber eher schwachen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung; erst am Ende dieser Epoche, im Laufe des Ersten Weltkrieges, wurde die Sozialdemokratie aus herrschaftsabsichernden Gründen nach und nach in das politische Machtsystem integriert, ehe sie seit dem Herbst 1918 zu einem wichtigen politischen Machtfaktor der Weimarer Republik wurde. Daß diese politische Integration und die damit zusammenhängende Überlassung von politischer Verantwortlichkeit nicht schon in den Jahrzehnten zuvor erfolgte, ist zum einen Ausdruck einer redundanten Zivilisierung des wilhelminischen Obrigkeitsstaates und hatte zum anderen jene scheinrevolutionäre Klassenkampfphraseologie zur Folge, die schon lange bevor Friedrich Ebert und Gustav Noske den Ton sozialdemokratischer Politik bestimmten, hohl und leer klang. In der späteren parteikommunistischen Kritik an sozialdemokratischer Politik hat sich der Sprachgebrauch vom Verrat der Sozialdemokratie als eine den eigenen Ursprung mythologisierende Rede eingebürgert; mittlerweile bezweifelt wohl niemand mehr ernsthaft, daß diese Rede vom Verrat nichts anderes als bloße Ideologie war. Soziologisch betrachtet haben die sozialdemokratischen Führer weder ihre Klientel und schon gar nicht sich selbst verraten. Ganz im Gegenteil: Man darf davon ausgehen, daß der viel gegeißelte Revisionismus Eduard Bernsteins ein erheblich realistischeres Bild der damaligen sozialen Gegebenheiten zeichnete, als dies z.B. Rosa Luxemburgs oder Karl Kautskys Kritiken vermuten lassen; ob aus solchen Erkenntnissen allerdings auch die Konsequenzen zu ziehen waren, die Bernstein und seinesgleichen zogen, ob also die damals schon über Jahrzehnte hinweg propagierten

Zielvorstellungen sozialdemokratischer Politik zu korrigieren und den analysierten sozialen Gegebenheiten im Sinne einer Unterordnung anzupassen waren, ist eine ganz andere Frage. Wenn es ein besonderes Spezifikum sozialdemokratischer Politik zu benennen gilt, dann ist es aber gerade diese wahrlich grenzenlose, immer wieder verblüffende Fähigkeit, jegliche inhaltlichen Zielvorstellungen, gleich wie lange und intensiv sie zur ideologischen Stabilisierung der Anhängerschaft herhalten mußten, den sogenannten realen Verhältnissen zu opfern, das notwendige Spannungsverhältnis zwischen gegebener sozialer Realität und der über diese Realität hinausreichenden politischen Visionen immer und in jedem Fall zugunsten der ersteren zu lösen. Als die Sozialdemokratie an der Jahreswende 1918/19 aufgrund einer große Teile ihrer Anhängerschaft düpierenden Politik zu einem, wenn auch ohne Zweifel nicht zu dem entscheidenden politischen Machtfaktor wurde, war dies nichts anderes als die logische Konsequenz dieser gewissermaßen programmatischen Gesinnung.

Die von Ritter und Tenfelde aufbereiteten Materialien, zum Teil aus eigenem Quellenstudium gewonnen, im wesentlichen aber Resultat einer über mehr als ein Jahrzehnt sich hinstreckenden Verarbeitung einer Unmenge von Sekundärliteratur, präsentieren sich dem Leser als die materielle Basis für die längst schon nicht mehr neue Erkenntnis, daß die organisatorische Stärke der deutschen Sozialdemokratie und insbesondere der Gewerkschaften nicht etwa Ausdruck eines prinzipiell antikapitalistischen Bewußtseins war, sondern vielmehr zu erkennen gab, daß die Arbeiter sich zum einen durchaus mit sozialen Verbesserungen innerhalb des zwecks ideologischer Stabilisierung des eigenen Lagers mit revolutionärer Emphase kritisierten Systems zufrieden gaben, zum anderen aber insbesondere auch eine politisch repräsentative Anerkennung ihrer Existenz anstrebten. Die Materialfülle, mit der Ritter und Tenfelde aufwarten, bringt es mit sich, daß sich ihr Buch als ein zwar durchaus auch durchgängig lesbares Werk präsentiert, aber auch als Steinbruch, in dem der Leser sich je nach Interessenlage bedienen kann. »*Die Sozialgeschichte einer gesamten Gesellschaft, einer dazu noch sehr zahlreichen Klasse in ihr*«, erkennen die Autoren, ganz nebenbei den bereits von Kocka in seinen erwähnten Werken eingeübten experimentellen Sprachgestus aufnehmend, »*die Sozialgeschichte der Menschen in einer Gesellschaft läßt sich nicht so erzählen wie ein einsichtiger, sachlich zusammenhängender und insofern begründend verknüpfter Ereignisablauf im politischen Geschehen oder gar wie die Biographie eines einzelnen Menschen.*« In insgesamt neun Kapiteln (Der Weg zur Industrienation/Politik im Kaiserreich/Soziale Schichtung und Klassenbildung/Arbeitsmarkt/Arbeit in Industrie und Handwerk/Einkommen und Auskommen der Arbeiter/Arbeiterfamilie/Arbeiter in Staat und Gesellschaft/Das Milieu der Arbeiter) werden sowohl die Rahmenbedingungen des Arbeiterdaseins als auch die inneren Strukturen des Arbeitslebens und der eher privaten Milieus, von den Wohnverhältnissen über das Familienleben bis zu dem weiten Feld der Arbeitervereine und der Arbeiterkultur, detailliert ausgeleuchtet. Man darf dieses Werk, was die Quantität der aufbereiteten Materialien und die dadurch aufgeworfenen Fragestellungen betrifft, ohne Zweifel als ein Standardwerk betrachten, an dem diejenigen, die sich mit der Arbeiterbewegung des Kaiserreichs beschäftigen, gleich ob sie diese auf ihre mehrheitlich sozialdemokratische Variante reduzieren oder auch darüber hinaus zu schauen in der Lage und willens sind, für lange Zeit nicht werden vorbeikommen können.

Karl Andres

Alf Lüdtke, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 1993, 445 S.

Nachdem André Gorz bereits vor längerer Zeit den »Abschied vom Proletariat« verkündet hatte, ist ihm insbesondere vor dem Hintergrund der jüngsten Ereignisse im ehemaligen Ostblock ein größerer Teil der kritischen Intelligenz gefolgt. Hier stellt sich die Frage, welchen Mythen vom Proletariat dieser Personenkreis verhaftet gewesen ist. Dem Bild einer homogenen Arbeiterklasse und der mythischen Überhöhung des Proletariats stellt Alf Lüdtke seinen *»Neu-Ansatz«* zur Erforschung der Verhaltensweisen der Arbeiterbevölkerung entgegen. Der vorliegende Sammelband enthält eine Reihe von größtenteils bereits publizierten Aufsätzen, die zwischen 1979 und 1992/93 entstanden sind und an denen man die Entwicklung von Lüdtkes Theorieansatz des *»Eigen-Sinns«* verfolgen kann. Der Autor will zur Beantwortung von Fragen zur neuesten Geschichte Deutschlands und Europas beitragen, insbesondere interessiert ihn, wie *»die historischen Katastrophen der Deutschen in diesem Jahrhundert möglich«* wurden.

An den Anfang stellt Lüdtke einen Beitrag zu erkenntnistheoretischen Fragen der historischen Rekonstruktionsarbeit. Das 1891 erschienene Buch des Theologen Paul Göhre »Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche«, in dem dieser seine Erfahrungen und Beobachtungen unter Industriearbeitern und Handwerkern darlegte, dient Lüdtke dazu, seine an den Methoden der ethnologischen Feldforschung orientierte Arbeitsweise vorzustellen. Göhres Bericht wird als Quelle für eine Form teilnehmender Beobachtung gelesen, die hilfreich sein kann, um Alltagsleben und Lebensweisen der Arbeiterbevölkerung angemessen analysieren und darstellen zu können. Darüberhinaus geht es dem Verfasser um die Erkundung der *»Grenzen der Übertragbarkeit«* dieser Methode.

Nach der Entwicklung eines Arbeitsprogramms *»zu den Bedingungen ›proletarischen Bewußtseins‹ in der Entfaltung der Fabrikindustrie«* beleuchtet Lüdtke in den folgenden drei Aufsätzen die Knotenpunkte von außer- und innerbetrieblichen Verhaltensweisen, von Nichtarbeit und Arbeit. In diesen Texten wird in ersten Versuchen am Beispiel der Arbeitergeschichte der *»Neu-Ansatz«* konkretisiert. In den beiden nächsten Beiträgen widmet sich Lüdtke der Reproduktionssphäre, wobei der Blick auf die männliche Lebenswelt um die Perspektive der Geschlechterbeziehungen erweitert wird. In den Texten »Wo blieb die rote Glut« und »Ehre der Arbeit« werden Arbeitererfahrungen und -verhalten im Nationalsozialismus thematisiert, um zu klären, ob sich das *»Mitmachen der Arbeitermassen«* aus bestimmten Lebensphasen erklären läßt und wie Herrschaft im Nationalsozialismus hergestellt wurde. Der letzte Beitrag des Bandes resümiert die Topoi der vorhergehenden Aufsätze im Kontext der Forschungsentwicklung zur Geschichte von Industriearbeit und Arbeiterschaft.

Lüdtkes Untersuchungen zum Alltag werfen die Frage auf, was überhaupt das Politische im Kontext alltäglicher Praxis bedeutet. Für Lüdtke geht es darum, den Blick auf das Politische zu erweitern. Nicht die Trennung von Privatem und *»Eigen-Sinn«* auf der einen und staatszentristischer und formaler Politik auf der anderen Seite, wie sie in der Forschung vielfach praktiziert wird, ist gefordert, sondern der Versuch, *»einen gleichsam ›breiteren‹ und sensibleren Zugriff für die Vielfalt und den Zusammenhang der Wünsche, Strebungen, Erfahrungen, Expressionen und Aktionen der Menschen zu entwickeln«.* Die Abtrennung der politischen Arena hatte mit Sicherheit die Funktion

der Unterstützung herrschender Positionen und Strukturen – eine Praxis nicht nur der Herrschenden selbst, sondern auch der Exponenten der Opposition und insbesondere der Arbeiterbewegung. Die Herausarbeitung der den historischen Subjekten immanenten Ambivalenzen liefert interessante Materialien zum Verständnis des Verhaltens von Menschen in äußerst unterschiedlichen historischen Phasen: *»Waren es womöglich dieselben Menschen, die 1914 ›dabei waren‹, jedoch 1917, erneut 1918/19 boykottierten und revoltierten; dieselben, die sich nach 1920 auf ihr ›Eigenes‹ zurückzogen – und die womöglich 1933 bei den neuen Herrschern mitmachten?«*

Johannes Materna

Reuben Ainsztein, Jüdischer Widerstand im deutschbesetzten Osteuropa während des Weltkrieges, Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 1993, 583 S.
Reuben Ainsztein, Revolte gegen die Vernichtung. Der Aufstand im Warschauer Ghetto, Berlin: Schwarze Risse Verlag, 1993, 228 S.
Stéphane Courtois/Denis Peschanski/Adam Rayski, L'Affiche Rouge. Immigranten und Juden in der französischen Résistance, Berlin: Schwarze Risse Verlag, 1994, 388 S.
Marek Edelman, Das Ghetto kämpft. Mit einem Vorwort von Ingrid Strobl, Berlin: Harald Kater Verlag, 1993, 97 S.
Bernard Goldstein, »Die Sterne sind Zeugen«. Der bewaffnete Aufstand im Warschauer Ghetto. Bericht eines der Anführer. Mit einem Geleitwort von Beate Klarsfeld, Freiburg: Ahriman-Verlag, 1992, 249 S.

Als vor einigen Jahren der linke Friedensforscher Ekkehart Krippendorff in einem Beitrag für die Berliner »tageszeitung« glaubte anmerken zu müssen, daß die jüdische Bevölkerung Deutschlands sich gegen die Deportationen in die Vernichtungslager der Nationalsozialisten mit Sitzstreiks hätte erwehren sollen, stieß diese merkwürdige Belehrung zu Recht auf Empörung. Man darf wohl vermuten, daß eine solche Bemerkung nicht nur Ausdruck jener spezifisch deutschen Friedensbewegtheit war, die seit Anfang der achtziger Jahre deutsche Linke und deutsche Rechte in einer gegen die ehemaligen westlichen Alliierten gerichteten Sehnsucht nach dem konfliktlosen Glück im stillen Winkel vereinte, sondern auch ein später Reflex jener deutschen Tradition nachträglicher Selbstrechtfertigung, derzufolge die jüdische Bevölkerung Deutschlands und der von den Deutschen besetzten Länder die Vernichtungsaktionen der Nationalsozialisten zumindest insofern mit zu verantworten habe, als sie sich nicht dagegen gewehrt habe und sich statt dessen wie Schafe zur Schlachtbank habe führen lassen. Die Funktion solcher ideologischer Konstrukte ist dermaßen offensichtlich, daß es einer ernsthaften Auseinandersetzung damit im Grunde genommen gar nicht bedarf. Aber auch jüdische Intellektuelle haben sich noch in den sechziger Jahren über den Widerstand von Juden gegen die Deportationen und gegen die Vernichtung uninformiert gezeigt oder haben ihn gar bezweifelt; Hannah Arendt beklagte die moralische Mitverantwortung der von den Nationalsozialisten eingesetzten »Judenräte« an der Massenvernichtung und für Raul Hilberg stellte sich in seinem Standardwerk »Die Vernichtung der europäischen Juden« der jüdische Widerstand als eine nicht weiter ins Gewicht fallende Nebensächlichkeit dar.

Mit der Übersetzung des zuerst 1974 in London erschienenen Buches von Reuben Ainsztein liegt ein Standardwerk zum jüdischen Widerstand gegen die Nationalsozialisten in Polen und in den besetzten Gebieten der Sowjetunion endlich auch in deutscher Sprache vor. Nicht ganz nachzuvollziehen allerdings – dies vorneweg – ist die Publikationsstrategie der verantwortlichen Herausgeber. Nicht nur, daß es sich bei dem Band »Revolte gegen die Vernichtung« um eine Teilausgabe des nur einige Monate später veröffentlichten Gesamtwerkes handelt, auch dieses ist gegenüber dem englischen Originaltext »*bearbeitet*«, wobei nicht ersichtlich wird, ob es sich bei dieser Bearbeitung lediglich um zwei aus nicht ganz nachvollziehbaren Gründen nicht übersetzte Kapitel handelt, oder ob es auch weitere Eingriffe in den Text gegeben hat. Angesichts dieser überflüssigen Unzulänglichkeiten kann man nur hoffen, daß es in absehbarer Zukunft statt einer nicht ganz vollständigen Ausgabe des Originaltextes und einer Teilausgabe dieses unvollständigen Textes doch noch eine komplette Übersetzung geben wird.

Ainsztein war bei der Niederschrift seines Werkes ohne Zweifel noch stark von jenen kurz angesprochenen Debatten der sechziger Jahre beeinflußt, in denen der angeblich mangelnde jüdische Widerstand gegen die Nationalsozialisten nicht zuletzt mit der eher pazifistischen Tradition des europäischen Judentums begründet wurde. Verglichen mit den Entwicklungen der letzten Jahre, in denen der Begriff des Widerstandes eine immer breitere Definition erfahren hat, so daß z.B. auch kulturelle und religiöse Aspekte des Alltagslebens in entsprechenden Untersuchungen mit einbezogen worden sind, konzentriert sich Ainsztein sehr stark auf militante, im engeren Sinne militärische Formen des Widerstandes. »*Jüdischer Widerstand*«, so skizziert er sein Vorhaben in der Einleitung, »*drückt sich im engeren Sinne des Begriffs aus in 1. Aktivitäten unbewaffneter Individuen und Gruppen zur Verteidigung ihres Lebens und ihrer menschlichen Würde; 2. Teilnahme am Partisanenkrieg gegen die Deutschen und ihre örtlichen Verbündeten auf sowjetischem und polnischem Boden; 3. Untergrundarbeit und Revolten in städtischen Ghettos; und 4. in Fluchten aus und Aufständen in den Todeslagern.*«

Ainsztein hat in seinem voluminösen Werk eine Unmenge von Materialien zusammengetragen, aus denen insbesondere hervorgeht, daß die Entwicklung spezifischer Widerstandsformen immer auch ein Reflex auf die jeweils konkret erfahrenen Unterdrükkungsmaßnahmen – von der Entrechtung über die Konzentration in Ghettos und Lagern bis zur systematischen Ermordung – war, wobei für die von diesen Maßnahmen Betroffenen unterschiedlichste Hemmschwellen, von der simplen Hoffnung auf Überleben durch Anpassung bis zur Rücksichtnahme auf Familienangehörige, erst einmal überwunden werden mußten. Auch als sich allem ungläubigem Erstaunen zum Trotz allmählich herauskristallisierte, daß die Politik der Nationalsozialisten tatsächlich auf eine systematische Ermordung der gesamten jüdischen Bevölkerung im deutschen Herrschaftsbereich hinauslief, blieben diejenigen, die daraus entschlossene Konsequenzen zogen bzw. ziehen konnten, in der Minderheit. Zu bedenken ist ferner, daß der jüdische Widerstand sowohl in Polen als auch in den verschiedenen Regionen der Sowjetunion mit einem unterschiedlich stark ausgeprägten einheimischen Antisemitismus zu rechnen hatte, der bei den jeweiligen Aktivitäten mit zu berücksichtigen war. Und schließlich ist zu beachten, daß es zwischen jüdischem Widerstand und den jeweiligen nationalen Widerstands- und Partisanenbewegungen einen unter Umständen grundsätzlichen Interessenskonflikt geben konnte: Während die jüdischen Widerstandskämpfer(innen)

um das pure Überleben kämpften, waren polnische und sowjetische Partisanen und Widerstandskämpfer durchweg in übergeordnete, auf die jeweilige nationale Befreiung zielende strategische Zielsetzungen eingebunden.
In insgesamt sieben Kapiteln läßt Ainsztein das Panorama des jüdischen Widerstandes in Polen und in der Sowjetunion vor den Augen des Lesers abrollen. Nach einer kurzen Einleitung skizziert er im ersten Kapitel die Situation der jüdischen Bevölkerung in Polen und in der Sowjetunion, um im zweiten Kapitel auf dem Hintergrund einer Darstellung des Verlaufs der sogenannten Endlösung in Osteuropa eine Übersicht über den ersten elementaren Widerstand der jüdischen Bevölkerung gegen die deutschen Besatzer und ihre Maßnahmen zu geben. In den Kapitel drei und vier befaßt er sich ausführlich mit dem Engagement von Juden in der polnischen bzw. in der sowjetischen Partisanenbewegung. Im fünften Kapitel thematisiert er den Widerstand in den Ghettos von Minsk, Wilna und Bialystock. Das sechste und umfangreichste Kapitel schließlich beschäftigt sich mit dem Ereignis, das wohl auch heute noch am ehesten mit der Geschichte des jüdischen Widerstandes in Verbindung gebracht wird: dem Aufstand im Warschauer Ghetto vom April 1943. Es ist dieses Kapitel, das, wie zu Anfang bereits erwähnt, unter dem Titel »Revolte gegen die Vernichtung« auch als eigenständige Publikation vorliegt, ergänzt um eine Fotodokumentation und ein Vorwort von Ahlrich Meyer und Jörg Paulsen. Im siebten und letzten Kapitel kommen die Revolten der Sonderkommandos 1005, die seit 1942 mit der Beseitigung von Massengräbern beschäftigt waren, sowie die Revolten in den Todeslagern von Treblinka, Sobibór und Auschwitz zur Sprache. Ainszteins Versuch einer Gesamtdarstellung des jüdischen Widerstandes in Polen und in der Sowjetunion darf auch heute noch, zwanzig Jahre nach seiner Erstveröffentlichung, trotz aller mittlerweile erschienenen Einzelstudien, als eine in ihrer detaillierten Genauigkeit beeindruckende Widerlegung aller falschen Mythen einer dem massenmörderischen Unternehmen der Nationalsozialisten sich hilflos ergebenden jüdischen Bevölkerung gelten.
Als Ergänzung zu Ainszteins Darstellung des Warschauer Aufstandes lassen sich die autobiographischen Berichte von Marek Edelman und Bernard Goldstein lesen, die beide als Mitglied der »Jüdischen Kampforganisation« an diesem Aufstand beteiligt waren, Edelman im Ghetto, Goldstein außerhalb des Ghettos als Verbindungsperson zum polnischen Untergrund. Edelmans Bericht, zuerst 1945 in Polen veröffentlicht, liegt hier, ergänzt um ein Vorwort von Ingrid Strobl, ein aktuelles Nachwort von Edelman selbst und einige Dokumente, zum erstenmal in deutscher Sprache vor. Goldsteins Buch, das die Zeit vom September 1939 bis zum Frühjahr 1945 umfaßt, war zuerst in jiddischer Sprache 1947 in New York, in deutscher Sprache 1950 in Hamburg erschienen.
Jüdischen Widerstand gegen die nationalsozialistischen Besatzer hat es natürlich nicht nur im Osten, auch wenn dieser wegen der dort sich konzentrierenden Vernichtungsmaßnahmen in gewisser Weise im Zentrum des historischen Interesses steht, sondern auch an anderen Orten gegeben. In Frankreich waren Juden und Immigranten aus verschiedenen Ländern in bemerkenswertem Maße in der Résistance aktiv, eine Tatsache, die nach dem Krieg im öffentlichen Bewußtsein vielfach verdrängt worden ist. Noch im Februar 1944 hatten die deutschen Besatzer und ihre französischen Helfershelfer anläßlich der Zerschlagung von bewaffneten Widerstandsgruppen in Paris auf einem berühmt gewordenen Plakat – dem »affiche rouge« – die Konterfeis jüdi-

scher und ausländischer, von ihnen zum Tode verurteilter Widerstandskämpfer abgebildet und damit den Eindruck zu erwecken versucht, als handele es sich bei der französischen Résistance um eine *»Armee des Verbrechens«*. In der von den beiden Historikern Stéphane Courtois und Denis Peschanski sowie Adam Rayski, einem jüdischen Aktivisten des französischen Widerstandes, erarbeiteten Darstellung erfährt die Beteiligung von Juden an der französischen Résistance eine erste umfassende Würdigung.
Bereits Mitte der zwanziger Jahre hatten die französischen Kommunisten damit begonnen, die Immigranten aus verschiedenen Ländern in eigenen Gruppen zu erfassen, die in der Dachorganisation »Main d'oeuvre étrangère« bzw., seit 1932, »Main d'oeuvre immigrée« (MOI) zusammengefaßt wurden; seit 1927 gab es eine eigene jiddische Gruppe. Als Frankreich im Jahre 1940 von deutschen Truppen besetzt wurde, befand sich die MOI, wie die gesamte kommunistische Bewegung, in einem Zustand der völligen Desorganisation. Bereits 1940 erließ das Vichy-Regime die ersten antisemitischen Maßnahmen, 1941 wurden in größeren Razzien zuerst ausländische , dann auch französische Juden verhaftet und deportiert; am 16./17. Juli 1942 wurden bei der größten in Frankreich durchgeführten Razzia in Paris 12.000 jüdische Kinder, Frauen und Männer festgenommen, im Vélodrome d'Hiver zusammengetrieben und über das Durchgangslager Drancy nach Auschwitz deportiert. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich die verbliebenen Kräfte der MOI bereits längst zu reorganisieren begonnen; seit dem Herbst 1940 verfügte die MOI wieder über eine halbwegs solide Struktur, 1941 begann der bewaffnete Widerstand gegen die Besatzungsmacht, 1942 wurde die MOI in die kommunistische Bewegung »Francs-Tireurs et Partisans« (FTP) integriert und begann mit dem Aufbau eigener bewaffneter Gruppen. Die FTP-MOI verfügte über vier »Détachements«, von denen das zweite als »jüdisches Détachement« bekannt wurde, und – seit 1943 – über eine »Equipe spéciale«. Courtois, Peschanski und Rayski zeichnen die Geschichte des bewaffneten Widerstandes der FTP-MOI in Paris auf der Basis von zum erstenmal ausgewerteten Archivmaterialien bis zur Zerschlagung Ende 1943 detailliert nach. Diese Geschichte war auch in Frankreich über Jahrzehnte hinweg vergessen, ehe es Mitte der achtziger Jahre im Zusammenhang mit der Fernsehausstrahlung des Films »Die Terroristen im Ruhestand«, der sich mit den jüdischen und ausländischen Widerstandskämpfern beschäftigte, zu hitzigen öffentlichen Debatten kam. *»Die zwei dominanten Erinnerungsträger der Nachkriegszeit, die Gaullisten und die Kommunisten, kamen darin überein«,* schreiben Courtois, Peschanski und Rayski am Ende ihres Buches, *»das Bild eines im Widerstand geeinten französischen Volkes zu überliefern, das entweder von seinem charismatischen Chef oder von seiner Avantgardepartei geführt worden war. Die Ausländer hatten in dieser imaginären Rekonstruktion keinen Platz mehr.«* Diesen Platz zurückerobert zu haben, darf man diesem in Frankreich zuerst 1989 erschienenen Buch als Verdienst anrechnen, zu dessen deutscher Ausgabe Adam Rayski ein zusätzliches Vorwort beigesteuert hat.
Ärgerlich an der deutschen Ausgabe ist zum einen, daß die jüdischen Widerstandskämpfer(innen) von den deutschen Herausgebern in einer »Nachbemerkung des Verlages« gemäß den Regeln der hegelianisch-leninistischen Logik, derzufolge die eigentlichen Aktivisten nicht so recht wissen, was sie tun, im Nachhinein im Jargon deutschautonomer Eigentlichkeit unter Absehung der damaligen konkreten Bedingungen über den eigentlichen Sinn ihres Widerstandes belehrt werden, der dieser Belehrung zufolge *»wie keine Wirklichkeit sonst der gesellschaftlichen Realität im nationalsozialistischen*

Europa (entsprach)« und sich insofern *»als Fluchtpunkt einer größeren europäischen Widerstandslinie gegen den Nationalsozialismus, die nicht zustande kam«* darstellt und zum anderen die daraus folgende Behauptung, daß die französischen Autoren des Buches es dieser Interpretationskunst zufolge nicht verstanden haben, daß eben dies *»ins Zentrum eines Buches über die FTP-MOI gehört«* hätte. Man darf wohl davon ausgehen, daß es sich bei diesen Interpretationskünstlern um letzte Überlebende jener Geschichtsteleologen handelt, die sich nicht damit abfinden wollen, daß Geschichte in disparaten und heteronomen Spuren verläuft, die auch autonome Eulen nicht in eine Einbahnstraße zu begradigen in der Lage sein werden.

Hingewiesen sei zum Schluß noch zum einen auf die 1987 unter dem Titel »Zwischen Thora und Partei. Lebensstationen eines jüdischen Kommunisten« als Taschenbuch erschienene und noch lieferbare Autobiographie Adam Rayskis (Freiburg im Breisgau: Herder Verlag, 224 S.), in der dem Widerstand gegen die Nationalsozialisten ein ausführliches Kapitel gewidmet ist, sowie den in Heft 11 der »Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« (Berlin/Göttingen: Verlag Schwarze Risse/ Rote Straße, 1993) unter dem Titel »›Fremde Elemente‹. Die osteuropäisch-jüdische Immigration, die ›Endlösung der Judenfrage‹ und die Anfänge der Widerstandsbewegung in Frankreich« erschienenen Beitrag von Ahlrich Meyer, in dem allerdings, ähnlich wie in der zitierten »Nachbemerkung des Verlages« die Tendenz vorherrscht, von den konkreten Bedingungen und Umständen des jüdischen Widerstandes in Paris zu abstrahieren und diesen Widerstand, ohne Zweifel zwecks Integration in eine für den spätgeborenen Linksradikalen identitätsstiftende und von ihm herbeiphilosophierte linientreue Widerstandsgeschichte, als Pendant einer *»Gesamtdimension der nationalsozialistischen Neuordnungs- und Vernichtungspolitik«* zu ideologisieren.

Wolfgang Braunschädel

Philip Mechanicus, Im Depot. Tagebuch aus Westerbork. Herausgegeben von Klaus Bittermann und Eike Geisel. Vorwort: Eike Geisel, Berlin: Edition Tiamat, 1993, 384 S.

Eike Geisel ist zu defensiv, wenn er im Vorwort einräumt, diese *»Eintragungen«* hätten *»wenig mit den bekannten Tagebüchern der Anne Frank und Etty Hillesum gemein; sie verschaffen dem Leser weder rührende noch erhebende Momente«*. Zwar ist klar, was er meint und was er mit einem Seitenhieb auf den ihm sicherlich verdächtigen Erfolg der genannten Tagebücher verbindet: Mechanicus ist Reporter, der auf ›impassibilité‹, eine ins Stilprinzip gewendete Stoa, setzt. Aber an ihr erbaut der Leser sich nicht weniger als an den *»rührenden und erhebenden Momenten«* bei Etty Hillesum und Anne Frank, und zwar in dem Maß, wie er sich hineinziehen läßt in die Welt dieses Übergangslagers, dieser Zwischenstation auf dem Weg nach Auschwitz, die in der Tat in einer neubarocken Fassung das Leben zum Übergang erklärt. Im Gegenteil, er fühlt sich durchaus angezogen vom Pathos einer Existenz, die nicht nur unter dem Vorbehalt, sondern unter der Gewißheit der Vernichtung steht.

Erst in unserem Bewußtsein wird dieser Vorbehalt freilich zur Gewißheit; denn die Internierten zimmerten sich aus dem fehlenden Beweis dessen, was sie in Auschwitz erwartete, die Hoffnung, daß das, was sie im Grunde doch wußten, womöglich nicht wahr sei. Das macht uns zu einem nicht unwichtigen Teil des Buches, seiner Wahrheit,

und verurteilt uns zugleich dazu, die voyeuristische Perspektive der Täter zu teilen. Daß die Wahrheit von der Perspektive der Täter nicht zu emanzipieren ist, diese unverdauliche Tatsache ist letztlich vielleicht der Grund, warum Eike Geisel ›Wiedergutmachung‹ als eine Fortsetzung des Mordens mit anderen Mitteln verfolgt. Diese fixe Idee setzt ihn in den Stand, an der Bundesrepublik Monströses auszumachen, wo andere Menschlichkeit am Werk sehen. Aber sie hindert ihn nicht daran, zugleich entrüstet und erleichtert auf einen Täter zu zeigen.

Das Westerbork-Tagebuch denunziert die bittere und radikale Auffassung Geisels als eine in letzter Instanz vereinfachende Ansicht, als ein ›Stilleben mit Feind‹ sozusagen. Seine Lektüre zieht den Leser in einen Prozeß hinein, dessen Ende offen ist. Ausgelöst wird er durch ein horrendes Durcheinander von quasi nazistischen und antisemitischen Äußerungen, das die Abwehrmechanismen des irritierten Lesers überrumpelt, bekommt er doch vorgeführt, daß selbst Juden schlecht über Juden gedacht haben, und mit Grund! Sind die Verdrängungen aufgeackert, läßt der Leser die Abwehr gegen seinen eigenen Antisemitismus schließlich sein und ringt sich guten Gewissens zu der Überzeugung durch, daß, so wie die deutschen und holländischen Juden einander das Leben zur Hölle gemacht haben, die Deutschen ›im Grunde gar nicht mehr nötig‹ waren, schon sitzt er in der Falle! Verführt durch die Evidenz eines Materials, das die Juden, statt in heroischem Widerstand vereint, in einem Überlebenskampf ›alle gegen alle‹ präsentiert, hat er sich gehenlassen und findet sich unvermutet auf einer Ebene wieder, die er seiner selbst stets für unwürdig gehalten hätte: Siehste, denkt er hörbar mit, jetzt wird der doch nach Auschwitz geschickt; geschieht ihm recht!

Mit derselben Blindheit und haltlosen Identifikation erlebt der Leser die Ankündigung der Vernichtung. Bevor er noch die Reste seines Selbstverständnisses zusammengerafft und die tolerante, gegen Faschismus immune Person wiederhergestellt hat, an die er glaubt, sieht er sich dem wiederkehrenden Bild des Transportzuges nach Auschwitz ausgeliefert, stellt er sich bald als Zurückbleibender abschiednehmend vor, bald in stummer Resignation als Deportierter in den Zug, versucht er sich abwechselnd in Panik und Fasson und sucht dabei der Frage auf den Grund zu kommen: Wie hätte er selbst in dieser Situation reagiert? Soweit geht seine unwillkürliche Exploration, daß er gleichsam mit Enttäuschung vermerkt, er kann die Realität, die nicht seine ist, mit seiner Vorstellungskraft nicht erreichen.

Dieses außer Kontrolle geratene Nacherleben, das das Tagebuch aus Westerbork provoziert, setzt einen Prozeß in Gang, der im wesentlichen aus der Mobilisierung von Abgespaltenem besteht; von Ordnung, Lernen keine Spur! In diesem Prozeß – um es einmal ›verdammt existentialistisch‹ zu sagen – wird Sehnsucht erzeugt nach einem Sterben, das die notwendige andere Hälfte eines Lebens repräsentiert, dessen eine Hälfte sich zum ›Täter-Leben‹ verselbständigt hat. Psychologisch handelt es sich um Aufwandsersparnis: Wir geben es auf, uns aufwendig und vergeblich abzugrenzen, von den Opfern, von den Tätern. So erlebniszentriert und -fixiert, gegen kritische Einmischung hermetisch abgedichtet, ja der Theorie dank eigener kurzschlüssiger Vollständigkeit im höchsten Maß unbedürftig, von daher also grundlegend kitschig und trivial solche ›Wiederzusammenführung von Abgespaltenem‹ sich darstellt, für die Theorie, in punkto Aufwand und Abspaltungen ein Täter ersten Ranges, ist sie ein Korrektiv und Vorbild, ein unerreichtes Idol. Aufwandsersparnis befriedigt: nicht nur auf der Ebene eines über alle perönlichen Rücksichten hinaus identifikationssüchtigen Erle-

bens, sondern auch auf der einer über alle Abgrenzungsbedürfnisse hinaus synthetischen Erkenntnis.

Ilse Bindseil

Willy Buschak, »Arbeit im kleinsten Zirkel«. Gewerkschaften im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 1993, 309 S.

Wenige Themenbereiche aus der neueren deutschen Geschichte taugen so sehr zu Projektionen wie der Widerstand gegen den Nationalsozialismus; das liegt zum einen daran, daß sich jeglicher Widerstand aus leicht nachvollziehbaren Gründen durchweg im Geheimen abspielen mußte, das liegt zum anderen aber auch ganz wesentlich daran, daß die große Bereitschaft, mit der – quer durch alle soziale Schichten und Klassen – weite Teile der deutschen Bevölkerung das nationalsozialistische Regime akzeptiert haben, zu nachträglichen Rechtfertigungen geradezu herausfordert. Auf diese Weise hat – mit jeweils spezifischen Interessen – die Widerstandsforschung verschiedene Konjunkturen durchlaufen: In der frühen Bundesrepublik wurde der nationalkonservative Widerstand geradezu gefeiert, in der DDR hatte man vornehmlich den Widerstand aus Kreisen der KPD im Auge, im Umkreis der bundesrepublikanischen Geschichtswerkstätten hat man den Widerstand bzw. – um weiter ausholen zu können – die Resistenz der sogenannten kleinen Leute aus dem Dunkel der Geschichte hervorgezaubert, kürzlich hat man gar im Gefolge von Stephen Spielbergs Verfilmung der Lebensgeschichte von Oskar Schindler den guten Deutschen an sich entdeckt und hinsichtlich des gewerkschaftlichen Widerstandes haben Gewerkschaftshistoriker zweckmäßigerweise eine gewerkschaftliche »*illegale Reichsleitung*« in Berlin installiert.

Willy Buschak kommt demgegenüber in seiner den gewerkschaftlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus auf der Basis umfassender Quellenstudien rekapitulierenden Arbeit zu einer, so muß man nach der Lektüre dieser Studie sich eingestehen, erheblich realistischeren Einschätzung: »*Die Reichsleitung*«, so faßt er seine Überlegungen zusammen, »*ist, mit einem Wort, eine Fiktion. Gar von ›illegalen Massenorganisationen‹ zu reden, und dann auch noch die Existenz solcher ›illegaler Massenorganisationen‹ in den ›meisten Organisationsbereichen‹ zu behaupten, verfälscht das Bild gewerkschaftlichen Widerstandes auf groteske Weise. Allein schon der Begriff Organisation weckt falsche Vorstellungen. Das Wort ›Netz‹ oder ›Kreis‹ wird dem historischen Sachverhalt eher gerecht. Die Zahl der an solchen Netzwerken beteiligten Gewerkschafter bemißt sich nach Hunderten und nicht nach Tausenden. Von Massen und Massenorganisationen kann im Widerstand nicht im entferntesten die Rede sein. Jegliche Vorstellung, im Nationalsozialismus hätten sich Gerippe, Umrisse, Schatten der einstigen Gewerkschaftsorganisationen erhalten, geht an der Wirklichkeit des Widerstandes im Dritten Reich vorbei. Sie entspringt Wunschdenken.*« Eine solche desillusionierende Feststellung wirft nicht nur die Frage auf, inwiefern und in welchem konkreten Ausmaß überhaupt von halbwegs effizientem gewerkschaftlichem Widerstand die Rede sein kann, sondern insbesondere auch die Frage, welche mentalen und bewußtseinsmäßigen Ursachen dazu führten, daß die Millionen von Gewerkschaftsmitgliedern die Auflösung und das Verbot ihrer Organisationen völlig kampflos und resignativ hingenommen haben. Zwei Aspekte dürften von entscheidender Bedeutung gewesen sein: Zum einen bedürfen die Gewerkschaften als Massenorganisationen eines

offenen, nach demokratischen Spielregeln funktionierenden gesellschaftlichen Umfeldes, um überhaupt ihren eigentlichen Aufgaben gemäß agieren zu können und zum zweiten dürfte das wenig vorbildliche Verhalten vieler führender Gewerkschafter bei der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten kaum animierend auf eigenständige Aktivitäten der Gewerkschaftsmitglieder gewirkt haben; die traditionell eher passive Haltung vieler einfacher Mitglieder, die im Kontext einer seit Jahrzehnten überkommenen Stellvertreterpolitik wenig individuell ausgeprägte Eigeninitiative einzubringen gewohnt waren, dürfte ein übriges zur allgemeinen Resignation beigetragen haben, wobei zudem noch erwähnt werden muß – Buschak bringt zum Teil peinlichste Belege zuhauf –, daß das neue System von vielen Gewerkschaftern in anbiedernder Weise begrüßt wurde.

Gewerkschaftlicher Widerstand hatte unter diesen Umständen von vorneherein mit gewissen mentalen und auch organisatorischen Schwierigkeiten zu rechnen, die – wie die bereits zitierte Gesamteinschätzung Buschaks zeigt – auch in den folgenden Jahren allenfalls ansatzweise in Griff zu bekommen gelang. Unter gewerkschaftlichem Widerstand versteht Buschak dabei *»einen Widerstand, der darauf zielte, die gewerkschaftlichen Organisationen wieder zu errichten, gewerkschaftliche Strukturen oder Ansätze dazu im Untergrund zu schaffen, Funktionäre oder Mitglieder der Gewerkschaften zu sammeln, den Zusammenhang zwischen ihnen nicht abreißen zu lassen«.* Dies konnte vielfältigste Formen annehmen, vom kleinen Kreis alter Kollegen, die sich regelmäßig trafen, bis hin zu jenen kleinen illegalen Gruppierungen, die, zum Teil in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Internationalen Berufssekretariaten, Zeitungen und Flugblätter produzierten und, wenn auch zumeist in winzigen Auflagen, verteilten. Festzuhalten ist, daß gewerkschaftlicher Widerstand in dem hier gemeinten Sinne nicht zu verwechseln ist mit dem eigentlichen Arbeiterwiderstand auf Fabrikebene. Buschak beschäftigt sich – ohne daß dies hier im einzelnen rekapituliert werden kannn – mit dem Widerstand von Transportarbeitern (Eisenbahner in West-, Mittel- und Süddeutschland, Seeleutegruppe der Internationalen Transportarbeiter-Föderation um Hermann Knüfken in Antwerpen), von Metallarbeitern, Bergarbeitern (Arbeitsausschuß freigewerkschaftlicher Bergarbeiter), Nahrungsmittelarbeitern, Kellnern (Zentralverband der Hotel-, Restaurant- und Caféangestellten), Textil- und Bekleidungsarbeiter(inne)n, Maschinisten und Heizern, Buchdruckern, dem Deutschen Baugewerksbund, mit Angestellten im Widerstand, mit der Auslandsvertretung der deutschen Gewerkschaften um Heinrich Schliestedt in Komotau (Tschechoslowakei), mit der schon erwähnten mehr fiktiven als real existierenden Reichsleitung, mit dem Widerstand der Revolutionären Gewerkschaftsopposition und schließlich mit Wilhelm Leuschner und seiner Beteiligung am 20. Juli 1944. Soweit die erhalten gebliebenen Quellen dies zulassen, entwirft Buschak ein detailliertes und erhellendes Tableau gewerkschaftlichen Widerstandes. Die Realität dieses Widerstandes taugt allerdings zu keinerlei Mystifikation; im Gegenteil: Abgesehen von dem Verlust an moralischer Glaubwürdigkeit, den die von den Nationalsozialisten nicht einmal gewürdigten Anbiederungsversuche für die Gewerkschaften im allgemeinen mit sich brachten, ist *»die Geschichte gewerkschaftlichen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus... eine Geschichte des Scheiterns, eine Geschichte, die von Unterlegenen und Besiegten handelt, von ohnmächtigen Versuchen, Sand in das Getriebe der nationalsozialistischen Diktatur zu streuen. Gewerkschaftlicher Widerstand war nicht erfolgreich.«*

Karl Andres

Karl Heinz Roth, Intelligenz und Sozialpolitik im »Dritten Reich«. Eine methodisch-historische Studie am Beispiel des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront, München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag, 1993, 394 S.
Sozialstrategien der Deutschen Arbeitsfront. Herausgegeben von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Teil A. Jahrbücher des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront 1936-1940/41 (Reprint-Ausgabe), Band 6, Kommentar und Register, München/London/New York/Paris: K.G. Saur Verlag, 1992, 226 S.; Teil B. Periodika, Denkschriften, Gutachten und Veröffentlichungen des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront (Microfiche-Ausgabe), Abteilung 3, Begleitband mit Kommentar und Register, München/London/New York/Paris: K.G. Saur Verlag, 1992, 211 S.

Eine der größten und im Nachhinein blamabelsten Illusionen der Linken war die insbesondere vom leninistischen Marxismus und seinen Apologeten gepflegte Annahme, daß den Intellektuellen ein entscheidende Rolle bei der ins Visier gefaßten revolutionären Umwälzung der kapitalistischen Gesellschaft zufallen würde. Dabei erging man sich in der betulichen Anschauung, daß, wie seinerzeit die bürgerlichen Intellektuellen der Aufklärung zu Lehrmeistern der sich formierenden Bourgeoisie wurden, die nunmehr im Schoß der an die Schalthebel der Macht gelangten Bourgeoisie groß gewordenen und mit deren allzu ausschweifendem Gebrauch ihrer Macht in Unfrieden lebenden, an die aufklärerischen Traditionen ihrer Vorläufer anknüpfenden Intellektuellen zu Lehrmeistern eines zu emanzipierenden Proletariats werden sollten. Tatsächlich aber waren die Intellektuellen, die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft ihren Zwist mit dieser auslebten, und denen der Arbeiterwiderstand gegen die Auswüchse der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zum Fixstern ihrer Sehnsüchte nach einem sinnerfüllten Dasein wurde, schon immer nicht mehr als eine kleine radikale Minderheit. Das eigentliche intellektuelle Potential der bürgerlichen Gesellschaft, jenes, das im Anschluß an Aufklärung und bürgerliche Revolution von den Zwängen einer ständischen Gesellschaft befreit worden war, fand seine Lebenserfüllung in der praxisorientierten Ausgestaltung einer in die Natur und die Gesellschaft verstärkt eingreifenden und diese ihren Zwecken gemäß umgestaltenden instrumentellen Vernunft, der sich der heutige, in jeder Hinsicht desolate Zustand menschlichen Zusammenlebens auf diesem Planeten im wesentlichen verdankt. Das eigentliche intellektuelle Potential der bürgerlichen Gesellschaft ist also in den funktionalen und instrumentellen Apparaten dieser Gesellschaft zu lokalisieren; jene, die als intellektuelle Revolutionäre dem Proletariat zu dienen glaubten oder als literarische, künstlerische und irgendwie auch revolutionär gesinnte Bohème ihrer Selbstverwirklichung lebten, sind, vom Zentrum der bürgerlichen Gesellschaft her gesehen, marginale Begleiterscheinungen, die, auch wenn sie in subjektiver Absicht über diese Gesellschaft hinaus verweisen, dazu neigen, als bloßer schöner Schein jenen Verhältnissen zu Diensten zu sein, die sie doch zu transzendieren versprechen. Die im eigentlichen Sinne bürgerlichen Intellektuellen, d.h. jene partialisierte Intelligenz, die in den Apparaten dieser Gesellschaft arbeitet, die diese Apparate immanent weiterentwickelt und die sich diesen Apparaten anzuverwandeln weiß, sind zu Dienern dieser Gesellschaft geworden, gleich welche politische Form und Gestalt diese bürgerliche Gesellschaft sich im einzelnen Fall geben mag. Die Lust an diesem Dienen

ist aber zugleich Ausdruck einer Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft: Die technokratische und vielfach spezialisierte Intelligenz ist zugleich, indem sie, vermittelt über ihr jeweiliges Fachwissen, die Apparate der bürgerlichen Gesellschaft leitet und die Abläufe im einzelnen bestimmt, zur eigentlich tragenden, wenn auch letztlich nicht das Gesamtgeschehen bestimmenden Schicht dieser Gesellschaft geworden. Auch diejenigen Gesellschaften, die nach dem russischen Oktoberumsturz des Jahres 1917 und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges als sozialistisch bezeichnet wurden, haben sich diesem Prozeß – György Konrád und Iván Szelény haben zu Recht von der *»Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht«* geschrieben – nicht entziehen können. Wenn man sich mit dieser im eigentlichen Sinne bürgerlichen Intelligenz befaßt, wird man sich zuallererst einmal mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß diese Intelligenz keinerlei moralischen, sondern – im Sinne der von ihr bedienten und beherrschten Apparate – bloß funktionalen Kriterien gehorcht. Die immer wieder gemachte Erfahrung, daß diejenigen, die unterschiedlichste Apparate, so z.B. auch die des nationalsozialistischen Terrorregimes, bedient hatten, keinerlei subjektive Probleme hatten und auch kaum auf objektive Schwierigkeiten stießen, nach der befreienden Zerschlagung dieses Regimes sich erneut in Dienst stellen zu lassen, beruht eben darauf, daß sie nur in der immanenten Logik ihrer Funktionen zu denken und zu urteilen willens und in der Lage sind; Moral ist in dieser Sichtweise ein überflüssiger störender Ballast, den man sich nicht leisten kann und für den diejenigen zuständig sind, die in der Tradition der längst verflossenen Aufklärung noch an deren allgemeinsten Postulaten festhalten. Die Tatsache, daß die Funktionäre und Technokraten des nationalsozialistischen Regimes übergangslos in den Apparaten insbesondere von dessen Nachfolgestaaten, aber – vornehmlich als hochspezialisierte Wissenschaftler – auch in denen der Siegermächte wieder auftauchten, ist der instrumentellen Logik dieser Apparate zufolge keineswegs verwunderlich, sondern schlicht und einfach banalste Normalität, über die sich nur wundern kann, wer an moralischen Maßstäben menschlichen Zusammenlebens festhält, die aus dem Blickwinkel instrumenteller Vernunft allenfalls als Störfaktoren wahrgenommen werden.

Mehr als ein Jahrzehnt hat sich Karl Heinz Roth mit einem dieser hier angesprochenen spezialisierten Apparate beschäftigt. Am Beispiel des Arbeitswissenschaftlichen Instituts (AWI) der Deutschen Arbeitsfront (DAF) hat er in exemplarischer Weise aufgezeigt, wie eine *»sozialwissenschaftlich qualifiziert*(e) *und sozialpolitisch engagiert*(e) *Intelligenz... sich bei der Konsolidierung des Regimes immer prononcierter mit Vorschlägen zur sozialtechnisch-repressiven Stabilisierung der Klassenbeziehungen hervortat«.* Am Beginn dieser Beschäftigung stand die jahrelange Erschließung und Sammlung des vom AWI hinterlassenen schriftlichen Materials, das schließlich seit 1986 in einem monumentalen Unternehmen unter dem Titel »Sozialstrategien der Deutschen Arbeitsfront« von der »Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts« veröffentlicht wurde. In einem Teil A dieses Unternehmens wurden die von 1936 bis 1940/41 erschienenen fünf Jahrbücher des AWI der DAF nachgedruckt, in einem Teil B – in einer Microfiche-Ausgabe – die bis dato bekannt gewordenen Periodika, Denkschriften, Gutachten und sonstigen Veröffentlichungen des AWI der DAF. Zu beiden Teilen liegen mittlerweile auch die dringend notwendigen Kommentar- und Registerbände vor. Beide Bände enthalten, von Karsten Linne erarbeitet, neben Benutzungshinweisen und Abkürzungsverzeichnissen jeweils ein ausführliches Perso-

nen-, Sach-, Institutionen-, Firmen- und Geographisches Register, der Band zum Teil B zudem ein von Michael Steen unter Mitarbeit von Dorothee Jung erstelltes »Alphabetisches Titelverzeichnis der Gesamtedition«. Beide Bände, insbesondere natürlich der zu der mehr als 40.000 Seiten umfassenden Microfiche-Edition, erweisen sich bei der Beschäftigung mit diesem umfangreichen Textkonvolut als unverzichtbare Hilfsmittel. Beide Bände enthalten neben den Registern zudem Texte von Karl Heinz Roth – »Das Arbeitswissenschaftliche Institut der Deutschen Arbeitsfront« im Band zu Teil A und »Zur biographischen Typologie der Mitarbeiter des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront« im Band zu Teil B –, die auch in seine 1992 an der Universität Bremen angenommene Dissertation »Intelligenz und Sozialpolitik im ›Dritten Reich‹« eingegangen sind.

Nach Vorwort und Einleitung beschäftigt sich Roth im ersten Kapitel dieser Arbeit mit verschiedenen Ansätzen zur Erklärung des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, wobei er sowohl modernisierungstheoretischen Konzepten als auch dem Polykratie-Modell eine Absage erteilt; auch mit alltagsgeschichtlichen Forschungsansätzen kann er sich, wie an anderer Stelle zum Ausdruck kommt, nicht so recht anfreunden. Die entscheidende Frage ist für Roth immer noch die nach der Rolle der Arbeiterklasse. Im Anschluß an entsprechende Untersuchungen von Tim Mason weist Roth auf *»neuartige Formen des Klassenkampfs«* hin, *»die durch schwer faßbare Verweigerungshaltungen geprägt sind und überall da, wo sie in offenen Widerstand umschlagen und die Diktatur unmittelbar herausfordern könnten, durch eine Kombination von Repression, Sozialtechniken und passiver Integrationsbereitschaft blockiert werden«.* An genau dieser Stelle verortet Roth die eigentliche Funktion des AWI der DAF: Zwar läßt sich auch indirekt *»von den offenkundig veränderten Bewußtseins- und Kampfformen der Arbeiterklasse auf veränderte Strukturen ihrer sozialökonomischen Zusammensetzung zurückschließen«,* andererseits aber geben *»die sozialstatistischen Erhebungen, soziostrukturellen Untersuchungen und arbeitspolitischen Interventionsschritte des AwI«* die Materialien und Daten zur Hand, die zur *»komplexe*(n) *Rekonstruktion der Zusammensetzung der lohnabhängigen Bevölkerung in ihren subjektiven und materiellen Beziehungen«* nötig sind. Den Erkenntnisgewinn über *»die Veränderung der Klassenverhältnisse«,* den Roth aus seiner Untersuchung *»des AwI als reflektierendem Zentrum eines sozial- und wirtschaftswissenschaftlich systematisierten Klassenkampfs von oben«* zieht, soll, so heißt es in dem sein Erkenntnisziel dunkel umschreibenden Schlußsatz, dazu dienen, *»das Ende des Tunnels zu erreichen, durch den wir von der Geschichte einer untergegangenen Arbeiterkultur getrennt sind«.* Das mutet dann doch etwas merkwürdig an: Was soll nun diese intendierte Aufhebung der Trennung von einer doch *»untergegangenen Arbeiterkultur«* bezwecken? Man darf wohl vermuten, daß hier an die althergebrachte Tradition angeknüpft werden soll, derzufolge der bürgerliche Intellektuelle dem bloß auf die ökonomische Verbesserung seiner Situation sinnenden Arbeiter das Licht der Erleuchtung andienen soll. Die Beschäftigung mit der Rolle der Arbeiterklasse im Nationalsozialismus, auch im indirekten Sinne als Beschäftigung mit jenen Herrschaftsinstitutionen, die aus systemimmanenten Gründen sich gezwungen sahen, sich mit strukturellen Veränderungen innerhalb der Arbeiterklasse und den Reaktionen der Arbeiter darauf zu befassen, wäre dann nichts anderes als der Versuch, das Bild einer widerständigen Arbeiterklasse zu rekonstruieren, die dem revolutionär gesinnten Intellektuellen, auch demjenigen, der diese Rekonstruktionsarbeit leistet, als

Projektionsfläche seiner Visionen dient, in denen wiederum das Bild vom revolutionären Intellektuellen als der eigentlichen bewußtseinsstiftenden Avantgarde aufgehoben ist.

Unabhängig von diesem im Bild des zu durchstechenden Tunnels aufscheinenden Ideologem vom innig vertrauten Verhältnis zwischen revolutionärer Intelligenz und kämpferisch gesinnter Arbeiterklasse, ist Roth, nachdem er sich im umfangreichen zweiten Kapitel seiner Arbeit mit der Wirkungsgeschichte und der bisherigen Erforschung des AWI der DAF beschäftigt hat (im einzelnen geht er auf die erste Rezeption in der Nachkriegszeit, auf die Verdrängungen der fünfziger und sechziger Jahre und auf die dann einsetzende Rezeption in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen ein), im dritten, dem eigentlichen Hauptkapitel, eine instruktive Analyse der Forschungsarbeiten und Funktionen des mit zeitweise rund 450 festen Mitarbeitern zu den seinerzeit größten sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitutionen Europas gehörenden AWI gelungen. Im Frühjahr 1935, also zwei Jahre nach Gründung der DAF, ins Leben gerufen, zielte die dort betriebene *»universale Sozialwissenschaft«* auf drei Aspekte: *»Erstens totalisierte Erfassung der gesellschaftlichen Verhältnisse, zweitens Projektion der empirischen Untersuchungsergebnisse auf das sozialstrategische Ziel, und drittens Rückübertragung des Reflexionsprozesses auf die soziale Wirklichkeit mit Hilfe eines ›Generalstabsplans‹ der ›sozialen Neuordnung‹«.* In – teilweise auch personeller – Anbindung an die bürgerliche Sozialreformbewegung und rechtssozialdemokratische Strömungen sowie im Rekurs auf die mythisierte Bismarcksche Sozialpolitik kulminierten die Forschungen des AWI im Frühjahr 1940 im sogenannten *»Sozialwerk des deutschen Volkes«,* einem rassistisch unterlegten Programm zu einer totalen sozialen Neuordnung, das zugleich die aus dem vorhergehenden Jahrhundert überkommene *»soziale Frage«* auf der Basis einer sozialstaatlich abgefederten Integration der Volksgenossen in die Volksgemeinschaft endgültig lösen sollte.

In der ursprünglich intendierten Weise konnte dieses Programm nicht umgesetzt werden, was allerdings noch längst nicht bedeutet, daß es keinerlei Spuren hinterlassen hat. *»Am intensivsten«,* stellt Roth fest, *»hat das AwI wohl im Kontext bundesdeutsch-sozialpartnerschaftlicher Bemühungen fortgewirkt.«* Ablesen läßt sich das ganz beiläufig auch an den von Roth zusammengestellten biographischen Daten von rund fünfzig ehemaligen Mitarbeitern des AwI, die nach Kriegsende ihre Karriere durchweg ohne größere Probleme fortsetzen konnten. Auch insofern darf man Roths Anliegen, *»die Geschichte der modernen Intelligenz an einer exemplarischen Schnittstelle zu entmystifizieren«,* als gelungen betrachten. Aber man gebe sich bloß nicht der Illusion hin, daß es sich dabei um eine spezifische Abart dieser *»modernen Intelligenz«* gehandelt habe: Auch diejenigen z.B., die im Kontext der sozialen Bewegungen der sechziger und siebziger Jahre als »Neue Linke« die Zitadellen des Systems zu stürmen sich anschickten, haben sich u.a. an manchen politischen und sozialen Schaltstellen dieser Zitadellen etabliert und man kann wohl annehmen, daß es dabei ganz nebenbei auch zu wunderlichen Begegnungen zwischen den Generationen gekommen ist. Manch alter Volksgenosse, der z.B. in den Gewerkschaften oder in der Sozialdemokratie eine neue Heimat gefunden hatte, dürfte bei der späten Begegnung mit den jungen Zitadellenstürmern nicht nur in nostalgische Erinnerungen an eigene Kampfzeiten verfallen sein, sondern auch in abgeklärter Weisheit den integrierenden Leistungen der Institutionen vertraut haben.

Wolfgang Braunschädel

Jürgen Zarusky, Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische Auseinandersetzungen und außenpolitische Konzeptionen 1917-1933, München: R. Oldenbourg Verlag, 1992, 328 S.

Am 20. Dezember 1919 veröffentlichte der sozialdemokratische »Vorwärts« während der erfolgreichen Oktoberoffensive des »weißen« Generals Judenič unter dem Titel »Vom Ende eines Wahns« einen voreiligen Nachruf auf die Herrschaft der Bolschewiki in Sowjetrußland. Daß das sowjetische Experiment noch nahezu siebzig Jahre bis zu seinem endgültigen Scheitern andauern würde, war zu diesem Zeitpunkt für die deutsche Sozialdemokratie nicht vorhersehbar. Besonders während der Weimarer Republik waren die Auseinandersetzungen mit der Sowjetunion ein prägender Faktor für die Sozialdemokraten. Intensive Diskussionen, Polemiken und zahlreiche Beiträge in der Parteipresse beschäftigten sich mit der Sowjetunion, die das Selbstverständnis der Sozialdemokratie als sozialistische Bewegung in Frage stellte. Die historische Forschung hat sowohl der ideologischen Auseinandersetzung der deutschen Sozialdemokratie mit Sowjetrußland als auch ihren außenpolitischen Konzeptionen wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Zarusky versucht in der vorliegenden gekürzten und überarbeiteten Fassung seiner an der Ludwig-Maximilian-Universität München angenommenen Dissertation dieses Defizit zu beheben. Unter dem Begriff Sozialdemokratie faßt er die beiden sozialdemokratischen Parteien SPD und USPD bzw. die später wieder vereinigte SPD zusammen. Besondere Bedeutung mißt Zarusky den publizistischen Quellen bei; er wertete die Zentralorgane der SPD und USPD, den »Vorwärts« und die »Freiheit«, die »Leipziger Volkszeitung« als wichtigstes Organ der linken Opposition in der SPD nach der Wiedervereinigung, sowie das Auslandsorgan der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (RSDAP) »Socialisticeskij vestnik« (»Sozialistischer Bote«) und deren deutschsprachiges Mitteilungsblatt »RSD« aus.

Die Machtübernahme der Bolschewiki in Rußland zwang die deutsche Sozialdemokratie zu einer grundlegenden Klärung ihres Sozialismusbegriffes und zur Definition ihrer Haltung zum bolschewistischen Regime. So definierte Otto Braun vom SPD-Vorstand im Februar 1918 die bolschewistische Herrschaft als weder sozialistisch noch demokratisch und folgerte, daß zwischen den Bolschewiki und der SPD ein *»dicker sichtbarer Trennungsstrich«* gezogen werden müsse. Im September 1918 erschien Karl Kautskys Broschüre »Die Diktatur des Proletariats«, in der er seine Auffassung von der Untrennbarkeit von Sozialismus und Demokratie darlegte und die Lenin zu einer wütenden polemischen Replik herausforderte. Kautsky spitzte seine Kritik Mitte 1919 in »Terrorismus und Kommunismus« weiter zu und analysierte Sowjetrußland als Klassengesellschaft. Seine Ansichten bestimmten in der Folgezeit wesentlich die sozialdemokratische Bolschewismuskritik. Gleichwohl war in der deutschen Sozialdemokratie die geläufigste Assoziation zu Bolschewismus nicht »Dikatur«, sondern »Chaos«. Die Befürchtungen deutscher Sozialdemokraten hinsichtlich *»russischer Zustände«* in Deutschland bezogen sich nicht auf die spätere stalinistische Diktatur, sondern auf die Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Etablierung dieser Diktatur. Als sie selbst mit einer revolutionären Situation in Deutschland konfrontiert wurden, entschieden sich die Sozialdemokraten vor diesem Hintergrund für eine *»möglichst ungestörte Fortführung der industriellen Produktion«* und ließen *»die Positionen der alten Funktionseliten weitgehend unangetastet«.*

Hatte Deutschland noch im November 1918 unter maßgeblichem Einfluß der Sozialdemokratie die diplomatischen Beziehungen zu Sowjetrußland abgebrochen, um der zunehmenden revolutionären Agitation entgegenzuwirken und sich das Wohlwollen der Westmächte zu sichern, so drängten Anfang 1920, als sich der endgültige Sieg der Bolschewiki abzeichnete, nicht nur Industrie- und Handelskreise, sondern auch Sozialdemokraten die sozialdemokratisch geführte Regierung, »*sich in den Beziehungen zu Sowjetrußland keiner Versäumnisse schuldig zu machen*«. Die ideologisch-politische Konfrontation geriet in Konkurrenz zu sozialdemokratischem Pragmatismus, der die Erschließung des russischen Marktes im Auge hatte und befürchtete, von der ausländischen Konkurrenz ausgeschaltet zu werden.

Mit der Vereinigung der USPD-Linken mit der KPD und der damit einhergehenden Spaltung der USPD wurde der entscheidende Schritt zur Klärung der Fronten zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus in Deutschland vollzogen. Während die USPD-Linke sich einem Sowjetmythos hingab, übernahmen spätestens seit dem Auftritt von Martow auf dem außerordentlichen Parteitag der USPD-Rechten in Halle im Oktober 1920 die Menschewiki die Rolle der Kronzeugen gegen das bolschewistische Regime.

Die Ablehnung des bolschewistischen Modells hinderte führende Sozialdemokraten wie etwa Otto Wels nicht daran, 1920 die Wiederaufnahme der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Sowjetrußland zu fordern und zwar »*nicht wegen, sondern trotz des Bolschewismus*«. Im September 1922 resümierte Wels die russische Entwicklung von der Oktoberrevolution bis zur Neuen Ökonomischen Politik vor dem Hintergrund des Prozesses gegen die Sozialrevolutionäre mit den Worten: »*Rußland geht vom Bolschewismus über den Kannibalismus zum Kapitalismus zurück.*«

Der menschewistische Ökonom Aron Jugow publizierte Anfang 1929 sein in sozialdemokratischen Kreisen viel beachtetes Buch »Die Volkswirtschaft der Sowjetunion und ihre Probleme«, in dem er zu dem Ergebnis kam, daß in der Sowjetunion ein schlecht funktionierender bürokratischer Staatskapitalismus herrsche und keine vergesellschaftete Wirtschaft. Dieser Auffassung stand in Teilen der sozialdemokratischen Linken die Meinung entgegen, die Sowjetunion befinde sich auf ihrem spezifischen Weg zum Sozialismus. Der Eindruck der Weltwirtschaftskrise, der sowjetische Fünfjahresplan und die daran anknüpfenden Theorien Otto Bauers waren prägend für diese Einschätzung.

Während der Regierungszeit des Kabinetts Hermann Müller kam es erneut zu einer Verschränkung der ideologischen und außenpolitischen Konfrontation. Insbesondere der »Blutmai« 1929 trug zur Forcierung der Konfrontation bei. Die KPD sah ihre Sozialfaschismustheorie bestätigt, in der SPD lebte die bereits 1923/24 aufgetretene Tendenz zur Gleichsetzung von Faschismus und Kommunismus wieder auf. So referierte der »Vorwärts« im Mai 1929 ausführlich einen Artikel des Staatssekretärs im italienischen Ministerium für Verbändewesen, Giuseppe Bottai, in dem dieser über Gemeinsamkeiten von Faschismus und Bolschewismus reflektierte. Kautsky gar formulierte 1930 in »Der Bolschewismus in der Sackgasse«: »*Der Faschismus ist aber nichts als das Gegenstück des Bolschewismus, Mussolini nur der Affe Lenins.*«

Es ist ein Verdienst von Zaruskys Untersuchung, die sozialdemokratische Bolschewismusrezeption in ihren vielfachen Facetten und Schattierungen zu beleuchten. Dabei ist überraschend festzustellen, daß die sozialdemokratische Bolschewismuskritik in erstaunlich vielen Punkten mit der räte- bzw. linkskommunistischen Kritik des Sowjet-

modells korrespondiert. Ein Effekt, der vom Autor sicherlich nicht beabsichtigt ist, gleichwohl aber nicht unerwähnt bleiben sollte, insbesondere da er das linksradikale Spektrum der Weimarer Republik auf die KPD und ihr Umfeld reduziert. Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß Zarusky die Äußerung von Otto Wels aus dem Jahre 1920: »*Bringt man dagegen den Bolschewismus in Beziehungen mit der äußeren Welt, und läßt man die Macht des wirtschaftlichen Ausgleichs auf ihn wirken, so wird sich seine Umbildung von selbst ergeben*«, als Frühform der Strategie des »Wandels durch Annäherung« wertet. Daß die Wirksamkeit dieser Strategie, auch wenn sie hartnäckig rezipiert wird, ins Reich der Legenden zu verweisen ist, hat die jüngere Vergangenheit offenkundig gezeigt.

Johannes Materna

Jens Becker, Der Widerstand der KPD-O im Faschismus, Mainz: Podium Progressiv, 1992, 109 S.

Die »rechten« Kommunisten in Deutschland um Heinrich Brandler und August Thalheimer – die Kommunistische Partei-Opposition (KPO) – haben zwar schon in der 1964 veröffentlichten Arbeit von Karl Heinz Tjaden und in der 1987 veröffentlichten von Theodor Bergmann ihre Historiker gefunden. In dem vorliegenden, auf eine Magisterarbeit zurückgehenden schmalen Bändchen will Jens Becker die darin sowie in einer Reihe weiterer Veröffentlichungen enthaltenen Ergebnisse zusammenfassen und um einige bisher nicht so ausführlich behandelte Aspekte ergänzen.

Eingeleitet mit einem kurzen Abriß der wissenschaftlichen Diskussion um den Widerstandsbegriff, skizziert er die Rolle der KPO in der Endphase der Weimarer Republik und beschreibt dann ihr Wirken nach 1933: Die Organisierung der Widerstandsarbeit, die Verfolgung durch den NS-Staat, insbesondere die Prozesse und schließlich die politischen Positionen, die die KPO in der Zeit von 1933 bis 1945 entwickelte. Dabei zieht er – neben der erwähnten Literatur und den Veröffentlichungen der KPO selbst – auch Prozeßakten heran und konnte Aussagen ehemaliger Mitglieder verwerten.

Auf diese Weise ist ein komprimierter Abriß herausgekommen. Becker stellt zu Recht die Verdienste der KPO heraus: den Kampf um die Einheitsfront sowie die Bemühungen um eine theoretische Aufarbeitung des Faschismus. Insbesondere in diesen beiden Punkten kann die KPO – wie auch eine Reihe weiterer »Zwischengruppen« – beanspruchen, weitaus realistischere Perspektiven als die SPD und die KPD formuliert zu haben. Allerdings verhält sich Becker nicht unkritisch. Verschiedentlich unterstreicht er die Illusionen, die die KPO noch bis 1936/37 in die Regenerationsfähigkeit der KPD und der Komintern insgesamt hatte, die sie im Grunde erst nach dem stalinistischen Vernichtungsfeldzug gegen ihre Mitglieder im Spanischen Bürgerkrieg aufgab und die entsprechende Folgen in ihrem Kampf hatten. Wenn die KPO auch gescheitert ist, so kann sie im Unterschied zu den Massenparteien, denen die Verhinderung des Faschismus trotz ihrer Millionen Anhänger auch nicht gelang, doch beanspruchen, ein bedeutendes theoretisches Erbe zu hinterlassen, wie auch ihre Mitglieder ein Beispiel im Kampf setzten.

Reiner Tosstorff

Theodor Bergmann/Mario Keßler (Hrsg.), Aufstieg und Zerfall der Komintern. Studien zur Geschichte ihrer Transformation (1919-1943), Mainz: Podium Progressiv, 1992, 264 S.

Vielleicht ist der Titel etwas irreführend, da es nicht um die gesamte Komintern-Geschichte geht. Im Vordergrund dieses aus vierzehn Beiträgen bestehenden Bandes – acht Nachdrucke aus verschiedenen Zeitschriften und sechs Originalbeiträge – steht der Prozeß der »Bolschewisierung« und »Stalinisierung«, also, wie es unter Berufung auf Trotzki auf dem Rückumschlag heißt, die *»bürokratische Entartung der kommunistischen Bewegung«*, die damit ihren revolutionären Anspruch aufgab. Ein Kapitel aus der Entstehungsgeschichte der Komintern wird nur einmal – am Beispiel des Verhältnisses der USPD zur KI – behandelt, zur Auflösung dagegen gibt es keinen eigenen Artikel, um nur den Anfang und das Ende der Komintern zu erwähnen. Sechs Beiträge behandeln direkt die zweite Hälfte der zwanziger Jahre. Dabei geht es nicht zuletzt auch darum aufzuzeigen, daß in den Reihen der Komintern Alternativen zur stalinistischen Politik formuliert wurden. Diese Standpunkte unterlagen zwar bekanntlich, doch allein, daß sie erhoben wurden, zeigt eben auch an, daß die Komintern nicht als außenpolitisches Hilfsinstrument des Sowjetstaates entstanden war, sondern als Ausdruck einer breiten revolutionären Strömung in der internationalen Arbeiterbewegung.

Die übrigen Beiträge – neben der kurzen Einleitungsskizze von Theodor Bergmann, die den Verlauf der Komintern-Entwicklung insgesamt nachzuzeichnen versucht, und dem schon erwähnten Artikel über die USPD – verfolgen die Komintern-Politik auch noch über die zwanziger Jahre hinaus. Dabei geht es neben einem materialreichen Aufsatz über die Rolle Stalins vor allem um theoretische Fragen (Imperialismus-Begriff, Faschismus-Analyse und jüdische Frage), aber auch um das Kolonialproblem.

In einige der Aufsätze sind bereits Ergebnisse von Recherchen in dem erst seit kurzem offen zugänglichen Moskauer Komintern-Archiv eingeflossen. Sie bieten damit, unabhängig von der jeweiligen Interpretation, den Vorteil, bisher unbekannte Details aus der Komintern-Geschichte zu präsentieren.

Viele der Autoren dieses Sammelbandes kommen aus dem ehemals »realsozialistischen« Bereich, v.a. der DDR. Zumeist sind es jüngere Historiker, die vor 1989, wenn überhaupt, nur eingeschränkt publizieren konnten. Allerdings findet sich darunter auch jemand wie Kirill Schirinja, der als Verantwortlicher für Komintern-Geschichte im Moskauer Institut für Marxismus-Leninismus jahrelang für die ›orthodoxen‹ Vorgaben einstand, jetzt aber offensichtlich anderer Meinung geworden ist.

Auch wenn man die in den Beiträgen des Bandes entwickelten Interpretationen nicht immer teilen kann – so gibt es eine Tendenz, Bucharins Rolle und die der ›Rechten‹ in der Komintern positiver zu bewerten als ihnen dies eigentlich zukommt, denn auch durch das in den Beiträgen ausgebreitete Material wird ihr gemeinsamer Kampf mit Stalin gegen die Linke Opposition (Trotzki) und damit ihr Anteil an der Zerstörung der innerparteilichen Demokratie deutlich –, so ist doch zu begrüßen, daß diese verschiedenen Studien durch den Sammelband leicht zugänglich gemacht wurden.

Reiner Tosstorff

Michael Rohrwasser, Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten, Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1991, 412 S.
Hermann Kuhn, Bruch mit dem Kommunismus. Über autobiographische Schriften von Ex-Kommunisten im geteilten Deutschland, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 1990, 325 S.
Gabriele Fritz-Ulmer, Auseinandersetzung antifaschistischer Exil-Schriftsteller mit dem Problem des Stalinismus in Autobiographien der Nachkriegszeit, Frankfurt: Rita G. Fischer Verlag, 1989, 471 S.

Seitdem die Linke aus dem von der Rechten so gerne und plakativ beschworenen sogenannten Weltbürgerkrieg dieses Jahrhunderts als Verlierer hervorgegangen zu sein scheint, möchte sich manch einer, der bis zum Herbst des Jahres 1989 in den Reihen der Weltrevolution zu marschieren bevorzugte, nachträglich doch lieber in die Tradition jener gestellt sehen, die als Renegaten, Ketzer, Verräter und Dissidenten über Jahrzehnte hinweg von getreuen Parteigängern ausgegrenzt, verfolgt und ermordet worden sind. Noch in diesem plötzlichen Sinneswandel, in dessen Folge Apologeten der Diktatur des Proletariats zu untertänigsten Demokraten und abgelegenste Ländereien des Planeten auf der Suche nach dem hierzulande so schmerzlich vermißten revolutionären Subjekt durchstreifende Internationalisten zu heimattreuen Nationalisten mutierten, tradiert sich ein folgenschweres Mißverständnis, das auf einem die ehemals verfeindeten Gegner schon seinerzeit insgeheim einigenden Einverständnis basiert. Als Linke galten und gelten demzufolge vielfach immer noch die Apologeten jenes ursprünglich aus spezifisch russischen Bedingungen entstandenen, von den Bolschewiki vor 1917 zielstrebig anvisierten und nach 1917 konsequent ausgebauten Herrschaftssystems, dessen sogenannte Philosophie des Marxismus-Leninismus jedoch nichts mehr mit der ursprünglichen Marxschen Intention einer wohlbegründeten Kritik kapitalistischer Ökonomie, alles dagegen mit der um keine sophistischen Floskeln verlegenen Legitimierung eines zunehmend bürokratisierten Unterdrückungs- und Terrorapparates zu tun hatte. Wenn sich heute Rechte und Ex-Linke marxistisch-leninistischer Provenienz in trauter Eintracht am scheinbaren Ende der Geschichte zusammenfinden, so ist dies ganz beiläufig auch Ausdruck einer durchaus bemerkenswerten Verdrängungsleistung: Verdrängt wird zum einen die Tatsache, daß es eine ansehnliche und theoretisch höchst aktuelle, u.a. mit Rosa Luxemburg längst vor 1917 einsetzende Tradition linker Kritik am bolschewistischen Sozialismusmodell gibt und verdrängt wird zum zweiten, daß sich diejenigen, die sich zeitweise zum Sozialimusmodell marxistisch-leninistischer Prägung bekannten und sich irgendwann – aus welchen Gründen auch immer – von ihm abwandten, durchaus nicht durchweg als reumütige Rückkehrer in eine vorgeblich heile bürgerliche Welt vereinnahmen lassen. Ganz im Gegenteil: Gerade in den Geschichten dieser Grenzgänger kommt vielfach jene Tradition einer aufbegehrenden Revolte zum Ausdruck, der es eben nicht um den Austausch politischer, ökonomischer, technischer, militärischer und sonstiger Eliten in ansonsten auf auffallende Weise ähnlich oder gleichartig funktionierenden Herrschaftsmodellen geht; als Zeugen für eine nach der Implosion des sowjetischen Sozialismusmodells befriedete Gegenwart taugen die Schicksale dieser Grenzgänger, auch wenn sie ihren persönlichen Frieden mit dem System der liberalen Demokratie gemacht haben mögen, zumeist nicht.

In den Rang einer eigenen literarischen Gattung sind die autobiographischen Schriften dieser Grenzgänger, der Exkommunisten und Renegaten, erst in den Zeiten des Kalten

Krieges erhoben worden, als sie sich, vielfach allzu simplifizierend, als antikommunistische Zeugnisse lesen, vermarkten und politisch verwerten ließen. Bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren waren kritische und auf Distanz zum stalinistischen System gehende Berichte erschienen; die Machtergreifung der Nationalsozialisten ließ jedoch viele an dem irrigen Glauben festhalten, daß nur der sowjetische Sozialismus deren Machtgelüsten Einhalt gebieten könne. Erst die Erlebnisse während des Spanischen Bürgerkrieges, die Moskauer Prozesse und schließlich der Hitler-Stalin-Pakt setzten bei Vielen einen Prozeß der Selbstbefreiung aus dem selbst geschneiderten Zwangskorsett der falschen Alternative zwischen Faschismus und Stalinismus in Gang. »*Renegatenliteratur*«, schreibt Michael Rohrwasser in der Einleitung seiner das Problem in vielen seiner Facetten auslotenden Arbeit, »*ist per se Einspruch gegen das Postulat dieser Alternative.*« Von daher ist es verständlich, daß die Renegaten von der einen Seite – den Stalinisten – mit aller Konsequenz, bis hin zur systematischen Ermordung, verfolgt wurden und von der anderen Seite – zum Teil, soweit sie in das nationalsozialistische Deutschland zurückgekehrt waren, bereits von den Nationalsozialisten, im wesentlichen aber in den späten vierziger und insbesondere den fünfziger Jahren in den westlichen Demokratien – als Zeugen wider den Kommunismus und für die liberalen Demokratien westlicher Prägung benutzt wurden.

Nach einem auf die das Thema umreißende Einleitung folgenden Durchgang durch ein »*Wörterbuch der Verdammungen*«, in dem Renegaten, Dissidenten, Konvertiten, Ketzer, Deserteure und Verräter zu ihrem begrifflich differenzierten Recht finden, widmet sich Rohrwasser ausführlich jenen bereits genannten Ereignissen (Spanischer Bürgerkrieg, Moskauer Prozesse, Hitler-Stalin-Pakt), die für die damaligen Renegaten zum eigentlichen Dreh- und Angelpunkt ihrer Geschichte und somit zur eigentlichen Geburtsstunde der Renegaten wurden. Die Figur des Renegaten resultiert jedoch nicht nur aus dem Entschluß des Einzelnen – Rohrwasser geht insbesondere auf Walter Krivitsky, Gustav Regler und Alfred Kantorowicz ein, dem er, da es sich um einen besonderen Fall handelt, ein eigenes Kapitel widmet –, sich aus der Partei, die ihm intellektuelle und emotionale Heimat gewesen ist, zurückzuziehen, sondern ebensosehr aus der spezifischen Reaktion seiner nunmehr ehemaligen Parteigenossen, von denen er unter zum Teil übelsten Beschimpfungen als Verräter gebrandmarkt wird. Der Renegat ist somit in entscheidender Hinsicht auch ein Produkt jener, die – von Rohrwasser exemplarisch vorgeführt werden u.a. Lion Feuchtwanger, Ernst Bloch, Bert Brecht, Heinrich Mann und Alfred Kurella – aus einer Mischung aus politischer Blindheit, religiös anmutender Gläubigkeit und einer unter Umständen gehörigen Portion Machtzynismus zu Apologeten eines von ihnen durchaus nicht verkannten terroristischen Systems wurden. Der seine Erfahrungen artikulierende Renegat wird nicht als Diskussionspartner akzeptiert, sondern von vorneherein ausgestoßen und gerät somit in eine von außerhalb seines Einflußbereiches stehenden Kräften definierten Zwischenwelt, in ein von ihm zumindest zu einem wesentlichen Teil nicht zu kontrollierendes »*Wechselspiel von Funktionalisierung und Denunziation*«. Tatsache aber ist, so stellt Rohrwasser völlig zu Recht fest, »*daß die Renegaten es waren, die das historische Entweder-Oder, Faschismus oder Stalinismus, tertium non datur, von innen heraus sprengten. Kritik an Stalin*«, so Rohrwasser weiter, »*mußte nicht mehr im Antikommunismus, Antifaschismus nicht mehr in die stalinistische Organisation münden.*« Konsequenterweise will Rohrwasser »*Renegatentum als Emanzipationsprozeß*« verstanden wissen, »*der die komplementäre*

Gegenläufigkeit des Lagerdenkens zu sprengen sucht«. Unter dieser Perspektive beschäftigt er sich mit drei allgemein wenig bekannten Renegaten: Richard Krebs, Robert Bek-gran und Georg K. Glaser.

Georg K. Glaser, Ende der zwanziger und in den frühen dreißiger Jahren der KPD angehörend, hatte 1951 in Frankreich und in der Schweiz, zwei Jahre später, nach mancherlei Schwierigkeiten, auch in der Bundesrepublik, seinen autobiographischen Bericht »Geheimnis und Gewalt« veröffentlicht, dem 1985, gewissermaßen als Fortsetzung, »Jenseits der Grenzen« folgte. Glasers romanhafter Bericht, der sich nicht als reine Autobiographie lesen läßt, zielt darauf ab, dem auch gegen das einengende Parteileben revoltierenden Individuum zu seinem Recht zu verhelfen. Glasers Buch, nicht nur Bericht über einen Revolteur, sondern auch Ausdruck der Selbstvergewisserung eines Revolteurs, wurde nur von wenigen zur Kenntnis genommen; für das *»Wechselspiel von Funktionalisierung und Denunziation«* war es schlicht untauglich – gerade das aber macht seine bleibende Größe aus.

Noch weniger in diesem Spiel taugte, wenn auch aus anderen Gründen, Robert Bek-gran. Bek-gran, bis vor wenigen Jahren noch auch von Experten als Pseudonym von B. Traven alias Ret Marut gehandelt und insofern als Person überhaupt nicht zur Kenntnis genommen, war bereits 1922 in die USA emigriert. Seit 1930 einige Jahre der Kommunistischen Partei der USA angehörend, gab er in den Jahren 1938/39 in New York die Zeitschrift »Gegen den Strom« heraus, die, so Bek-gran in der ersten Nummer, *»gegen den Katholizismus der Internationalen rebelliert«* und darauf abzielte, *»all den Sozialisten, die sich nicht durch politische Apparate und Linien in ihrer persönlichen Überzeugung erschüttern lassen und die den Willen besitzen, das öffentlich zu sagen, ein Sprachrohr zu verschaffen«*.

Zu dem Bekanntenkreis von Bek-gran gehörte auch jener Autor, dem Rohrwasser sich am ausführlichsten widmet: Richard Krebs alias Jan Valtin. Richard Krebs hatte, als er im März 1938 in den USA ankam, ein abenteuerliches Leben hinter sich. In den zwanziger und dreißiger Jahren war er im Geheimapparat der Kommunistischen Internationale tätig, Ende 1933 wurde er bei einem konspirativen Treffen in Hamburg verhaftet und anschließend zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. 1937 ließ er sich scheinbar, auf Anweisung seiner Vorgesetzten im Apparat der Kommunistischen Internationale, als Agent der Gestapo anheuern; wieder in Freiheit, ließ er der Gestapo von der Kommunistischen Internationale präpariertes Material zukommen, geriet aber bald – in Zwiespalt zwischen Parteidisziplin und Angst um seine weiterhin in Deutschland inhaftierte Frau – in Konflikt mit seinen Auftraggebern von der Kommunistischen Internationale. Nach einer Inhaftierung durch Mitarbeiter der stalinistischen GPU gelang ihm die Flucht in die USA, wo er seine Geschichte in dem Buch »Out of the Night« verarbeitete, das an der Jahreswende 1940/41 unter dem Pseudonym Jan Valtin erschien und sich schnell zu einem Bestseller entwickelte. Das Buch, eine *»Mischung von Lebensgeschichte, Abrechnung und Reportage«*, das alle Mythen einer heilen kommunistischen Welt destruiert und erhellende Einblicke in die Geheimwelt parteikommunistischer Apparate vermittelt, stieß bei den ehemaligen Parteigenossen erwartungsgemäß auf erbitterten Widerspruch.

Kürzlich noch lieferte der dem Milieu der bundesdeutschen Autonomen sich zurechnende Nachwuchshistoriker Dieter Nelles einen bemerkenswerten Nachschlag zu dieser parteikommunistischen Hetze. Nelles behauptete in einem in Heft 1/1994 der Zeit-

schrift »1999« veröffentlichten Text, daß Richard Krebs sich nicht im Auftrag der Kommunistischen Internationale von der Gestapo habe anheuern lassen, sondern aus freiem Entschluß zum Überläufer geworden sei. Er stützt sich dabei, da *»die Originalakte, die von der Gestapo in Hamburg geführt wurde, wahrscheinlich vernichtet worden (ist)«*, auf ein vier Jahre nach Erscheinen von »Out of the Night« *»1945 als Abschrift der V-Mann-Akte zugefügt*(es)« Schreiben aus Beständen des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, die erst seit 1990 zugänglich sind. Allerdings erscheint die von Nelles im Anschluß an eine Abschrift eines Gestapo-Schreiben aus Beständen der Staatssicherheit der DDR aufgestellte Behauptung nicht allzu schlüssig, denn schließlich konnte Krebs, wenn er tatsächlich im Auftrag der Kommunistischen Internationale zum scheinbaren Überläufer wurde, dies der Gestapo nicht auf die Nase binden, sondern war logischerweise gezwungen, so zu tun, als würde er aus freiem Entschluß zum Verräter; nur so konnte er der Gestapo gegenüber, die ihn im übrigen, wie Nelles aus den Akten zitiert, als *»unzuverlässig«* ansah, den Anschein von Glaubwürdigkeit erwecken. Daß in dem von Nelles zitierten Schreiben von *»freiwillig*(en)*«* Aussagen die Rede ist, die zudem laut Nelles *»für die Gestapo nur einen begrenzten Wert«* hatten, ist in der Logik des Auftrages der Kommunistischen Internationale also nur konsequent; daß die kommentierte Wiedergabe der Abschrift einer nationalsozialistischen, von der Staatssicherheit der DDR über Jahrzehnte hinweg bestens gehüteten Akte – und zwar durchaus nicht unbedingt *»paradoxerweise«*, wie es in einer *»redaktionelle*(n) *Vorbemerkung«* zu dem Text von Nelles heißt, sondern wahrscheinlich wohl überlegt, haben doch gestandene Nationalsozialisten nicht nur in der BRD, sondern auch in der DDR Karriere gemacht, und da dürfte es schon von Interesse für die Staatssicherheit gewesen sein, mancherlei Aktenmaterial unter Verschluß zu halten – nunmehr als neuester Baustein autonomer Legendenbildung präsentiert wird, ist Ausdruck eines Bewußtseins, das Geschichtsschreibung mit Mythenkonstruktion zu verwechseln scheint. Nelles mangelt es nicht nur an jeglicher Sensibilität für die angesprochene Problematik; für einen dem eigenen Anspruch gemäß kritischen Historiker methodisch indiskutabel ist zudem die bemerkenswerte Leichtgläubigkeit gegenüber Quellen, aus denen Nelles in primitiv positivistischer Manier den Stoff aufbereitet, aus dem identitätsstiftende historische Erzählungen destilliert werden. Denunziatorische Lust an der Entlarvung, geschichtsklitternde Rechthaberei und Sehnsucht nach einer heilen Tradition vermarktbarer Legenden, die ganz beiläufig auch von der zwischenzeitlich vielfältig dokumentierten und längst vor dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 bestens funktionierenden Zusammenarbeit zwischen stalinistischen und nationalsozialistischen Apparaten nichts wissen will, gehen wieder einmal eine unselige Verbindung ein. Nelles huldigt in seinem gesäuberten Bild vom antifaschistischen Widerstand einem intellektuell und moralisch unterbelichteten Dualismus, der vom mythischen Bild eines Kampfes Klasse gegen Klasse zehrt und konsequenterweise gezwungen ist, geschichtliche Ereignisse und persönliche Schicksale in ein auf jegliche Differenzierungen verzichtendes holzschnittartiges Modell zu zwängen.

Der Renegat erscheint den Gläubigen aller Länder, jenen, die der Geschichte unablässig mit eulenhafter Logik auf die Spur zu kommen unterwegs sind und dabei ihre insgeheime Sucht nach der Begegnung mit hehren Lichtgestalten nicht verbergen können, als Verräter. *»Die Partei warf den Renegaten«*, so Rohrwasser, *»in erster Linie nicht ›Lüge‹, sondern ›Verrat‹ vor.«* Nicht daß sie von Tatsachen berichteten, die auch

denen, die sie geflissentlich verschwiegen, bekannt waren, wurde als verwerflich angesehen, sondern der Entschluß, die Integrität der eigenen Individualität auch gegenüber jenen zu verteidigen, für die sie allenfalls ein Rädchen einer großen Maschinerie war. Die Auseinandersetzung mit dem Stalinismus und der Prozeß der aus dem Bruch mit dm Stalinismus resultierenden intellektuellen und moralischen Selbstfindung sind zur Geburtsstunde des modernen Renegaten geworden; seither ist er im Gefolge der mit marxistisch-leninistischer oder ähnlicher Phraseologie sich rechtfertigenden Herrschaftssysteme immer wieder neu geboren worden. Die bleibende Bedeutung der Renegaten besteht – jenseits aller im einzelnen vorzunehmenden Differenzierungen und Abwägungen – darin, daß hier, ohne falsche Rücksichtnahme auf mögliche Vereinnahmungen, die im übrigen in den interessantesten Fällen aus guten Gründen auch gar nicht erfolgt ist, an einem emanzipatorischen Anspruch festgehalten wurde, in dessen Zentrum das Individuum und nicht irgendeine dieses substituierende Organisation steht.

In unterschiedlicher Weise lassen sich diese Erkenntnisse auch aus den beiden Dissertationen von Gabriele Fritz-Ulmer und Hermann Kuhn extrahieren; beide Arbeiten lesen sich in dieser Hinsicht als Ergänzung zu der von Rohrwasser. Gabriele Fritz-Ulmer holt weit aus, beginnt mit einem Kapitel zur bürgerlichen Autobiographie im 19. Jahrhundert, bezieht das Kaiserreich und die Weimarer Republik mit ein und wendet sich schließlich den autobiographischen Aufarbeitungen unterschiedlicher Erfahrungen in den Jahren des Exils nach 1933 zu, wobei das Verhältnis zur Sowjetunion, Volksfront und Spanischer Bürgerkrieg sowie die Moskauer Prozesse ins Blickfeld geraten; besondere Beachtung schenkt die Autorin im letzten Kapitel der Verarbeitung des Stalinismus in den Autobiographien von Hugo Huppert und Arthur Koestler. Die fatalen Wirkungen des aus der Konfrontation zwischen Faschismus und Stalinismus resultierenden Lagerdenkens kommen in der Arbeit von Hermann Kuhn insofern noch einmal besonders deutlich zum Ausdruck, als er sich nicht nur mit der älteren Generation von Ex-Kommunisten beschäftigt, also jenen, die sich bereits in den zwanziger oder dreißiger Jahren zeitweise in der KPD engagiert hatten (z.B. Arthur Koestler, Margarete Buber-Neumann, Alfred Kantorowicz), sondern schwerpunktmäßig mit jenen (z.B. Ralph Giordano, Gerhard Zwerenz, Heinz Brandt, Erich Loest, Helga M. Novak), die erst seit Ende der vierziger Jahre, also in den Zeiten des Kalten Krieges ihre Erfahrungen mit der Logik des Blockdenkens und den daraus resultierenden Denk- und Handlungsverboten machten.

Wolfgang Braunschädel

Dirk Heißerer, Negative Dichtung. Zum Verfahren der literarischen Dekomposition bei Carl Einstein, München: iudicium Verlag, 1992, 271 S.

Die nachhaltige Faszination, die von Carl Einstein ausgeht, gründet auf mehreren, auf komplexe Weise miteinander verflochtenen Aspekten. Sein revolutionäres Engagement im Nachkriegsdeutschland der Jahre 1918/19, seine Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Anarchosyndikalisten, seine schriftstellerische Tätigkeit als Kunstkritiker und Kunsthistoriker, seine erst aus dem Nachlaß veröffentlichte radikale Abrechnung mit den pseudorevolutionären Scheinwelten der Intellektuellen seiner Zeit und insbesondere sein legendärer »Bebuquin« und die darin zum Ausdruck kommende

literarische Programmatik lassen Einstein zu einer der zentralen intellektuellen Persönlichkeiten der ersten Jahrhunderthälfte werden. Einsteins von einem grundlegenden antibürgerlichen Effekt inspirierte Aktivitäten loteten jene intellektuellen und existentiellen Grenzbereiche aus, in denen das Scheitern zum einzigen beständigen Weggefährten wird. Dies gilt nicht nur vordergründig für sein politisches Engagement, sondern insbesondere auch für seine literarischen Aktivitäten, also für jene Tätigkeit, die den Beginn seiner intellektuellen Laufbahn markiert und diese für viele Jahre in entscheidender Weise begleiten sollte.

»Einsteins literarisches Programm«, so Dirk Heißerer in seiner Münchner Dissertation, *»war die Revolte, die Negation«.* Zu seinem *»formal wie inhaltlich... zentrale*(n) *dichterische*(n) *Verfahren«* wurde die als *»künstlerische Demontage bestehender tradierter Literaturformen«* verstandene Dekomposition. Als *»negative Dichtung«* mußten sich die literarischen Texte Einsteins notwendigerweise in den Aporien von Sprache und Sprachkritik verfangen; aber, so resümiert Heißerer zu Recht: *»Einsteins Einzigartigkeit liegt in der Konsequenz seiner Entscheidung gegen die Literatur als artifiziellem Selbstzweck und für eine neue, halluzinative Sehweise.«* Zum roten Faden von Heißerers Arbeit wird die detaillierte Entschlüsselung dieser prozeßhaft sich entwickelnden *»fundamentale*(n) *literarische*(n) *Negierung«,* der permanenten poetologischen Selbstreflexion, die Einsteins literarisches Schaffen von den ersten Anfängen bis zum letzten Prosafragment aus dem Jahre 1930 durchzieht. Dabei hält sich Heißerer an die *»von Einstein zu Lebzeiten publizierten fiktionalen Texte«,* da die mittlerweile wohl völlig unübersichtlich geratenen Nachlaßbestände trotz teilweiser Veröffentlichung zum großen Teil keine eindeutigen zeitlichen Zuordnungen gestatten.

Im Zentrum des ersten Kapitels (»Wege zu ›Bebuquin‹ – Impulse einer literarischen Sozialisation«) steht Einsteins Beziehung zu Franz Blei, in dessen Zeitschrift »Die Opale« er 1907 mit vier Kapiteln »Herr Giorgio Bebuquin« debütierte, sowie der frühe literarische Einfluß André Gides. Im zweiten Kapitel (»Rezeption und Kritik – Einsteins Anti-Poetik in Zeitschriftenbeiträgen bis 1910«) befaßt sich Heißerer mit Einsteins »Verwandlungen; Vier Legenden«, die 1908 in der ebenfalls von Franz Blei herausgegebenen Zeitschrift »Hyperion« gedruckt wurden, sowie – unter dem Stichwort der »Aufhebung der Logik durch die Phantasie« – mit Einsteins Rezeption von Maurice Renards »Der Doktor Lerne«, Alfred Kubins »Die andere Seite« (zwei Rezensionen Einsteins zu diesen beiden Romanen, die Heißerer zuerst 1991 in der Beilage »Aus dem Antiquariat« zum »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« wiederveröffentlicht hatte, sind erneut im Anhang abgedruckt) und weiteren Texten von u.a. Paul Claudel, William Beckford und Stefan George. Im dritten Kapitel (»›Bebuquin‹ als ›bébé-bouquin‹ – Einsteins Anti-Roman als Exempel seiner Dichtungstheorie«) kommt Heißerer schließlich auf Einsteins in Buchform zuerst im Dezember 1912 erschienenes literarisches Hauptwerk zu sprechen. *»Einsteins Ansatz in ›Bebuquin‹ ist«,* so faßt Heißerer seine detaillierten und vielfache Bezüge herstellenden Einzelanalysen zusammen, *»in der Dekomposition literarischer Leittexte zwar destruktiv ausgerichtet und durchbricht strukturell und semantisch konventionelle Erzählformen, bleibt aber in deren Negation an sie gebunden.«* Im vierten (»›Fortsetzung‹ von ›Bebuquin‹«) und fünften Kapitel (»Absage an die Dichtung – Einsteins literarisches Konzept 1917-1930«) geraten Einsteins Prosatexte der Jahre 1913 bis 1918, seine Lyrik der Jahre 1912 bis 1930, sein Drama »Die schlimme Bot-

schaft« aus dem Jahre 1921 und zu guter Letzt sein Text »Fragment eines Romans«, der als letzte Prosaveröffentlichung Einsteins 1930 in der Zeitschrift »Front« veröffentlicht wurde, ins Blickfeld. Dieses letzte »Fragment« läßt, so Heißerer, *»die Weiterentwicklung des dekompositionellen ›Bebuquin‹-Ansatzes bis zur destruktiven Haltung gegen die Sprache selbst erkennen«.* Tatsächlich aber ist Einstein zu diesem Zeitpunkt längst schon an die Grenzen seiner literarischen Verfahrensweisen geraten; diese Grenzen vor allem mit seinem »Bebuquin« tangiert und ausgelotet zu haben, hat ihn schon für Zeitgenossen, so z.B. für Hugo Ball und Raoul Hausmann, zu einer wichtigen Referenzperson werden lassen. Nicht nur Einsteins letzte Prosaveröffentlichung, sondern sein gesamtes literarisches Werk steht angesichts der unaufhebbaren Aporie seiner literarischen Verfahrensweisen unter dem Signum des Fragments. Bereits 1923 hatte Einstein dies selbst erkannt und wie folgt formuliert: *»Bei mir spüre ich überall das Fragment; jeden Satz, den ich schreibe, könnte ich das ganze Leben hindurch umändern.«*

Wolf Raul

Franz Jung, Proletarier/Arbeiter/Hausierer. Werke 3. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Walter Fähnders, Hamburg: Edition Nautilus, 1992, 446 S.

Jegliches politisches Engagement, das sich sowohl dem Ziel individueller Freiheit als auch dem sozialer Gleichheit verpflichtet weiß, sieht sich unauflösbar scheinenden Aporien gegenüber. Individuelles Glücksempfinden läßt sich schwerlich nur in soziale Ketten legen und kollektive Ansprüche lassen sich kaum realisieren, ohne daß an individueller Freiheitlust Abstriche vorzunehmen wären. Individuelle Freiheit und kollektive Ansprüche miteinander zu vermitteln ist für jeden, der mehr und anderes will als die bloße Teilhabe an einer Gesellschaft, in der das Recht des Stärkeren selbstbestimmtes Leben von vorneherein in die Schranken weist, eine Aufgabe, die ständig gestellt, aber nie gelöst ist.

Franz Jung hat als ein in die Politik geratener Schriftsteller die hier gemeinten Aporien wie kaum ein zweiter seiner Zeit nicht nur immer wieder beschrieben, sondern auch exzessiv und mit existentieller Hingabe gelebt. In der Erfahrung proletarischer Kollektivität erblickte Jung die Möglichkeit, die selbstgenügsamen Beschränktheiten bürgerlicher Individualität zu transzendieren. Allerdings, so die bittere Erfahrung nicht nur von Jung, sollten sich die von den an ihrer Individualität leidenden bürgerlichen Intellektuellen in das Kollektivsubjekt Proletariat gesetzten Hoffnungen allzubald als Projektionen und somit als bloße Illusionen erweisen. Auch der einzelne Proletarier war bereits zu Jungs Zeiten längst einem Individualisierungsprozeß unterworfen, in dessen Verlauf kollektive Interessenvertretung gemäß dem Modell bürgerlicher Politik der Verantwortung politischer und gewerkschaftlicher Organisationen übertreten wurde. Die offensichtliche Unzufriedenheit mit dieser Interessenvertretung in den Jahren nach 1914 und insbesondere nach 1918, die – wie dies lange Zeit geschah – mit einem Verrat sozialdemokratischer Führer zu erklären allenfalls von der Unkenntnis soziologischer und psychologischer Prozesse zeugt, ließ für einige Jahre noch einmal die Hoffnung aufkeimen, das seit dem Vormärz von der bürgerlichen Intelligenz immer wieder beschworene Kollektivsubjekt Proletariat könne jegliche Aporien bürgerlicher Partikula-

rität ein für allemal aufheben. Die offensichtliche Lust der linken Intelligenz an der Verschmelzung mit einem zum Mythos gewordenen Kollektiv Proletariat ist wohl nichts anderes als die Kehrseite der konservativen Angst vor der alles vereinnahmenden Masse; beiden gemeinsam ist die Unfähigkeit, die unaufhebbaren Spannungen bürgerlicher oder auch proletarischer Subjektivität auszuhalten.

In den linkskommunistischen Kreisen, denen Franz Jung sich in den Jahren nach 1918 einige Zeitlang zugehörig fühlte, beschwor man seinerzeit die *»Selbstbewußtseinsentwicklung des Proletariats«*. Damit war mehr und anderes gemeint als bloß monadische Individualität und zugleich weniger als dumpfe Kollektivität, in der das Individuum nicht mehr zu sich selbst zu finden in der Lage ist. Franz Jung hat dieser erhofften *»Selbstbewußtseinsentwicklung des Proletariats«* über Jahre hinweg literarisch Ausdruck zu geben und ihren Schwierigkeiten nachzuspüren versucht. Der zuletzt erschienene dritte Band der insgesamt auf zwölf Bände angelegten Ausgabe seiner Werke versammelt – neben zeitgenössischen Rezensionen und Materialien sowie einem Nachwort des Herausgebers Walter Fähnders – eine Erzählung und zwei Romane, in denen Jung den Widersprüchlichkeiten proletarischer Subjektivität auf die Spur zu kommen versucht.

»Proletarier« entstand im Herbst 1920, als Jung sich für einige Monate in Untersuchungshaft befand, erschien im Februar des folgenden Jahres als erster Band der »Rote Roman«-Serie des Malik Verlages, wurde (zum Teil in Auszügen) in mehreren linken Zeitungen nachgedruckt und erlebte Übersetzungen ins Norwegische, Russische und Tschechische. »Arbeiter Thomas« datiert – basierend auf dem zwei Jahre zuvor verfaßten gleichnamigen Theaterstück – aus dem Jahre 1930 und ist hier, da die damaligen Versuche Jungs,den Roman zu veröffentlichen, nicht von Erfolg gekrönt waren, zum erstenmal aus dem Nachlaß zugänglich gemacht worden. »Hausierer«, für dreißig Jahre die letzte Buchveröffentlichung Franz Jung, erschien im Juni 1931 im »Bücherkreis«, bei dem einige seiner früheren linkskommunistischen Gefährten untergekommen waren.

»Proletarier«, in einer Zeit geschrieben, als Jung selbst noch in die revolutionären Auseinandersetzungen involviert war, ist der Versuch, in einer *»ichlosen Sehweise«* (so Max Herrmann-Neiße in einer Rezension des Buches) proletarischem Alltag nahe zu kommen. Eine politische Demonstration und ihre juristischen Folgen nimmt Jung zum Anlaß, *»das Zuwenig und das Nochnicht des Proletariats«*, die von Lebensangst in Bann geschlagene Solidarität, den Wunsch nach und das Mißlingen von Erlösung zu thematisieren. *»Welche Mittel hat eine Klasse zu lieben«*, fragt Jung, *»die sich selbst nicht liebt?«* Und weiter: *»Hassen ist menschlich. Und der Haß ist die menschlichste Macht.«* Allenfalls, so der sicherlich nicht versöhnende, aber immerhin die Möglichkeit von gelingender Solidarität andeutende Schluß, im begrenzten Rahmen zwischenmenschlichen Alltagslebens mag das gelingen, was ansonsten uneingelöstes Versprechen bleibt: *»Allein und einsam, verzweifelt und hilflos sind die Menschen als Masse, weil die Gemeinschaft noch nicht geboren ist.«* Diese Anmerkung ließe sich ohne Zweifel dem »Arbeiter Thomas«, wie »Hausierer« in einer Lebensphase geschrieben, als Jung bereits mancherlei Illusionen verloren hatte, als treffendes Motto voranstellen. Im »Arbeiter Thomas« erzählt Jung, gewissermaßen im Durchgang durch die zwanziger Jahre, die Geschichte einer an fehlender Klassensolidarität scheiternden Revolte: Am Anfang stehen die revolutionären Kämpfe in Mitteldeutschland, es folgen Jahre der

Haft und schließlich, nach mißlingenden Versuchen, wieder auf die Füße zu kommen, ein sinnloser Tod, während die Nationalsozialisten bereits aufmarschieren.
Im »Hausierer« schließlich skizziert Jung in einzelnen Szenen den Zustand einer Gesellschaft, in der die Individuen, gleichgültig in welcher sozialen Stellung sie sich befinden, als Agenten zirkulierender Waren agieren, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Schnürsenkel oder Ideen handelt. Jung zielte mit diesem Roman darauf ab, so schrieb er seinerzeit in einer Selbstanzeige, *»wirtschaftliche und soziale Grundlagen der Gesellschaft aufzuzeigen«.* In diesem Roman kommt vielleicht am konsequentesten jenes Prinzip zum Ausdruck, dem sich Jung in seiner nachexpressionistischen Zeit verpflichtet fühlte: Es ging ihm in seinen Romanen und Erzählungen nie darum, individuelle Charaktere in psychologisierender Absicht herauszuarbeiten. Jungs Prosa zielte immer darauf ab, im Einzelnen das für seine Welt Typische darzustellen, das Individuum in seiner kollektiven Eingebundenheit zu sehen; seine Texte sind mehr um- als beschreibend, sie nähern sich den Personen und Geschehnissen immer nur partiell, leuchten stakkatohaft verschiedene Perspektiven aus und sind somit Reflex einer Haltung, für die das Schreiben zum Ausdruck eines parteilichen Eingreifens in laufende Prozesse wurde.

Wolf Raul

Roland Jerzewski, Zwischen anarchistischer Fronde und revolutionärer Disziplin. Zum Engagement-Begriff bei Walter Benjamin und Paul Nizan, Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1991, 347 S.

In Pier Paolo Pasolinis Anfang der siebziger Jahre geschriebenem und viele Jahre später aus dem Nachlaß veröffentlichtem voluminösen Romanfragment »Petrolio« heißt es an einer Stelle, daß die im eigentlichen Sinne revolutionäre Intelligenz weniger als 0,01 % der italienischen Bourgeoisie ausmache und landesweit nur einige tausend Personen zähle. Wenn man davon ausgeht, daß diese Relationen auch für andere Industriegesellschaften und auch für frühere Jahre im großen und ganzen zutreffen, dann ist es mehr als bloß verwunderlich, welche Rolle die ihrem Selbstverständnis zufolge revolutionäre Intelligenz der nachaufklärerischen Epoche seit dem Vormärz sich zugeschrieben hat. Ihren geschichtstheoretischen Entwürfen zufolge sollte das von ihren bürgerlichen Brüdern und Schwestern ausgebeutete Proletariat dieser bürgerlichen Gesellschaft das in einer herbeiphilosophierten Logik der Geschichte als notwendig analysierte Ende bereiten; die Vermittlung des Bewußtseins dieser Aufgabe allerdings oblag der bürgerlichen Intelligenz, das Proletariat wurde somit zum Erfüllungsgehilfen einer ordnungspolitischen Zukunftsvision dieser mit sich selbst entzweiten Intelligenz. Da, wo solcherlei Entwürfe immerhin realpolitische Erfolge zeitigten – in den mittlerweile im Orkus der Geschichte wieder entschwundenen Nischensozialismen jenseits der Elbe –, führte die Machtergreifung durch die bestens organisierte revolutionäre Intelligenz zu merkwürdigsten Auswüchsen von Geschichtsvergessenheit. Die machtpolitische Durchsetzung der geschichtstheoretischen Entwürfe der revolutionären bürgerlichen Intelligenz hat offensichtlich überhaupt nur dann eine Existenzchance, wenn die theoretischen Prämissen dieser Entwürfe dem Vergessen anheimfallen. Die Pathologie dieses seine eigenen Voraussetzungen systematisch diskreditierenden Denkens harrt noch seiner Aufhellung.

Mitte der zwanziger Jahre fanden sich in Paris einige aus bürgerlichen Verhältnissen stammende Philosophiestudenten – Pierre Morhange, Georges Politzer, Henri Lefebvre, Norbert Guterman, Georges Friedmann und, eher am Rande, Paul Nizan – zur Gruppe »Philosophies« zusammen, publizierten sechs Nummern der gleichnamigen Zeitschrift, zeichneten angesichts des Kolonialkrieges in Marokko u.a. mit den Surrealisten für ein Manifest verantwortlich, in dem »*die blutige Revolution als die unermeßliche Rache des durch eure Taten gedemütigten Geistes*« angedroht wurde, veröffentlichten zwei Ausgaben der Zeitschrift »L'Esprit« und trugen sich schließlich mit dem Gedanken, eine Insel zu erwerben, die als »*Insel der Weisheit*« zur Zufluchtsstätte für Exilierte und Verschwörer werden sollte. Die bereits aufgenommenen Verhandlungen scheiterten aus dem gleichen Grund, aus dem zuvor bereits die Zeitschrift »Philosophies« eingestellt werden mußte: Dem Vater von Georges Friedmann, einem Bankier, wurden die Projekte seines Sohnes und dessen Spielgefährten zu exaltiert und er strich ihenen kurzerhand die finanziellen Zuwendungen, ohne die sich die »*Insel der Weisheit*« und andere revolutionäre Projekte als bloße Schimären erwiesen. Die jungen bürgerlichen Revolutionäre mußten sich zukünftig anderweitig umtun.

Die Versuche, sich den Aporien ihres bürgerlichen Daseins in revolutionärer Absicht zu entziehen, haben den Töchtern und insbesondere den Söhnen der Bourgeoisie wahre Meisterstücke an Schlitzohrigkeit abverlangt. Besonders die zwanziger und dreißiger Jahre, als zum einen die sich von der Sozialdemokratie trennenden kommunistischen Parteien unter der Obhut ihrer Moskauer Befehlszentrale den zu ihnen übergelaufenen Bürgerkindern wahre Eskapaden an Selbstverleugnung abverlangten und zum anderen die sich bessernden Aussichten auf akademische Karrieren mancherlei Verlockungen hervorriefen, erweisen sich in dieser Hinsicht für den nachgeborenen Historiker als ein wahres Eldorado.

Im Gegensatz zu jener revolutionär gesinnten bürgerlichen Intelligenz, die mit ihren zu bloßer Sozialtechnologie geronnenen Visionen die Menschheit zu beglücken gedachte und teilweise zu erschrecken wußte, gehörten Paul Nizan und Walter Benjamin einer Spezies von Intellektuellen an, deren Verortung im Spektrum bürgerlicher Intelligenz sich schon allein dadurch zu einer unabschließbaren Aufgabe gestaltet, als die permanente Selbstreflexion und, dadurch bedingt, die permanente Infragestellung einmal gewonnener Positionen zu ihrem eigentlichen Wesen gehörte. Die Rekonstruktion dieser Denkweisen und der daraus resultierenden Handlungen gestaltet sich, will sie sich auf der intellektuellen Höhe der Rezipierten bewegen, notwendigerweise zu einer eigenen Positionierung in der stets aktuellen Diskussion über die Funktion kritischer Intellektueller in einer jeden Gedanken und jede Idee in eine auf dem Markt zu handelnden Ware transformierenden Gesellschaft.

Paul Nizan (Jahrgang 1905) war, nach seiner intellektuellen Sozialisation im Umkreis der bereits angesprochenen Gruppe »Philosophies« und bevor er mit seinen beiden Pamphleten »Aden Arabie« (1931) und »Les Chiens de garde« (1932) mit der bürgerlichen Philosophie seiner Zeit abgerechnet und Furore gemacht hatte, Mitglied der französischen Kommunistischen Partei geworden; nach dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 zögerte er jedoch nicht, die Partei zu verlassen, was ihm – er starb 1940 – eine jahrzehntelange Ächtung seitens der Partei und ihres politischen und kulturellen Umfeldes einbrachte. Erst im Kontext der sozialen und intellektuellen Bewegungen der sechziger Jahre wurde er wieder entdeckt und rehabilitiert. In dieser Hinsicht ähnlich erging es

Walter Benjamin, dessen Engagement als Intellektueller sich von dem Nizans allerdings insofern grundlegend unterschied, als er sich nie einer kommunistischen Organisation angeschlossen hat und jede Annäherung an ein allzu plakatives Avantgardedenken aufs Entschiedenste zu vermeiden wußte. *»Benjamin als weiterhin unergründlicher Geschichtsphilosoph und Literaturtheoretiker«,* als *»erkenntnistheoretisch spekulierende*(r)*, ebenso theologisch wie materialistisch versierte*(r) *Esoteriker«* auf der einen, *»Nizan als ›ewiger‹ Rebell und Dissident«,* als *»von jugendlicher Rebellion zur Parteidisziplin konvertierte*(r) *philosophisch ausgebildete*(r) *Schriftsteller«* auf der anderen Seite: In dem in diesen kurzen Skizzierungen aufscheinenden Spannungsfeld lotet Jerzewski die auch in revolutionärer Absicht unterschiedlichen Möglichkeiten intellektuellen Engagements aus, wobei er im ersten Kapitel schwerpunktmäßig jenes Umfeld beleuchtet, in dem in den zwanziger Jahren die Funktion der Intellektuellen zur Debatte gestellt und diskutiert wurde: Hugo Balls kritische Auseinandersetzung mit der autoritätsfixierten protestantischen deutschen Intelligenz, Max Webers Apologie einer intellektuell redlichen und wertfreien Wissenschaft, Georg Lukács' Vision vom Klassenverrat der bürgerlichen Intelligenz und Karl Mannheims freischwebende Intelligenz östlich des Rheins, Julien Bendas Verteidigung des für Wahrheit, Vernunft und Moral einstehenden Intellektuellen, Albert Thibaudets Kritik der französischen Professorenrepublik und Emmanuel Berls Inthronisierung des Intellektuellen als Gralshüter revolutionären Denkens westlich des Rheins.

Sowohl für Nizan als auch für Benjamin erwies sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen literarischem und politischem Engagement als das entscheidende, immer wieder aufs Neue reflektierte Problem. Ohne an dieser Stelle auf alle Einzel- und Feinheiten eingehen zu können – insbesondere der intellektuelle Kontext, in dem sich Nizan bewegte (die »Philosophies«, die Surrealisten, Pierre Navilles wichtiges Werk »Die Revolution und die Intellektuellen« aus dem Jahre 1926, die Marxismusrezeption, die Hegel-Renaissance der dreißiger Jahre, die Zeitschriften »Clarté« und »Bifur«, die KPF und die »Association des Ecrivains et Artistes Révolutionnaires« mit ihrer Zeitschrift »Commune«), findet eine erhellende Berücksichtigung, während im Zusammenhang mit Benjamin immer wieder zu Recht auf Siegfried Kracauer hingewiesen wird – läßt sich resümieren, daß für Nizan, der selbst drei Romane veröffentlichte, der inhaltliche Aspekt der literarischen Produktion von dominantem Interesse war, er sich also – ohne ihn deswegen darauf reduzieren zu können oder zu wollen – in einer eher konservativ marxistischen Tradition realistischer Schreibweisen bewegte.Von daher, so Jerzewski, strebte Nizan *»keine strikte Trennung von politischem und ästhetischem Engagement an, vielmehr eine für den Schriftsteller realisierbare Synthese beider«.*

Anders verhält es sich bei Benjamin; für ihn, der den Marxismus Mitte der zwanziger Jahre zu rezipieren begonnen hatte, und dem die Politisierung der eigenen Klasse am Herzen lag, galt, daß *»die Revolutionierung der Literatur und des Denkens nicht direkt in politisches Handeln mündet«.* Insofern er *»letztlich die Trennung von künstlerischer und politischer Avantgarde«* anvisierte, kristallisierte sich bei ihm *»zwischen 1930 und 1934 immer deutlicher ein spezifisch literarischer Praxisbegriff heraus, der ein explizit politisches Engagement, wie es ihm vorher – zumindest phasenweise – möglich schien, ausschließt, was allerdings nicht bedeutet, daß er sich von der politischen Realität und Aktualität abkoppelt«. »Benjamin«,* so hat es Hans Mayer in seiner Studie »Der Zeitgenosse Walter Benjamin« beschrieben, *»sah die künstlichen Paradiese entstehen und*

vergehen. Man bot ihm Lösungen an – Moskau, Jerusalem, das Prinzip Hoffnung, die Negative Dialektik –, allein er konnte und wollte es nicht.«
Für beide, sowohl für Nizan als auch für Benjamin, ist die Kategorie des Verrats von eminenter Bedeutung. In unterschiedlicher Manier lebten sie von und mit einem doppelten Verrat, dem an der bürgerlichen Klasse, der sie entstammten, und dem an der Disziplin einer Partei, der sie sich zumindest zeitweise in unterschiedlicher Weise verbunden fühlten: »*Was für Nizan die Rückgabe seines Parteibuches, ist für Benjamin die Niederschrift der geschichtsphilosophischen Thesen. Der Hitler-Stalin-Pakt ist nur noch der an die Lunte der wachsenden inneren ›Untreue‹ gelegte zündende Funke.*« Letztlich, und mit dieser Erkenntnis beschließt Jerzewski seine lesenswerte und informative Studie, sind Benjamin und Nizan »*bei allen Unterschieden im jeweiligen Kontext intellektuelle Außenseiter, offensichtlich die conditio sine qua non von intellektueller Redlichkeit im Zeitalter des Lagerdenkens*«.

Wolf Raul

Leo Trotzki, Schriften 2. Über China. Band 2.1 (1924-1928), Band 2.2. (1928-1940), Herausgegeben von Wolrad Bode, Helmut Dahmer, Horst Lauscher, Rudolf Segall, Reiner Tosstorff und Rolf Wörsdörfer, Hamburg: Rasch und Röhring Verlag, 1990, 1108 S.

Seit 1848 agierte die kommunistische Linke unter der Losung »Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!« Kaum war im Anschluß an die Machtübernahme durch die Bolschewiki im Frühjahr 1919 die Kommunistische Internationale gegründet worden, wurde diese Parole um einen sich als Sprengsatz in zukünftigen Auseinandersetzungen erweisenden Zusatz ergänzt: »Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker, vereinigt Euch!« hieß es von nun an. Und nicht nur von unterdrückten Völkern, auch von unterdrückten Nationen war zukünftig die Rede; die Klassenfrage wurde um die sogenannte nationale Frage erweitert, von der man bis dahin gemeinhin geglaubt hatte, daß sie ein Problem der Konstituierung bürgerlicher Gesellschaften sei und von der Klassenfrage gewissermaßen unterlaufen werde. Allenfalls auf dem Balkan, im österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaat, war diese nationale Frage auch in den Arbeiterorganisationen virulent gewesen; zu einem tatsächlich außerordentlich aktuellen Problem wurde sie erst für die Bolschewiki, die sich, kaum hatten sie die Regierungsgeschäfte übernommen, in fatalen Widersprüchen zwischen dem ideologisch zugestandenen Recht auf nationale Selbstbestimmung und den Notwendigkeiten realer Machtpolitik verfingen. Noch aktueller stellte sich diese nationale Frage allerdings in den zahlreichen kolonialen und halbkolonialen Ländern, in denen politische Kräfte unterschiedlichster Provenienz nach Unabhängigkeit strebten. In diesen Ländern war der Kampf um nationale Selbständigkeit naturgemäß in erster Linie ein Kampf gegen die imperialistischen Industrienationen und es war von daher im Prinzip nur folgerichtig, wenn die sich als sozialistisch und antiimperialistisch verstehende Sowjetmacht auf der Seite der Kolonialvölker und gegen die imperialistischen Staaten agierte. Konsequenterweise stellte sich sowohl für die zahlenmäßig zumeist recht wenigen marxistisch orientierten Aktivisten in den jeweiligen Ländern als auch für die als Zentrale der anstehenden Weltrevolution sich verstehende Kommunistische Internationale die sogenannte Bündnisfrage; tatsächlich handelte es sich bei dieser der kämpferischen Phantasie keine Grenzen set-

zenden Bündnispolitik allzuoft um nichts anderes als ideologisch kunstvoll verbrämte Machtpolitik.

Zu einem ersten bedeutenden Schauplatz und Erprobungsfeld dieser Politik wurde in den zwanziger Jahren China. Im Juli 1921 war die Kommunistische Partei Chinas gegründet worden; von Beginn an gab es Auseinandersetzungen mit der Führung der Kommunistischen Internationale über die in China einzuschlagende politische Strategie, insbesondere im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit der Guomindang von Sun Yat-sen. Während Stalin das Bündnis mit den politischen Vertretern der nationalen chinesischen Bourgeoisie suchte und konsequenterweise die Führung der Kommunistischen Partei Chinas gezwungen wurde, sich der Guomindang unterzuordnen, sprach sich Trotzki schon frühzeitig gegen den Eintritt der Kommunistischen Partei Chinas in die Guomindang aus. Insbesondere in den Jahren 1925 bis 1927, den Jahren der sogenannten zweiten chinesischen Revolution (nach der ersten von 1911), spitzten sich diese Auseinandersetzungen zu, in denen sich auch die innerrussischen Kämpfe zwischen der Stalin-Bucharin-Fraktion auf der einen Seite und der linken trotzkistischen Opposition auf der anderen Seite widerspiegelten. Mit dem Massaker von Shanghai vom April 1927 und der Niederschlagung des Kanton-Aufstandes vom Dezember 1927 – beide Ereignisse waren Ausdruck der versuchten Vernichtung der Kommunistischen Partei durch die Guomindang – erwies sich die stalinistische Bündnispolitik als ein vollkommenes Desaster. Es folgte ein jahrelanger Bürgerkrieg in China, ehe es 1937, im Gefolge der neuen Volksfrontpolitik der Kommunistischen Internationale, zu einem antijapanischen Bündnis zwischen der Kommunistischen Partei und der Guomindang kam, das bis zur dritten chinesischen Revolution von 1949, der Machtübernahme durch die Kommunistische Partei unter Mao Zedong und der Vertreibung Tschiang Kaischeks, anhielt. Die Auseinandersetzungen über die Politik der Kommunisten in China hatten von Beginn an eine über den eigentlichen Anlaß hinausreichende Bedeutung. Nicht nur, daß sich, wie bereits angemerkt, in diesen Debatten die Auseinandersetzungen um die Macht in der Sowjetunion und in der Führung der Kommunistischen Internationale wiederspiegelten, mehr noch: Diese Debatten waren insbesondere auch Ausdruck der Differenzen zwischen einer Politik, die um des politischen Machterhalts bzw. Machtgewinns willen nicht davor zurückschreckte, auch fragwürdigste Bündnisse einzugehen und diese mit neuen Herrschaftsideologien zu begründen, und einer Politik, die sich aus der Anwendung marxistischer Kategorien herleitete.

Verglichen mit den machtpolitisch motivierten Platitüden Stalins und seiner Nachsänger lassen sich Trotzkis Schriften zu den Auseinandersetzungen in und um China auch heute noch als über den bloßen Tageszweck hinausreichende Dokumente einer einstmals wichtigen Debatte lesen. Der zweite Band von Trotzkis Schriften enthält in zwei Teilbänden Artikel, Reden und Briefe Trotzkis zu China aus den Jahren 1924 bis 1940, wobei der inhaltliche Schwerpunkt auf den revolutionären Ereignissen zwischen 1925 und 1927 sowie den Folgen des japanisch-chinesischen Krieges seit 1937 liegt. Unter den insgesamt 122, von den Herausgebern ausführlich und sachkundig kommentierten Texten Trotzkis finden sich zahlreiche deutsche Erstveröffentlichungen (eine in den Jahren 1972 und 1975 im Verlag Neuer Kurs erschienene zweibändige Auswahl von Trotzkis Schriften zu China läßt sich mit der hier vorgelegten Ausgabe weder in quantitativer und schon gar nicht in qualitativer Hinsicht vergleichen); im Anhang sind zehn zeitgenössische Texte verschiedener Autoren abgedruckt, die zum Verständnis

der damaligen Debatten beitragen. Eingeleitet wird diese, auch im Vergleich mit in anderen Ländern erschienenen Auswahlausgaben zum gleichen Thama, bisher umfangreichste Ausgabe von Trotzkis Schriften zu China mit einem bereits 1980 geschriebenen und 1986 ergänzten, die politischen Hintergründe zu Trotzkis Texten erläuternden und dabei auch kurz auf die Geschichte der chinesischen linken Opposition eingehenden Beitrag »Trotzki und der chinesische Kommunismus« von Wang Fanxi, einem chinesischen Oppositionellen, der sich Ende der zwanziger Jahre der trotzkistischen Bewegung angeschlossen hatte.
Zu vermelden bleibt abschließend, daß mit diesem zweiten Band die ursprünglich auf zehn Bände geplante Ausgabe der Schriften Trotzkis wahrscheinlich eingestellt werden muß. Die finanzielle Absicherung des aufwendigen Projektes ist nicht mehr gewährleistet und für zwei druckfertig vorliegende Bände hat sich bisher kein Verlag finden lassen.

Wolfgang Braunschädel

Trotzki-Biographien

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde ein neues Blatt der Weltgeschichte aufgeschlagen. Die russische Revolution und Gegenrevolution erscheinen in neuem Licht. Damit auch Trotzkis Rolle: Zwischen Verteufelung und Verherrlichung blieb bis jetzt wenig Raum zu sachlicher Forschung und Darstellung. Um so weniger, als nicht nur die entsprechenden sowjetischen Archive bis vor kurzem noch weitgehend verschlossen waren und andererseits Trotzki testamentarisch eine Sperre seines Nachlasses für vierzig Jahre nach seinem Tod verfügte.
Trotzki selbst veröffentlichte 1930 eine in blendendem Stil geschriebene lesenswerte Autobiographie, die jedoch Vieles ausklammert und an der Schwelle entscheidender Jahre abbricht.[1] Trotzkis Witwe Natalja Iwanowna Sedowa hatte mehr auszusagen. Ihre Erinnerungen und Darlegungen sollten ursprünglich unter ihrem Namen erscheinen; sie hatte sie dem revolutionären Schriftsteller Victor Serge zu Protokoll gegeben und er selbst sollte nur als Übersetzer oder Mitverfasser fungieren. Letztendlich wurden ihre Aussagen jedoch nur in ein Buch eingefügt, das unter Victor Serges Namen erschien.[2] Ungerechterweise verschwand dabei der Name der Trotzki-Witwe als Autorin. Laut Serges Sohn soll Natalja Iwanowna aus *»Bescheidenheit und Zartgefühl«* dem zugestimmt haben. Später allerdings gab sie *»ihrem Bedauern darüber Ausdruck, daß das Buch nicht unter ihrem Namen erschienen war.«*[3]
Isaac Deutscher und Pierre Broué, überzeugte »Trotzkisten« oder »Trotzkianer« verfaßten umfangreiche Biographien mit wichtigen Einzelheiten und Fakten, die jedoch zumeist apologetisch interpretiert werden und wesentliche Begebenheiten, Umstände und Zusammenhänge übergehen. Angesichts der Infamie, mit welcher Stalin seinen Rivalen Trotzki und dessen Anhänger verfolgte und verleumdete, sind diese Reak-

1 Leo Trotzki, Mein Leben, Berlin 1930.
2 Victor Serge, Vie et mort de Trotsky, Paris 1951; deutsche Ausgabe: Leo Trotzki. Leben und Tod, Wien/München/Zürich 1978.
3 Vorwort zur Ausgabe 1973 von Wladimir Kibalchich (hier zitiert nach der deutschen Ausgabe von 1978, S. 9); Victor Serge hieß ursprünglich Victor Lwowitsch-Kibalchich.

tionen verständlich. Von ausgewogener oder sachlicher Darstellung des Geschehens ist man jedoch dabei weit entfernt.
Isaac Deutschers Trilogie[4] vermeidet die Holzhammermethode für Militante und übt eher subtile Erzählkunst. Voreingenommenheit wird jedoch schon im Titel offensichtlich; demnach war Trotzki ein *»Prophet«*, zuerst bewaffnet, dann unbewaffnet, schließlich *»verstoßen«* Von soziologischen Ursachen, Hintergründen und Zusammenhängen ist in dieser Story wenig die Rede. Deutscher war in philosophischem Sinn Idealist; laut ihm war Trotzki ein Genie, er hatte immer oder fast immer Recht und wenn nicht, gab es stets mildernde Umstände, er war edel und makellos. Der Autor nimmt von vornherein für Trotzki auch gegen zahlreiche Linksdissidenten und Opponenten Stellung, die nachgewiesenermaßen schon vor dem Chef der Roten Armee und gegen ihn Recht hatten und behielten, insbesondere was den sogenannten *»Arbeiterstaat«* und die von bürokratischen Kasten beherrschten kommunistischen Parteien betrifft.
Deutscher hatte in den fünfziger Jahren von Natalja Sedowa die ausnahmsweise Erlaubnis, in die bis 1980 verschlossenen Trotzki-Archive an der Harvard-Universität Einblick zu nehmen. Er machte davon nur sehr begrenzten und einseitigen Gebrauch und beschränkte sich hauptsächlich auf die Korrespondenz zwischen Trotzki und dessen Familienmitgliedern. Dabei mußte er übrigens feststellen, daß sich »Trotzkisten« für die offen zugänglichen Trotzki-Dokumente kaum interessierten: *»Was seine Anhänger angeht, so haben sie entweder aus Mangel an Interesse, oder weil sie mit anderen Dingen beschäftigt sind, kaum je einen Blick in das Archiv des Meisters geworfen. 1950 waren meine Frau und ich die ersten, die sich mit den Papieren Trotzkis befaßten, seit er sie aus seinen Händen gegeben hatte.«*
Der französische Historiker Pierre Broué konnte in den achtziger Jahren weiter ausholen. Ihm standen die seit 1980 geöffneten Trotzki-Archive zur uneingeschränkten Verfügung und er hat diesen Vorteil weitgehend genützt. 17.500 Briefe und Dokumente schlummerten bis 1980 in der Houghton-Library, hauptsächlich vom früheren Trotzki-Sekretär Jean Van Heijenoort geordnet. Broués Verdienst ist es, erstmalig eine nahezu vollständige chronologisch geordnete Sammlung der Artikel, Briefe und sonstigen Stellungnahmen Trotzkis herausgegeben zu haben, zunächst allerdings nur für den immerhin wichtigen Zeitraum 1933-1940.[5]
Die unter Broués Leitung veröffentlichten »Oeuvres« beginnen mit den letzten Tagen Trotzkis im türkischen Exil und reichen bis zum Meuchelmord in Mexiko. Die wichtigsten Jahre der Laufbahn Trotzkis seit Beginn dieses Jahrhunderts, seine Schriften und Werke während der russischen Revolutionen von 1905 und 1917 und während des Bürgerkrieges bis 1921 werden somit vollkommen ausgeklammert, ebenso seine schriftstellerische Tätigkeit bis zur Deportierung und Vertreibung 1927 aus der Sowjetunion. Die ersten Jahre des *»dritten Exils«* 1929 bis 1933 sollen in weiteren Bänden nachgeholt werden.[6] Trotz dieser Mängel und Schwierigkeiten ist die Leistung

4 Isaac Deutscher, The Prophet Armed; The Prophet Unarmed, London 1954; Der bewaffnete Prophet (1879-1921); Der unbewaffnete Prophet (1921-1929); Der verstoßene Prophet (1929-1940), Stuttgart 1962/63.
5 Léon Trotsky, Oeuvres (24 Bände für die Jahre 1933-1940); die Bände erschienen zwischen 1978 und 1987.
6 Eine neue Serie der »Oeuvres«begann 1988 mit dem Jahr 1928.

bemerkenswert, vor allem ab Band 8, nach Öffnung und Konsultierung der bis dahin geschlossenen Trotzki-Archive.

Im Kontrast zu dieser sachlichen Aufarbeitung steht Broués 1988 veröffentlichte apologetische Biographie. Der Autor feiert den russischen Revolutionär als *»gewaltigen Redner, hochtalentierten Schriftsteller und hervorragendsten Analytiker«*. Er betont seine *»persönliche Bindung«* an Trotzki, war jedoch erst 14 Jahre alt, als der Exilant 1940 ermordet wurde.[7] Die sechzig Kapitel dieser Biographie sind in fünf Teile gegliedert: Aufstieg, Macht, Opposition, Exil, Vierte Internationale. Ein umfangreiches Personenregister mit nahezu tausend Namen und dazugehörigen Daten, eine umfangreiche Chronologie und eine Bibliographie mit ausführlichen Quellenangaben ergänzen in nützlicher Weise die umfangreiche Darstellung.

In seiner Einleitung zum ersten Band der »Oeuvres« versichert Broué, er habe aus *»Konjunkturgründen«* mit dem Jahr 1933 begonnen; die Tätigkeit des revolutionären Führers von 1905 und 1917, des Gründers der Roten Armee und des Chefs der Linksopposition gegen die Bürokratie sei ohnehin weitgehend bekannt, nicht aber der Kampf des Exilierten: *»Wir gestehen dem Leser das Recht zu, aufgrund von Dokumenten zu urteilen, statt durch das Prisma persönlicher Auslegungen.«* Demnach könne aus diesen sieben Jahren *»in historischem Maßstab für Trotzkis Unternehmen keine Bankrottbilanz gezogen werden«*.

Dem widerspricht Jean Van Heijenoort, jahrelang Trotzkis engster Mitarbeiter: *»Trotzkis Ideen sind ausgezeichnet, aber von Organisation versteht er nichts, er kann die Menschen nicht beurteilen, läßt sich manövrieren; vertieft in seine theoretische Arbeit, läßt er sich durch Falschinformationen und Intrigen seiner Mitläufer irreführen.«* Als Kenner und Nachlaßverwalter ordnete Van Heijenoort in jahrelanger Arbeit einen Großteil der hinterlassenen Papiere; seit Kriegsende wirkte »Van« nicht mehr als Militant, wohl aber als Wissenschaftler und Publizist.[8]

Sein Erinnerungsbuch erregte im französischen Sprachgebiet Aufsehen und erschien auch in englischer und spanischer Übersetzung.[9] Van Heijenoort schildert darin nüchtern und mathematisch genau die furchtbaren und fruchtbaren sieben Jahre Trotzkis zwischen 1932/33 und 1940 im türkischen, französischen, norwegischen und mexikanischen Exil. Ohne Beschönigung und ohne Verteufelung gelingt es ihm, eine Unmenge von unbekannten Fakten festzuhalten und möglichst objektiv zu vermitteln. Erstmalig erfuhr man in diesem Büchlein etwas über Trotzkis Privatleben, über das sonst Schleier gebreitet wurden. Man konnte so nacherleben, daß der *»Alte«* eben auch Mensch war, nicht nur Berufsrevolutionär.

Noch deutlicher kam dies in dem gleichfalls von Jean Van Heijenoort herausgegebenen, übersetzten und mit einem Vorwort sowie erklärenden Anmerkungen versehenen persönlichen Briefwechsel zwischen Trotzki und dessen Frau Natalja Sedowa aus den Jahren 1933 – 1938 zum Ausdruck.[10]

In seine heikle, lebenswichtige und lebensgefährliche Mission wurde Van Heijenoort

---

7 Pierre Broué, Trotsky, Paris 1988, 1104 S.

8 Jean Van Heijenoort kam 1912 in Frankreich zur Welt. Seine Eltern waren holländische Gastarbeiter. Er studierte erst Höhere Mathematik mit brilliantem Erfolg und entschloß sich 1932 als junger Revolutionär, zu dem seit 1929 in Prinkipo (Türkei) exilierten Trotzki als Sekretär und Leibwächter zu gehen.

9 Jean Van Heijenoort, Sept ans auprès de Léon Trotsky. De Prinkipo à Coyoacan, Paris 1978, 230 S.

10 Léon Trotsky – Natalie Ivanovna Sedova-Trotsky, Correspondances 1933-1938, Paris 1980.

im Oktober 1932 vom tschechischen Linksoppositionellen Jan Frankel eingeführt, der sich 1930 mit der ersten Abteilung westeuropäischer Kampfgefährten Trotzkis in Prinkipo einfand. Seither lebte Van Heijenoort mit wenigen Unterbrechungen mit Trotzki unter einem Dach. Unzählige praktische und ideologische Probleme waren Tag und Nacht in diesem Exilantenleben zu lösen: von der Essensbeschaffung bis zur politischen Korrespondenz und schriftstellerischen Arbeit. Ein ständiger Stab von Mitarbeitern, in welchem es häufig Wechsel, aber auch einige fast konstant anwesende Anhänger gab, unter ihnen eben Jean Van Heijenoort, hatte diese Aufgaben zu bewältigen; eine Hausgemeinschaft von Sekretären, Übersetzern, Kochhilfen, Leibwächtern und Gärtnern auf zwangsweise engem Raum. Trotzkis autoritärer Stil, eiserne Selbstdisziplin, Arbeitsintensität und Pünktlichkeit waren die Achse dieser nicht nur politischen, sondern auch psychologischen und nicht immer reibungslosen zwischenmenschlichen Beziehungen. Ein außergewöhnlicher Mikrokosmos, in dem die weltpolitische Dramatik jener Jahre die Hauptrolle spielte.

Die anderen, in Stalins Geheimarchiven des KGB verborgenen Aspekte der Tragödie Trotzki blieben den vorgenannten Biographen notgedrungen verborgen. Erst nach dem Zusammenbruch des bürokratischen Absolutismus in den letzen Jahren beginnen sich neue Möglichkeiten der Trotzki-Forschung an der Quelle des Dramas, in der früheren Sowjetunion, zu erschließen.

So gelangen dem sowjetischen Historiker Dimitri Wolkogonow, Drei-Sterne-General und enger Mitarbeiter Boris Jelzins, bemerkenswerte Funde in den Archiven des KGB und im Zentralen Militärarchiv. Der Autor schreibt aus betont antirevolutionärer, patriotisch-russischer Sicht hauptsächlich für ein russisches Publikum, dem er das jahrzehntelang von der Stalindiktatur verschleierte und verzerrte Phänomen Trotzki auf seine Weise zu erklären versucht.[11] Er konstatiert, daß Trotzki noch 1987 in der Sowjetunion verleumdet wurde und daß es entsprechende Nachwirkungen in den Gehirnen gibt: *»Die stalinistischen Mystifikationen sind noch immer außerordentlich lebendig, sie prägen das Bewußtsein vieler subjektiv ehrlicher Historiker.«* Dabei sieht er sich als eine Art *»Schiedsrichter«* und korrigiert einige plumpe stalinistische Verleumdungen.

Die stärksten Stellen dieser Darstellung sind die erstmalig veröffentlichten Geheimdokumente über das Ausmaß und die Methoden, mit welchen Stalins Geheimpolizei imstande war, Trotzki in seinen Exiljahren 1929 – 1940 in der Türkei, in Frankreich, Norwegen und Mexiko nicht nur zu beschatten, sondern darüber hinaus seine politische und literarische Tätigkeit zu manipulieren und zu sabotieren. Stalins Agenten saßen als *»Sympathisanten«* und *»Militante«* getarnt in den Führungsgremien der Vierten Internationale. Die bisher in Westeuropa und Amerika vorliegenden Daten und Fakten aus Trotzkis Leben werden somit in nützlicher und zum Teil sensationeller Weise bestätigt, ergänzt und erhellt.

Wir erfahren nunmehr Näheres über die Rolle und die Aktivitäten des Meisterspions Marc Sborowsky alias Mak alias Etienne. Er wurde 1934 in Paris auf Trotzkis Sohn Lew Sedow *»angesetzt«* und als persönlicher Mitarbeiter *»untergeschoben«*. Von nun an hatte Sborowsky einen *»ständigen Überblick über Lews Schriftwechsel und die Archive seines Vaters«*. Diesem Streich verdankte Stalin, daß viele von Trotzkis

11 Dimitri Wolkogonow, Trotzki. Das Janusgesicht der Revolution, Düsseldorf u.a 1992, 490 S.

»Artikel und Bücher noch vor ihrer Veröffentlichung in der Presse auf dem Schreibtisch des Generalsekretärs landeten«.
Hierzu Wolkgonow: *»Trotzki konnte sich wohl in seinen schlimmsten Alpträumen nicht vorstellen, daß der Arm Stalins so weit reichte. Der Kremlchef interessierte sich für die Größe der trotzkistischen Bewegung und für ihre Organisationen.«* Er bekam eine Liste von über 54 trotzkistischen Zeitungen und Zeitschriften in aller Welt: *»Stalin war überrascht über die große Zahl... Doch es beruhigte ihn, daß sie nur sehr unregelmäßig und in niedrigen Auflagen erschienen.«*
Der Autor beruft sich in seinen Interpretationen immer wieder auf den Mystiker N.A.Berdjajew (1874-1948), einen absoluten Gegner jeglicher Revolution. Demnach litt Trotzki unter der *»Bürde«* und unter der *»Hypnose«* der Revolution, er war *»Gefangener einer Idee«*, *»Wanderer ohne Visum«*, ein *»Stiefsohn der Epoche«* und endete schließlich in *»Einsamkeit in Coyoacan«* mit einem *»Obelisk in der Fremde«*.
Leider fehlen in der deutschen Ausgabe präzise Quellenangaben. Es gibt nur jeweils knappe Vermerke wie *»Archiv des KGB«* oder *»Zentrales Armee-Archiv«*, zu dem der Verfasser exklusiv Zutritt hatte. Augenscheinlich kennt Wolkogonow die jahrzehntelange Trotzki-Forschung im westeuropäischen Bereich, insbesondere im französischen Sprachraum nicht oder will sie nicht kennen. Bis jetzt gibt es keine vollständige und objektive Biographie des russischen Revolutionärs.

Georg Scheuer

Dimitri Wolkogonow, Trotzki. Das Janusgesicht der Revolution, Düsseldorf u. a.: Econ Verlag, 1992, 490 S. (Originalausgabe: Dmitrij Volkogonov, Trockij. Politiceskij portret, 2 Bde., Moskau: Novosti, 1992, 416 u. 416 S.)
Olivia Gall, Trotsky en Mexico. Y la vida politica en el periodo de Cardenas, 1937-1940, Mexico, D. F.: Era, 1991, 423 S.
Ernest Mandel, Trotzki als Alternative, Berlin: Dietz, 1992, 252 S.
Theodor Bergmann/Gert Schäfer (Hrsg.), Leo Trotzki – Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Beiträge zum internationalen Trotzki-Symposium, Wuppertal 26. – 29. März 1990, Mainz: Decaton, 1993, 356 S.
Terry Brotherstone/Paul Dukes (Hrsg.), The Trotsky Reappraisal, Edinburgh: Edinburgh University Press, 1992, 249 S.
Wolfgang und Petra Lubitz, Trotskyist Serials Bibliography 1927 – 1991. With Locations and Indices, München/London/New York/Paris: K. G. Saur Verlag, 1993, 475 S.
Als 1988 in der Sowjetunion Bucharin und die anderen Opfer der Moskauer Schauprozesse rehabilitiert wurden, blieb Trotzki die große Ausnahme, obwohl er – in Abwesenheit – der eigentliche Hauptangeklagte dieser Prozesse war. Sein politisches Programm schien doch selbst dem wohlmeinendsten Reformbürokraten nicht kompatibel mit der Perestroika zu sein. Doch immerhin wurde er nun nicht länger aus der Geschichte gestrichen, und so nannte man nach einigem Zögern seinen Namen als den einer historischen Persönlichkeit. Auch manche seiner Texte wurden nachgedruckt oder gar zum ersten Mal aus den Archiven geholt; es erschien auch viel biographisches Material. Zwar hat jetzt das breite Interesse an ihm im Gefolge des sowjetischen Zusammenbruchs nachgelassen. Aber die hier vorzustellenden Publikationen sind zu einem

großen Teil Ausdruck dieser ›Wiederentdeckung‹ Trotzkis während der letzten Jahre der UdSSR.

Dies gilt sicher am nachdrücklichsten für die umfangreiche Trotzki-Biographie des ehemaligen Generalobersten und langjährigen Leiters des militärgeschichtlichen Instituts der Sowjetarmee Dimitri Wolkogonow. Auch im Westen bekannt wurde er durch seine 1989 erschienene umfangreiche Stalin-Biographie. Als »Mittelstück« einer Trilogie über die drei Führer der UdSSR – zu deren Vervollständigung er jetzt noch eine Lenin-Biographie vorlegen will – hat sie viele ähnliche Chrakteristika wie diese.

So schöpft er aus dem vollen Fundus sowjetischer Archive. Er hatte Zugang nicht nur zum Parteiarchiv, um dort Protokolle der Führungsgremien der Partei und des Staates einsehen zu können, sondern auch zu dem bisher streng geheimen persönlichen Archiv Stalins und vor allem zu dem des sowjetischen Geheimdienstes. Auf diese Weise kann er eine Unmenge an Details ausbreiten, die bisher völlig unbekannt waren. Dies betrifft besonders die langjährige Verfolgung und schließliche Ermordung Trotzkis durch den sowjetischen Geheimdienst. Dieses Material ergänzte er durch Forschungen in westlichen Archiven, allen voran dem Trotzki-Nachlaß in der Harvard-Universität. (Unverständlich ist allerdings, daß Wolkogonw ungeprüft aus rein fraktionellen Gründen in die Welt gesetzte Behauptungen einer britischen trotzkistischen Sekte übernimmt, die sich in den letzten Jahren hauptsächlich dadurch hervortat, daß sie viele Mitarbeiter Trotzkis in seinen letzten Jahren in Mexiko als Agenten »enttarnte« und zwar nicht nur der Sowjets, sondern auch gleich noch des FBI).

Ähnlich wie schon bei der Stalin-Biographie ist allerdings auch dieses Werk über Trotzki dadurch gekennzeichnet, daß Wolkogonow sich vergleichsweise große literarische Freiheiten nimmt. Zwar schreibt er ausdrücklich im Vorwort, er wolle ein *»Porträt«* und keine Biographie vorlegen, weil ihm das die Möglichkeit zur künstlerischen Interpretation lasse. Gegenüber der Stalin-Biographie unterscheidet sie sich nun durch die andere Perspektive, die er jetzt zu Trotzki einnimmt. War er damals noch der *»Dämon«*, also im großen und ganzen eher negativ gezeichnet, letztlich eine Art *»verhinderter Stalin«*, so stellt er jetzt auch Trotzki positiv als den konsequentesten Gegner der Stalinschen Diktatur vor. Allerdings hat sich nun Wolkogonows Einstellung zur russischen Revolution insgesamt verschoben. Trat er noch als Autor der Stalin-Biographie für die Perestroika und damit im gewissen Sinne für den Sozialismus ein, ist für ihn nun die Oktoberrevolution – unter Bezugnahme auf den russischen Philosophen Berdjajew – grundsätzlich negativ und die Quelle allen Übels. Entsprechend ist Trotzki nicht nur der Gegner Stalins, sondern auch der – nach Lenin – wichtigste Begründer des sowjetischen *»Totalitarismus«*, dessen Opfer er dann selber wurde. Somit ist dieses Werk – und die Lenin-Biographie wird dies sicher noch stärker sein – zugleich die Abrechnung des inzwischen zu einem wichtigen Berater Jelzins aufgerückten Wolkogonow mit der Revolution insgesamt.

All dies deutet schon an, daß in seinem Buch das Analytische zurücktritt und es statt dessen gelegentlich ins Romanhafte umschlägt. Wolkogonow hat sicher keinen Zugang zu dem marxistischen Revolutionär, dessen umfangreiche ›literarische Produktion‹, z.B. die vielen Tagesbefehle, Erlasse usw. im Panzerzug, von dem aus Trotzki die Rote Armee im Bürgerkrieg leitete, er mit *»Eitelkeit«* erklärt.

Wenn dennoch Wolkogonows Arbeit dank der Fülle bisher unbekannten Materials ein wichtiger Beitrag zur sowjetischen Geschichtsschreibung ist, so gilt dieses Urteil für

die deutsche Ausgabe nur in einem eingeschränkten Maße. Sie ist nicht nur – ohne irgendeine Kenntlichmachung – um ungefähr die Hälfte gekürzt. Dabei schlichen sich auch ärgerliche Fehler ein, die zeigen, daß diese Kürzungen nicht einmal lektoriert wurden.
So geht es auf S. 239 im zweiten Absatz um Trotzkis Bewertung der März-Ereignisse des Jahres 1921. Der folgende Absatz handelt dann – ohne weitere Erläuterung – vom *»September«*, als die KPD an die Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes ging. Der Hinweis, daß dies nun zwei Jahre später stattfand, fehlt. Hier wurde ohne irgendwelche Ergänzungen mit der Schere gekürzt. Auf S. 325 wird gar Trotzkis Ausschluß aus der Komintern-Führung (die in der russischen Ausgabe übrigens ausführlich – und korrekt – dokumentiert wird) auf den 27. 12. 1927 datiert (als er übrigens schon aus der sowjetischen KP ausgeschlossen war) statt auf den 27. 9. usw. usf. Gekrönt wird diese Ausgabe ad usum delphini dadurch, daß – alles im Unterschied zur russischen Fassung – die genauen Quellenangaben zu den russischen Archiven auf pauschale Verweise (Armeearchiv, Parteiarchiv...) reduziert wurden und das, was als Personenverzeichnis ausgegeben wird, nur Seitenangaben und Kurzbiographien zu den mehr oder weniger bekannten Persönlichkeiten, also nur zu einem Teil der Personen, aufführt.
Demgegenüber handelt es sich bei dem Buch der mexikanischen Historikerin Olivia Gall, »Trotzki in Mexiko und das politische Leben in der Periode von Cardenas 1937-1940«, um eine solide recherchierte wissenschaftliche Arbeit, die – leider in der Buchfassung gekürzt – auf einer bei Pierre Broué angefertigten Dissertation beruht. Es ist nicht als eine herkömmliche (Teil-)Biographie Trotzkis zu verstehen, die eine möglichst umfassende Beschreibung seiner drei letzten Lebensjahre, in denen er Exil in dem zu jener Zeit von dem Revolutionsgeneral Lazaro Cardenas regierten Mexiko fand, liefern würde. Eine ganze Reihe seiner Aktivitäten sind hier ausgeklammert, etwa viele seiner Bemühungen um den Aufbau der Vierten Internationale in den verschiedensten Ländern der Welt, weite Bereiche seiner literarischen Aktivitäten usw. Hierzu muß man schon auf die bekannten Biographien zurückgreifen.
Im Vordergrund ihrer Arbeit steht Trotzkis Präsenz im cardenistischen Mexiko: Über welche Anhänger verfügte er in dem Land, in dem Cardenas noch einen letzten Ausläufer der radikalen bürgerlichen Revolution von 1910 bis 1917 repräsentierte? Wie kam die Asylgewährung für ihn zustande? Wie verhielten sich die verschiedenen politischen Kräfte des Landes zu seiner Anwesenheit? Was war seine Beziehung zu seinen Gastgebern in der ersten Zeit seines Aufenthalts, dem Malerpaar Diego Rivera und Frida Kahlo, aber auch zu den übrigen mexikanischen Trotzkisten? Was war seine Einschätzung der mexikanischen Situation, so sehr er sich auch zurückhalten mußte, da er sich natürlich nicht in dessen innere politische Verhältnisse einmischen durfte? Was tat er öffentlich in dem Land? Das betraf z.B. die Dewey-Kommission, die 1937 einen öffentlichen »Gegenprozeß« gegen die Moskauer Schauprozesse in Mexiko-Stadt abhielt, vor dem er aussagte. Das betraf aber auch seine Verteidigung gegen die Verleumdungskampagnen, die von der mexikanischen KP und der mit ihr verbündeten Gewerkschaftsführung ausgingen, die den Boden für das vom sowjetischen Geheimdienst geplante Attentat bereiten sollten.
Dies sind im wesentlichen die Themenkomplexe, denen Gall detailliert nachgegangen ist. Die Arbeit basiert neben der Auswertung der zeitgenössischen gedruckten Quellen, vor allem der Presse des Landes, nicht zuletzt auf ausführlichen Befragungen von da-

maligen Aktivisten des mexikanischen Trotzkismus, aber auch seines zeitweiligen Sekretärs Van Heijenoort oder Trotzkis Enkel. Auch fand sie wichtiges Material im Nachlaß des damaligen Ministers Mugica, der die extreme Linke des »Cardenismo« repräsentierte und eine wichtige Rolle bei der Asylgewährung spielte, und in einigen anderen staatlichen Archiven, aber natürlich auch im Trotzki-Archiv in Harvard wie dem seines Sohnes in Stanford. All das macht ihr Buch zu einer soliden Studie, die in diesen Aspekten die vorliegenden Trotzki-Biographien um wichtige Aspekte ergänzt.
Demgegenüber ist Mandels Buch im wesentlichen ein engagiertes politisches Plädoyer pro domo, d.h. für die Vierte Internationale. Es geht ihm dabei um die Frage, ob nach dem Zusammenbruch des Stalinismus auch der Sozialismus insgesamt *»erledigt«* ist. In den von Trotzki in seinem Kampf gegen Stalin entwickelten Positionen sieht er die politische Alternative zur Herrschaft der ›realsozialistischen‹ Bürokratie und damit heute für eine Wiederbelebung des revolutionären Sozialismus.
Trotzkis wichtigster Beitrag zum Marxismus ist zweifellos die Theorie der permanenten Revolution, durch die er ein Verständnis für die sozialistische Dynamik von Revolutionen auch in Ländern, die – nach den orthodoxen Vorgaben der II. Internationale – ihre bürgerliche Revolution noch nicht abgeschlossen hatten, gewann. Doch läßt sich sein theoretisches wie praktisches Wirken nicht darauf reduzieren. So entwickelt Mandel daneben Trotzkis Internationalismus, skizziert seine Analyse des Stalinismus und die von ihm entworfene alternative Wirtschaftsstrategie für die UdSSR. Weitere Themen sind sein Verständnis von *»Selbstorganisation der Klasse und Vorhutpartei«*, sein Eintreten für die Einheitsfront im Kampf gegen den Faschismus, seine Rolle als Kriegskommissar im russischen Bürgerkrieg und seine Haltung zur nationalen Frage, insbesondere zur jüdischen. Die beiden abschließenden Kapitel behandeln Trotzki als Literaturkritiker und den »Mensch(en) Trotzki«.
Hinter der mit Engagement und Emphase vorgetragenen Argumentation spürt man Mandels jahrzehntelangen politischen Einsatz für den Trotzkismus. Zwar verhält er sich nicht unkritisch gegen Trotzki, weist auf Phasen hin, in denen dieser selbst gegen die von ihm zuvor vertretenen Positionen handelte, etwa in den Jahren unmittelbar nach dem Sieg im Bürgerkrieg. Hier wäre es allerdings auch interessant gewesen, den Gründen für Trotzkis zeitweise zögerliches Verhalten im innerbolschewistischen Fraktionskampf ab 1923 genauer nachzugehen. Notgedrungen ist auch die Argumentation zu einzelnen Positionen Trotzkis des öfteren sehr knapp geraten. So hat das Buch in vielen Bereichen den Charakter eines anspruchsvolleren Schulungstextes, der noch viele Fragen offenläßt, und ist somit vor allem eine Präsentation der wesentlichen Ideen Trotzkis. Leider muß man hier hinzufügen, daß diese deutsche Ausgabe schlampig lektoriert wurde. Zitate aus ein und demselben Text sind nach verschiedenen Ausgaben wiedergegeben oder greifbare deutsche Fassungen nicht angeführt. Das Fehlen jeglicher Erklärungen dürfte dem historisch nicht so bewanderten Leser die Lektüre nicht gerade erleichtern, wie auch das Fehlen eines Registers sehr ärgerlich ist.
Das wiedererwachte Interesse an Trotzki, das auch mit dem 50. Jahrestag seiner Ermordung am 20. August 1940 zusammenfiel, gab Anstöße zu verschiedenen Tagungen, von denen zwei nun in entsprechenden Buchpublikationen dokumentiert sind. Der von Theodor Bergmann und Gert Schäfer herausgegebene Tagungsband enthält die noch nicht anderweitig veröffentlichten Beiträge einer Konferenz in Wuppertal im März 1990 (der eine Konferenz über Bucharin vorausging und eine weitere über Lenin

folgte); man hätte sich hier allerdings außer einem kurzen Hinweis im Vorwort des Bandes darauf, daß weitere Tagungsbeiträge an anderer Stelle nachzulesen sind, auch die Aufführung der Veröffentlichungsorte gewünscht.
Die Beiträge sind zu fünf Themenkomplexen zusammengefaßt: Trotzkis grundlegende Sozialismuskonzeption, was sowohl seine Stalinismus-Analyse wie auch seine Theorie der permanenten Revolution umfaßt, die verschiedenen Etappen der innersowjetischen Fraktionskämpfe, internationale Fragen, seine Analyse der jüdischen Frage und schließlich kulturelle und philosophische Themen. Einige der 29 Autoren, darunter drei aus der damals noch existierenden UdSSR, beschränken sich auf die Zusammenfassung der Sekundärliteratur, referieren also schon weitgehend Bekanntes; die meisten dagegen versuchen, Quellen neu zu erschließen und damit neue Argumentationen zu entwickeln, z.T. in Ergänzung bisheriger Einschätzungen, z.T. in Abgrenzung zu bisher vertretenen Meinungen. Leider konnten hier noch nicht im großem Umfang Forschungen aus dem KPdSU-Archiv vorgelegt werden. Manche Autoren argumentieren auch sehr abstrakt zu Trotzkis Wirken, ohne das politisch-gesellschaftliche Umfeld mit seinen Zwängen, in dem Trotzki wirkte, in Betracht zu ziehen.
Leider lesen sich die übersetzten Beiträge gelegentlich recht holprig. Das ist wohl den prekären materiellen Bedingungen geschuldet, mit denen die Organisatoren der Tagung und dann die Herausgeber kämpfen mußten. Ärgerlich ist allerdings, daß einige der Artikel nicht die Literaturlisten aufweisen, mit denen man die in den Anmerkungen aufgeführten Kurztitel auflösen kann. Davon abgesehen gibt der Sammelband, dessen Beiträge durchaus von unterschiedlicher Qualität und natürlich von sehr unterschiedlichen Einstellungen zum Thema geprägt sind, insgesamt aber viele Anregungen.
Der von den an der Universität Aberdeen wirkenden Historikern Terry Brotherstone und Paul Dukes herausgegebene Band dokumentiert eine dortige Tagung von Anfang August 1990. Auch hier gilt leider wieder, daß es nur einen allgemeinen Hinweis darauf gibt, daß nicht alle Beiträge aufgenommen sind. Im großen und ganzen lassen sich die hier abgedruckten Artikel nach folgenden Themenkreisen ordnen: Trotzkis Stellung in verschiedenen Etappen der russischen Revolution und der Sowjetunion, von ihm entwickelte Positionen und Theorien bzw. sein Verhältnis zu bereits existierenden, und schließlich sein Platz in den ökonomischen Debatten in der UdSSR während der zwanziger Jahre. Dazu kommen noch einleitende, eher kritische Bemerkungen eines der Herausgeber zu Trotzki, eine Übersicht über das fürchterliche Schicksal von Trotzkis Familie und Verwandten durch einen seiner in Rußland lebenden Großneffen, Bemerkungen Broués zu seiner Biographie Trotzkis und abschließend ein Essay des anderen Herausgebers, ausgehend von den Diskussionen der Konferenz, über die mögliche Bedeutung Trotzkis in der Zukunft.
Insgesamt stechen hier, auch wenn sie nur sechs von insgesamt 19 Autoren einschließlich der Herausgeber stellen, doch die Beiträge der russischen Autoren hervor, denn sie konnten z.T. ganz neue Erkenntnisse aus sowjetischen Archiven vortragen.[1] Dies soll aber nicht heißen, daß die übrigen Autoren, auch wenn sie nur neue Interpretationen, auf bestimmte Fragestellungen zugespitzte Beiträge auf der Basis gedruckten Quellenmaterials, vorlegten, nicht interessante Anstöße zur Diskussion der

1 Diese Aberdeener Tagung hatte insgesamt ein großes Echo in der noch existierenden UdSSR hervorgerufen. Vgl. die Berichte in: »Istorija SSSR«, Nr. 6/1991 und »Voprosy istorii KPSS«, Nr. 12/1990.

Rolle und des Werks Trotzkis liefern. Leider ist das Register unvollständig. Z.B. fehlen dort die auf S. 38f. genannten Mitarbeiter Trotzkis aus seinem Militärzug im Bürgerkrieg, was vermuten läßt, daß es auch noch weitere Lücken gibt.
Fast schon eine Banalität ist die Aussage, daß Trotzki aufs engste mit der sich nach ihm benennenden Bewegung verbunden ist. Merkwürdigerweise spielt sie jedoch in all diesen hier besprochenen Büchern bestenfalls eine Nebenrolle, obwohl Trotzki selbst die mit ihr verbundenen Aktivitäten für das wichtigste hielt, was er in den dreißiger Jahren unternahm. Zur Aufarbeitung ihrer Geschichte, die in den letzten Jahren zu einem breit behandelten Gegenstand von Darstellungen, politischen und wissenschaftlichen Monographien, aber auch zum Inhalt mehrerer Zeitschriften in verschiedenen Ländern geriet, liefert die von Wolfgang und Petra Lubitz herausgegebene Bibliographie trotzkistischer Periodika ein wichtiges Hilfsmittel. Wolfgang Lubitz hatte bereits 1982 (2. erw. Auflage 1988) eine Bibliographie von Veröffentlichungen zum Thema Trotzki und Trotzkismus vorgelegt. Hier nun sind zwischen 1927 und 1991 erschienene trotzkistische Zeitschriften erfaßt.
Doch ist diese Bibliographie, wie die Herausgeber in ihrer Einleitung betonen, noch längst nicht als erschöpfend anzusehen. Die Herausgeber mußten sich auf eine Reihe von Sprachen (insgesamt 28) sowie auf eine Reihe von Ländern (insgesamt 34) beschränken. Somit sind im wesentlichen Europa, Nordamerika und Australien/Neuseeland erfaßt. Lateinamerika z.B. fehlt (mit Ausnahme einiger spanischer Exilpublikationen aus Mexiko). Aber auch bei den behandelten Ländern gibt es die eine oder andere Lücke. In jüngster Zeit tauchen z.B. aus den sowjetischen Archiven verschollen geglaubte Zeitschriften auf. So z.B. kürzlich das im Vorwort als nicht mehr auffindbar bezeichnete, während des spanischen Bürgerkrieges in Barcelona erschienene Bulletin »Le Soviet«, das spanische Forscher im ehemaligen Institut für Marxismus-Leninismus in Moskau gefunden haben (wo sicherlich – neben dem Archiv des KGB – die umfangreichste Sammlung von »Trotzkistika« auf der Welt zu finden ist).
Die Herausgeber haben die Bibliographie auf vorbildliche Weise aufbereitet. Dies betrifft sowohl die Angaben zu den einzelnen Titeln, z.B. genauer Titel, Erscheinungsweise und Fundorte, Verweise auf Vorgänger und Fortsetzungen, als auch die ausführlichen »Gebrauchsanweisungen« und das mehrteilige Register, das Aufschluß über herausgebende Organisationen und deren Mitgliedschaft in internationalen Zusammenschlüssen gibt. Leider findet sich bei den einzelnen Titeln kein Verweis, ob sie legal oder illegal erschienen sind.
Die Kriterien für die Bestimmung als »trotzkistisches« Periodikum sind angesichts der breiten Zersplitterung dieser politischen Bewegung weitgefaßt und bestimmen sich im wesentlichen aus der Selbstdefinition. Deshalb wurden z.B. nicht die Zeitungen der POUM im spanischen Bürgerkrieg aufgenommen. Merkwürdigerweise taucht aber die in den sechziger Jahren auch in der Arbeitsemigration in der Bundesrepublik Deutschland aktive spanische Organisation »Accion comunista« auf, die sich eher in den Traditionen der POUM als der IV. Internationale sah. Für die Zusammenstellung der vielen Angaben konnten die Herausgeber auf vielfältige Kontakte und Hilfen bauen (die manchmal allerdings unter der Angabe: Fundort Privatarchiv Lubitz verschwinden). Sicherlich fehlen auch zu den erfaßten Ländern noch manche Titel. Das gilt insbesondere für die illegal erschienenen Periodika. Z.B. fehlt hier der Hinweis auf die Nummern des Jahres 1935 der sich in einer Bibliothek Barcelonas befindenden katala-

nische Zeitschrift »Estrella Roja«, von der nur eine Nummer des Jahres 1934 aufgeführt ist. Nicht erwähnt wird die in Lemberg in den dreißiger Jahren von der Gruppe um den Historiker und Marx-Forscher Roman Rosdolsky herausgegebene Zeitschrift »Zittja i slovo«, die bis jetzt noch als verschollen gilt, sich vielleicht aber in dem einen oder anderen Archiv (z.B. des KGB?) finden läßt. Noch mehr dürfte dies für viele ephemere Blätter unter der Herrschaft Hitlers und Stalins gelten, deren Existenz bis heute noch nicht bekannt ist. Schließlich erschienen sogar im Warschauer Ghetto trotzkistische Zeitschriften. Aber all dies sind Details. Diese Bibliographie ist das Ergebnis einer großen Fleißarbeit und zweifellos ein ausgezeichnetes Arbeitsinstrument. Es bleibt zu hoffen, daß sie bald in erweiterter Form, wozu nicht nur die Schließung eventueller Lücken bei einzelnen Berichtsländern und Korrekturen an fehlerhaften Eintragungen, sondern möglichst auch die Erfassung weiterer Länder gehören sollte, erscheinen kann.

Ungeachtet aller Unterschiede in den Einstellungen der Autoren und der konkreten Thematik der Bücher, zeigen sie zumindest eins an. Wie einer der Autoren, Terry Brotherstone, im Anschluß an einen Beitrag auf der Aberdeener Konferenz vermerkt, war Trotzkis ›Fall‹ insofern einzigartig, als es keine andere Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts gibt, bei der so radikal versucht wurde, sie aus der Geschichte als nichtexistent zu streichen. Wie immer auch die Diskussionen über Trotzki und den Trotzkismus in der Zukunft weitergehen werden, dieses Unterfangen Stalins ist jedenfalls gescheitert.[2]

Reiner Tosstorff

Graham Kelsey, Anarchosyndicalism, Libertarian Communism and the State. The CNT in Zaragoza and Aragon, 1930-1937, Dordrecht u. a.: Kluwer Academic Publishers, 1991, 312 S.

Bereits seit einigen Jahren hat die Geschichtsschreibung des spanischen Anarchismus dadurch eine neue Dimension gewonnen, daß auch die Regionen außerhalb Kataloniens und Andalusiens genauer untersucht werden. Zwar waren diese beiden Gebiete zweifellos dessen Bastionen von Anfang an, doch hat die Konzentration der Forschung auf sie auch zu vielen Verkürzungen geführt, die einer so vielschichtigen Bewegung, wie sie der spanische Anarchismus darstellte, nicht angemessen sind.

Der englische Historiker Kelsey hat nun eine Geschichte der aragonesischen Regionalorganisation der CNT, also der 1911 gegründeten anarchosyndikalistischen Gewerkschaftszentrale, für die Zeit der zweiten Republik und des ersten Bürgerkriegsjahres vorgelegt. Dieses Gebiet Spaniens war zwar keines der industriellen oder landwirtschaftlichen Kerngebiete, besaß aber mit Zaragoza immerhin die fünftgrößte Stadt des Landes. Auch wenn die Betriebe nur sehr klein waren, hatte die Stadt eine gewisse Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt und als regionales Zentrum. Der Anarchismus konnte hier seit den frühen siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Präsenz aufweisen. Die Regionalföderation der CNT hatte nach 1930 eine große Bedeutung, da sie in Zaragoza und auch in weiten Teilen der Region bedeutenden Einfluß errungen

2 Nach Abschluß des Manuskripts erschien die erste Nummer einer weiteren Trotzki gewidmeten Zeitschrift: »Journal of Trotsky Studies«, herausgegeben am Institute of Russian & Eastern European Studies der Universität Glasgow. Sie enthält, neben einigen Aufsätzen und Rezensionen, eine Übersicht über weitere neuere Veröffentlichungen zu Trotzki von Wolfgang Lubitz.

hatte. Eine Reihe von Industriezweigen in der Stadt waren fast vollständig von ihr organisiert. Ihre sozialistische Konkurrenz in Gestalt der UGT war dagegen eher zweitrangig. In den sozialen Kämpfen der Republik spielte Zaragoza eine wichtige Rolle. Hier fanden bedeutende Streiks statt, teils lokaler Art, teils im Zusammenhang mit nationalen Bewegungen (etwa beim Telefonstreik im Sommer 1931 oder während der anarchistischen Aufstandsbewegung vom Dezember 1933). In einigen Kämpfen konnte die CNT trotz harter Repression aufgrund ihrer Organisiertheit den Sieg davontragen. Wenn nicht, gelang es ihr aber, bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs nach jeder Niederlage und der damit verbunden Verfolgung die Organisation wieder aufzubauen. So war Zaragoza auch nach 1933 Sitz des CNT-Nationalkomitees, als dieses aufgrund der Repression in Katalonien die »anarchistische Hauptstadt« Barcelona verlassen mußte.

Einer der Gründe für die Stärke der CNT-Aragon war sicher ihre Geschlossenheit im Vergleich zur katalanischen CNT, die seit 1930 einen heftigen Fraktionskampf und mehrere Abspaltungen erlebt hatte. Im Gegensatz dazu hatte sich die aragonesische CNT im Verlaufe des Jahres 1931 praktisch geschlossen radikalisiert, als die Enttäuschung über die nicht verwirklichten Versprechungen der Republik um sich griff; die gemäßigt-syndikalistischen Elemente fanden hier kein größeres Echo. Doch trotz der Geschlossenheit auf ihren revolutionären Grundlagen konnte in dieser CNT-Hochburg der Militärputsch im Juli 1936 verhältnismäßig leicht siegen. Die regionalen CNT-Führer vertrauten in ihrer Mehrheit blindlings den Beteuerungen der seit dem Volksfrontwahlsieg amtierenden republikanischen Autoritäten in der Stadt, alles unter Kontrolle zu haben. Auch ließen sie sich davon täuschen, daß mehrere hohe Offiziere der Garnison als Freimaurer galten. Erst als es zu spät war, begannen sie mit den Abwehrkämpfen (und die aus Katalonien anrückende Milizkolonne unter Führung Durrutis hielt wenige Kilometer vor der Stadt, um sich neu zu ordnen, nicht wissend, daß buchstäblich jede Stunde zählte – so konnten die Franco-Truppen den heroischen Widerstand blutig zerschlagen und sich dann zur Verteidigung formieren).

Der Bewegungskrieg erstarrte zum Stellungskrieg. Der Frontverlauf ging durch Aragon. Die von den Republikanern, mehrheitlich CNT-Milizen, gehaltene Zone war zwar fast ausschließlich dörflich – zum Teil sehr unterentwickelt –, wurde aber das Zentrum einer breiten Kollektivierungsbewegung; es bildete sich in Gestalt des Rats von Aragon ein revolutionäres, von der CNT kontrolliertes Machtorgan. Auch dieses erste revolutionäre Jahr des Bürgerkrieges wird von Kelsey ausführlich dargestellt, der inzwischen dazu auch eine Reihe von Dokumenten veröffentlicht hat.[1] Doch im Sommer 1937, als in der Regierung der Republik die kommunistische Partei ihre Macht befestigt hatte, die aufgrund der stalinistischen Außenpolitik der UdSSR keine Revolution in Spanien dulden wollte, wurde der Rat aufgelöst und die Kollektive wurden durch die Truppen des kommunistischen Generals Lister zerschlagen. Als daraufhin die ganze Landwirtschaft des Gebiets zusammenzubrechen drohte, mußte die Regierung die Kollektive wieder zulassen. Daß sich viele davon erneut bildeten, zeigt, wie tief diese Bewegung verankert war, wie groß ihre *»moral and material quality«* (S. 188) war (und damit z.B.

1 Vgl. Fundacion Salvador Segui – Cuadernos de la Guerra Civil, Nr. 2 (1987) und 3/4 (1989) zum Consejo de Aragon. Eine weitere Studie zur Revolution in Aragon nach dem Sommer 1936 ist: Julian Casanova, Anarquismo y sociedad rural aragonesa 1936 – 1938, Madrid 1985.

nicht mit den Zwangskollektivierungsmaßnahmen in der UdSSR und Osteuropa zu vergleichen ist). Die Entwicklung nach dem Sommer 1937, bis zur frankistischen Besetzung im folgenden Jahr, war allerdings nur noch ein Rückzugsgefecht, ein Epilog, den Kelsey kurz andeutet.

Diese Arbeit ist eine verdienstvolle, überaus detailreiche Studie, zu der neben einem umfangreichen Anmerkungsapparat auch noch eine Reihe von Anhängen mit Statistiken usw. gehört. Der Autor hat sie im wesentlichen nach der Chronologie der Ereignisse strukturiert. Sozialgeschichtliche Fragen stehen dabei eher im Hintergrund. Den Schwerpunkt seiner Darstellung bilden die Beziehungen zwischen der Gewerkschaft einerseits und dem republikanischen Staat andererseits. Das Buch basiert vor allem auf einer minutiösen Auswertung der Presse aller politischen Schattierungen. Möglicherweise könnten Forschungen in staatlichen Archiven da noch das eine oder andere Ergänzenswerte zu Tage fördern, auch wenn – zugegebenermaßen – die Situation spanischer Archive insbesondere zu diesem Zeitraum sicherlich alles andere als ideal ist.

Jedenfalls gelingt es Kelsey aufzuzeigen, wie sehr die innere Entwicklung der CNT auch durch das jeweilige Verhalten des Staates bedingt war. Dies ist nicht nur offenkundig bei ihrer Radikalisierung, sondern auch bei den tragischen Illusionen vieler ihrer Führer in Zaragoza unmittelbar nach Beginn des Militärputsches. So sehr er dies auch im einzelnen beschreibt, hier wäre natürlich noch tiefer nach den grundlegenden Ursachen zu fragen, z.B. nach den theoretisch-programmatischen Defiziten in bezug auf den Staat. Am Problem der Macht nach dem 19. Juli 1936 scheiterte ja schließlich der spanische Anarchismus insgesamt, als er sich auf das Bündnis mit den Volksfrontparteien einließ. (Bezeichnenderweise wurde zwar den Sozialisten, den Kommunisten und den bürgerlichen Republikanern, aber nicht der oppositionell-kommunistischen POUM eine Vertretung im Aragon-Rat eingeräumt.) Zumindest war der aragonesische Anarchismus, dies ist die These Kelseys, ›revolutionärer‹ als der katalanische eines Durruti oder Garcia Oliver, also der FAI, weil er im Sommer 1936 in der Kollektivierungsbewegung und in der Schaffung eines regionalen Machtorgans weiterging, als es die katalanischen Anarchisten eigentlich wollten. So ist Kelseys Arbeit auch ein Beitrag zur Analyse der verschiedenen Strömungen im spanischen Anarchismus, auch wenn vielleicht doch noch nachzufragen wäre, ob es in Aragon, wie seine Arbeit nahelegt, wirklich keine Präsenz der FAI gab.

Reiner Tosstorff

Roger Faligot/Rémi Kauffer, As-tu vu Cremet?, Paris: Fayard, 1991, 534 S.

Daß sich Bücher zur Geschichte der Arbeiterbewegung wie Krimis lesen, kommt gelegentlich vor. Daß sie aber auch, wie im vorliegenden Fall, wie ein Kriminalfall recherchiert werden müssen, ist dagegen sicher die Ausnahme. Es geht hier um Jean Cremet, in den zwanziger Jahren ein führendes Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs, um dessen Schicksal sich bisher nur Gerüchte rankten, wonach er Anfang der dreißiger Jahre auf einer geheimen Mission in China umgekommen sei.

Der Metallarbeiter Cremet, Jahrgang 1892, hatte sich schon vor dem ersten Weltkrieg in der syndikalistischen und sozialistischen Jugendbewegung organisiert, lernte bereits 1913 durch einen Zufall Lenin kennen und war mitbeteiligt, als die Mehrheit der fran-

zösischen Sozialisten 1920 die Umwandlung der Partei in die KPF betrieb, wo er schnell zu Führungspositionen aufstieg. So gehörte er seit Anfang 1924 dem Politbüro an und wurde stellvertretender Generalsekretär der Partei. 1926 rückte er auch in die Führung der Kommunistischen Internationale auf. Sein Aufstieg an die Spitze der Partei schien auch von seinen Rivalen in der Parteiführung kaum noch aufhaltbar zu sein, nachdem ihn Stalin auf einer Sitzung der Komintern-Exekutive positiv erwähnt hatte. Doch plötzlich schlug der französische Staat zu. Er wurde beschuldigt, und die vorgelegten Indizien waren eindeutig, ein Spionagenetz in der französischen Luftfahrtindustrie organisiert zu haben. Es gelang ihm, in die UdSSR zu fliehen. Hier beginnen sich nun seine Spuren zu verlieren. Denn er trat nicht mehr länger in der Öffentlichkeit auf, so daß es über sein weiteres Wirken bisher nur vage Berichte gab. Danach arbeitete er weiterhin für die Komintern. Doch Ende 1927 ließ er Sympathien für die Opposition Trotzkis erkennen. Nachdem er daraufhin im Laufe des Jahres 1928 seine Führungspositionen verlor, wurde er – so besagten bisher die Gerüchte – zur illegalen Arbeit nach China abgeschoben. Dort soll er dann umgekommen sein, möglicherweise sogar direkt als Oppositioneller vom Kominternapparat liquidiert, als 1931 der kommunistische Untergrund in Shanghai weitgehend zerschlagen wurde.
Dies war der Kenntnisstand, den bis Ende der achtziger Jahre Darstellungen der KPF und biographische Nachschlagewerke vermeldeten. Entsprechend wird sein Lebensweg bis zu seinem angeblichen Tod in China auch in ca. zwei Dritteln dieses Buchs von den beiden Autoren geschildert, die sich in Frankreich durch eine Reihe von Bestsellern zumeist zu Themen aus der Welt der Spionage einen Namen gemacht haben. Dabei spielt der Titel auf die höhnische Frage an, die das Zentralorgan der KPF 1927 an die französische Polizei, nachdem er ihr entkommen war, richtete.
Doch hier ist ihnen nun weit mehr gelungen. Tatsächlich fanden sie heraus, daß Cremet seinen Tod nur vorgetäuscht hatte, da er die politische Linie der Komintern ablehnte, aber wußte, daß diese ihn wegen seiner langjährigen Verbindungen zu kommunistischen Geheimapparaten – ohne Zweifel zu Recht – nicht einfach ›laufen‹ lassen würde. So hatte er in China z.B. mit Richard Sorge zusammengearbeitet. Mit der Hilfe des Schriftstellers Malraux, der gerade in Shanghai für seinen später berühmt gewordenen Roman »La condition humaine«recherchierte, gelang es ihm, nach Europa zu kommen. Hier nahm er eine neue Identität an und lebte in der Folgezeit in Belgien. Mehr im Hintergrund stehend und ohne irgendeine direkte Organisationszugehörigkeit zu suchen – seine Sympathien lagen bei der unabhängigen antistalinistischen Linken –, unterstützte er dennoch viele wichtige Bewegungen. Er half der POUM während des Spanischen Bürgerkrieges – die beiden Autoren vermuten in ihm eine Person, die George Orwell in seinem Katalonien-Buch erwähnt – und kämpfte auf seiten der Résistance. Zwar kehrte er nach 1945 wieder zu seinem zurückgezogenen Leben in Belgien zurück. Doch immer wieder wurde er – ohne sich in den Vordergrund zu drängen – aktiv, z. B. in der Unterstützung für den antifrankistischen Widerstand, bis er 1973, ohne je seine wahre Identität preisgegeben zu haben, starb. Die Schilderung dieser Jahre nach 1931 nimmt das letzte Drittel des Buchs ein, immer wieder unterbrochen von der Darstellung der verschiedenen Schritte der Autoren bei der Lösung der Rätsel um Cremet.
Mit diesem Buch ist den beiden Autoren wirklich ein ›Knüller‹ gelungen, da sie eine Geschichte aufdecken konnten, die bisher als für immer unauflösbar gehalten wurde. Wie bei geübten Bestsellerautoren nicht anders zu erwarten, ist das Buch sehr lebendig

und damit leicht lesbar – in stark romanhafter und damit auch in einer für den exakt arbeitenden Historiker etwas unbefriedigenden Form – geschrieben. Eine solche Persönlichkeit wird sicher auch noch zu weiteren Untersuchungen animieren, die dann – vielleicht nicht zuletzt aufgrund von Unterlagen in Moskauer Archiven – noch den einen oder anderen Fakt präzisieren. Doch im wesentlichen ist das Rätsel um Cremet damit wohl gelöst.

Reiner Tosstorff

Antonio Gramsci, Briefe 1908-1926. Eine Auswahl. Herausgegeben von Antonio A. Santucci, Wien/Zürich: Europa Verlag, 1992, 299 S.
Antonio Gramsci, Gefängnishefte Band 3, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, 4. und 5. Heft, Hamburg: Argument-Verlag, 1992, S. 454-703, A 211-A 317
Antonio Gramsci, Gefängnishefte Band 4, herausgegeben von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, 6. und 7. Heft, Hamburg: Argument-Verlag, 1992, S. 711-931, A 321-A 424
Enzo Santarelli, Gramsci ritrovato. 1937-1947, Catanzaro: Abramo, 1991, 314 S.

Der Europa Verlag wirbt für die von Santucci besorgte Sammlung der Briefe Gramscis mit einem Zitat von E.J. Hobsbawm, wonach sich Gramsci in diesen Briefen *»als Mensch aus Fleisch und Blut und nicht mehr nur als Komet«* zeige. Hobsbawm hatte wohl einen westeuropäischen Intellektuellen vor Augen, der – des Italienischen nicht mächtig – Gramsci vor allem aus der Sekundärliteratur kannte. Einen Intellektuellen also, der die Arbeiten von Althusser, Anderson, Buci-Glucksmann, Kallscheuer, Kebir, Riechers und anderer zur Erforschung Gramscis benutzte wie dereinst Anton Pannekoek sein Fernrohr zur Beobachtung des nächtlichen Sternenhimmels.

Die Gramsci-Briefe sind in der Tat ein Ereignis, geben sie doch über die ganz alltäglichen Sorgen ihres Verfassers Auskunft, und zwar ganz unabhängig davon, ob sich dieser gerade in Cagliari, Turin, Wien oder Moskau aufhält. Da sind zunächst einmal die Schreiben, die der Gymnasiast Gramsci aus der sardischen Hauptstadt an die Eltern in Ghilarza schreibt. Er bittet um Geld und Bücher (die Germania von Tacitus, den Brutus von Cicero, die Mineralogie von Mercalli, das Panegyrikon von Sokrates u.a.). Oft leidet er darunter, daß der Vater, ein kleiner Angestellter beim Meldeamt von Ghilarza, die dringend benötigten Beträge nicht aufbringen kann. Dann wieder, im Januar 1911, beruhigt er die Mutter, die sich Sorgen macht, weil Polizisten im Dorf Auskünfte über die Familie und insbesondere Antonios älteren Bruder Gennaro (Nannaro) einholen. Ganz zufällig tritt hier die organisierte Arbeiterbewegung erstmals auf den Plan: Gennaro Gramsci ist Sozialist und Kassierer der Arbeitskammer (örtliches Gewerkschaftskartell) von Cagliari. In der Insel-Hauptstadt wird gestreikt, und Gennaro verwaltet die Streikkasse. Kein Wunder also, daß die Polizei auch in Gennaros Heimatdorf Nachforschungen nach ihm anstellte.

Schon in Cagliari geht Antonio Gramsci ins Theater. Er trägt das Haar lang, spottet über die Carabinieri und wird für ein Mädchen gehalten. In Turin, wo er sich im Oktober 1911 erfolgreich um ein Stipendium bewirbt, gerät er beinahe *»unter alle möglichen Autos und Straßenbahnen«*, wie es in einem Brief an den Vater heißt. Im November immatrikuliert er sich an der Philosophischen Fakultät der Universität. Immer noch

in finanziellen Schwierigkeiten, muß er mehrfach das Zimmer wechseln und wohnt zeitweise mit Angelo Tasca zusammen, einem schon damals sehr aktiven sozialistischen Kommilitonen.
Schon Christian Riechers, erster westdeutscher Gramsci-Herausgeber und -Übersetzer, hat den sardischen Studenten, der unter die Turiner Sozialisten und Arbeiter fiel, kräftig für einen Brief vom März 1918 gescholten. Gramsci, inzwischen selbst PSI-Mitglied und zeitweise sogar Vorsitzender des Provisorischen Exekutivkomitees der Turiner Parteisektion, wendet sich in dem inkriminierten Schreiben an den Pädagogikprofessor und späteren (faschistischen) Staatssekretär Giuseppe Lombardo Radice und bittet ihn um einige Ratschläge. Er hat in Turin mit anderen sozialistischen Jugendlichen einen *»Club für moralisches Leben«* gegründet, um sie an eine *»unparteiliche Diskussion der ethischen und moralischen Probleme«* heranzuführen. Die Mitglieder des Zirkels sollen sich *»an die Forschung, an die disziplinierte und methodische Lektüre und an die einfache sachliche Darstellung ihrer Überzeugungen«* gewöhnen. Rat erhofft sich Gramsci auf diesem Feld ausgerechnet von einem überzeugten Interventionisten (Kriegsbefürworter) und Gegner des Sozialismus, der sich im Frühjahr 1918 noch an der Front aufhält. Statt eines Ratschlags erhält er von Lombardo Radice eine Postkarte ebenso lakonischen wie abweisenden Inhalts: Die offiziellen Sozialisten hätten mehr oder weniger mit dem Feind, den Deutschen, ›kollaboriert‹; es sei jetzt nicht die Stunde der *»pädagogischen Akademien, sondern der Aktion für das Vaterland und für die Vaterländer!«* (S. 82)
Es ist viel zu wenig bekannt, daß Gramsci sich durch seinen »Kulturalismus« zu solch verwegenen Handlungen wie zu dem Brief an Lombardo Radice hinreißen läßt, durch einen »Kulturalismus«, der schon 1912 im Mittelpunkt einer Kontroverse zwischen Angelo Tasca und Amadeo Bordiga stand. Sucht man nach den frühesten Motiven für Gramscis Aufzeichnungen in den Gefängnisheften, so finden sich diese in der »Kulturkontroverse« von 1912 ebenso wie in den Theaterkritiken der Turiner Periode, in den Lektüren der Südfrage-Autoren (Gaetano Salvemini u.a.) und in den Vorlesungen des Sprachwissenschaftlers Matteo Bartoli. Einige Briefe Gramscis aus der frühen Turiner Zeit enthalten Fragen zu sprachwissenschaftlichen, dialektgeographischen Themen, die auf eine Anregung Bartolis zurückgehen. Antonios Schwester Teresina antwortet bereitwillig auf die Fragen zu den sardischen Mundarten.
Gramsci ist krank, behindert. Sein ganzes Leben lang leidet er darunter, daß er als Kind nach einem Sturz nicht rechtzeitig behandelt worden war. 1913 bricht er mit seinem Vater, den er für seine Krankheit verantwortlich macht. In den Kriegsjahren versiegt die Korrespondenz mit den Angehörigen in Sardinien, während sich die politischen Aktivitäten intensivieren.
Nichts wäre einfacher, als an dieser Stelle die Nacherzählung der Briefe-Auswahl fortzuführen. Doch das hieße ja auch, der Leserschaft das Interesse an der Lektüre des Bandes zu rauben. So viel sei jedenfalls noch verraten: Wer einen einfachen Zugang zu Gramscis Oeuvre sucht, der wird nicht gleich mit den Gefängnisheften beginnen, sondern zu den Briefen greifen. Der *»Komet Gramsci«* wird dafür mit Band 3 und 4 der Gefängnishefte um so heller leuchten; beide sind inszwischen ins Deutsche übertragen, wofür noch einmal das Gespann Haug-Bochmann (bei Band 4 im Verein mit Peter Jehle) verantwortlich zeichnet.
Der dritte Band der Gefängnishefte enthält einige der berühmten gramscianischen

Formulierungen zum Themenkomplex Intellektuelle-Staat-»Zivilgesellschaft«-Hegemonie. (S. 513: *»Erste Frage: sind die Intellektuellen eine autonome gesellschaftliche Gruppe, oder hat jede Gruppe ihre eigene Kategorie von Intellektuellen?«*) An einer anderen Stelle wird die Leserschaft über die Ursprünge des Begriffs der rivoluzione passiva aufgeklärt. (S. 545: *»Vincenzo Cuoco hat passive Revolution diejenige genannt, die in Italien als Reaktion auf die napoleonischen Kriege stattgefunden hat. Der Begriff passive Revolution scheint mir nicht nur für Italien passend zu sein, sondern auch für die anderen Länder, die den Staat über eine Reihe von Reformen oder nationalen Kriegen modernisierten, ohne die politische Revolution radikal-jakobinischen Typs zu durchlaufen.«*)

Andere klassisch gramscianische Stellen enthält der vierte Band, darunter auch einige eher zweifelhafte Notizen über die Theorie der permanenten Revolution und über deren Querverbindungen zum Luxemburgismus und zum Syndikalismus. (S. 874: *»Bronsteins Theorie kann mit der gewisser Syndikalisten über den Generalstreik verglichen werden und mit Rosas Theorie in der von Alessandri übersetzten Broschüre. Rosas Broschüre und Rosas Theorie haben im übrigen die französischen Syndikalisten beeinflußt, wie aus bestimmten Artikeln in der ›Vie Ouvrière‹ hervorgeht: Sie hängt zum Teil auch von der Theorie der Spontaneität ab.«*)

Wer sich Gramsci mehr als Historiker denn als Theoretiker nähert, der wird sich besonders für seine Bemerkungen zum Parteiensystem im vorfaschistischen Italien interessieren. (S. 929: *»Bei den italienischen Wahlen keinerlei Klarheit beim Mandat, weil es keine klar umrissenen Parteien mit klar umrissenen Programmen gab. Die Regierung immer eine der Koalition, und einer Koalition auf streng parlamentarischem Boden, folglich oftmals zwischen weit voneinander entfernten Parteien: Konservative mit Radikalen, während die Liberaldemokraten außerhalb der Regierung, usw. Die Wahlen gingen über sehr allgemeine Fragen, weil die Abgeordneten persönliche und lokale Positionen vertraten, keine Positionen nationaler Parteien. Jede Wahl schien die zu einer Verfassunggebenden Versammlung zu sein, [und zugleich] schien sie die bei einem Jagdverein zu sein. Das Seltsame ist, daß all dies das Höchstmaß an Demokratie zu sein schien.«*)

Wird die Veröffentlichung der deutschen Gefängnishefte einmal abgeschlossen sein, dann könnte es auch hierzulande neben der Gramsci-Rezeption eine Gramsci-Rezeptionsgeschichte geben. Bisher stehen die Italiener auf diesem Feld noch ganz konkurrenzlos da. Enzo Santarelli, Verfasser des jüngsten rezeptionsgeschichtlichen Beitrags, ist neben Luigi Cortesi einer der wenigen bekannten marxistischen Historiker, die bei der Spaltung und Umgründung der Kommunistischen Partei 1991 zum »Partito della Rifondazione Comunista« stießen, wie die damaligen linken Umbenennungsgegner heute heißen. Santarellis wissenschaftliches Oeuvre umfaßt eine dreibändige Geschichte des Faschismus und eine kurze »Storia del socialismo-anarchico in Italia«.

In dem hier angezeigten Band hat er zahlreiche Beiträge über Gramsci versammelt, die von den Reaktionen auf Gramscis Tod 1937 bis zu den Rezensionen der 1947 in Italien zum ersten Male veröffentlichten Gefängnisbriefe reichen. Ein breites Spektrum linker Meinungsvielfalt ist hier vertreten: Mitstreiter aus Gramscis Turiner Jahren (Tasca, Togliatti, Montagnana) kommen ebenso zu Wort wie liberalsozialistische Antifaschisten (Rosselli, Dorso), PCI-Leitungskader (Curiel, Grieco), ein sardischer Autonomist (Emilio Lussu) und ein liberaler Philosoph (Benedetto Croce). Von der kritischen

Würdigung bis zum hagiographischen Pamphlet ist so ziemlich alles vertreten; es fehlen eigentlich nur die eindeutig negativen, abgrenzenden Stellungnahmen. Aber die hätte man auch im ganzen linken, im liberalen und sogar im katholischen Bereich kaum auffinden können.
In seinem einleitenden Beitrag verdeutlicht Enzo Santarelli noch einmal, wie vielschichtig nicht nur Gramscis Werk, sondern auch dessen Rezeptionsgeschichte ist.

Rolf Wörsdörfer

Emilio Lussu, Ein Jahr auf der Hochebene. Mit einem Vorwort des Autors, Wien/Zürich: Europa Verlag, 1992, 259 S.

Im Mai 1916 jährt sich zum ersten Mal Italiens Eintritt in den »Großen Krieg«, der später die Bezeichnung »Erster Weltkrieg« erhalten wird. Der sechsundzwanzigjährige Leutnant Emilio Lussu liegt mit seiner Brigade im Karst oberhalb von Triest, als es dem »Feind«, den Truppen der k.u.k. Monarchie gelingt, die Frontlinie zu durchbrechen. Mit der Niederlage und dem daraufhin einsetzenden Rückzug ist für Lussu und seine Kameraden eine Hoffnung, ja ein Traum, verknüpft: Der Krieg könnte sich in einen Bewegungskrieg verwandeln, der nicht mehr so aufreibend und verlustreich wäre wie der Stellungskrieg, den sie vom Karst her gewohnt sind. *»Der Bewegungskrieg, das würde etwas anderes sein. Kluges Manövrieren, zweihunderttausend, dreihunderttausend Gefangene, einfach so, an einem einzigen Tag, ohne schreckliches Massenabschlachten, nur dank einer genialen strategischen Zangenbewegung.«* (S. 17) Emilio Lussus Buch ist die detaillierte Chronik einer Enttäuschung. Denn auch auf der Hochebene von Asiago, wo der österreichische Vormarsch ins Stocken kommt, graben sich beide Heere ein. Abermals kommt es zu den schon bekannten Kämpfen um Gräben und Unterstände; wenige tausend Quadratmeter Terrain werden an einem Tag erobert und müssen am nächsten wieder aufgegeben werden. Die Artillerie beschießt zumeist die eigenen Reihen; Minen verursachen Bergrutsche, die ganze Grabensysteme mit dort in Stellung gegangenen Offizieren und Mannschaften zuschütten. Lussu ist kein Pazifist. An der Turiner Universität hatte er einer interventionistischen Gruppe angehört, die in den Monaten der italienischen Neutralität zwischen August 1914 und Mai 1915 für den Kriegseintritt auf Seiten der Entente geworben hatte. Als es so weit war, meldete er sich freiwillig zur Front. Um so kompetenter schildert er aus der Retrospektive die Schrecken des modernen Krieges: das eintönige Leben in den Gräben ebenso wie die Hölle der (verglichen mit Verdun eher bescheidene Ausnahme annehmenden) Materialschlachten. Lussu ist ein desillusionierter Interventionist: Auf die Frage eines Generals, ob er den Krieg liebe, weiß er zunächst keine Antwort. Dann fällt ihm doch noch die rettende Formel ein: Er sei für einen siegreich erfochtenen Frieden, läßt er den General wissen. Dieser besteht jetzt nicht mehr darauf, daß seine Offiziere den Krieg lieben müssen. Unbarmherzig geißelt Lussu die sich in patriotischer Rhetorik übende Offizierskaste und rehabilitiert zugleich den einfachen Bauern oder Arbeiter in Uniform, den Soldaten auf der Flucht oder den Deserteur, der vor so viel Wahnsinn einfach davonläuft. Lussus Erzählung ist unspektakulärer, aber auch ehrlicher als das Viva Caporetto! Curzio Malapartes, der nicht zu den reuigen oder geläuterten Interventionisten zählte und der nach dem Krieg Faschist wurde. Übrigens vermerkt Lussu auch den kleinen Unterschied zwischen linken, republikanischen Kriegsbefürwortern

und Monarchisten: Wo sich erstere mit einem *Avanti Savoia!* ins Gefecht stürzen, stimmen letztere in den Ruf *Viva l'Italia!* ein. Der eigentliche Motor des Krieges, das ist für den Verfasser nicht die Aussicht auf die *terre irredenti*, die noch von den Österreichern gehaltenen italienischen Städte Trient und Triest. Der Motor des Krieges, das ist der Alkohol, der *»Sprit«*. Das gilt auch für den »Feind«, den nicht die Hoffnung auf eine Eroberung Venedigs antreibt, sondern Hochprozentiges: *»Der Wind bließ uns ins Gesicht. Von der österreichischen Sturmlinie schlug uns der Dunst schweren, konzentrierten Schnapses entgegen, der aus jahrelang verschlossenen modrigen Kellern zu dringen schien. Während sie sangen und ›Hurra!‹ schrien, schienen alle Kellertüren weit aufgerissen, und der Schnapsdunst überflutete uns. Er drang in Wellen durch die Nase in die Lungen und setzte sich dort fest; es schmeckte wie ein Gemisch von Teer und Benzin, von Pech und säuerlichem Wein.«* (S. 49) Kurze Episoden und knappe Dialoge kennzeichnen den Erzählstil Lussus, der im Vorwort zur ersten Auflage von 1937 schreibt, er habe sich *»den Krieg so in Erinnerung gerufen, wie wir ihn damals erlebt haben, d.h. mit den Gedanken und Gefühlen von damals.«* (S.5) Kurze Episoden wie die Geschichte der *»Schießscharte vierzehn«*, die ständig unter österreichischem Feuer liegt und von den italienischen Soldaten als wahre Todesfalle gemieden wird. Lussu begeht den Fehler, einen zur Inspektion an der Front weilenden sizilianischen Kavallerieoffizier so zu beleidigen, daß sich dieser – um nicht als Feigling zu gelten – in die Falle begibt. Als Lussu »Ein Jahr auf der Hochebene« schrieb, lebte er im Exil. Einige Jahre zuvor hatte er »Marsch auf Rom und Umgebung« veröffentlicht, eine populäre Darstellung der faschistischen Machtübernahme in Rom und (vor allem) in der sardischen Provinz. (Vgl. die Besprechung in ARCHIV für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, Nr. 12, S. 225f.) Beide Bücher verdienen hierzulande mehr Beachtung, als ihnen bisher zugekommen ist. Was die deutsche Übersetzung von »Ein Jahr auf der Hochebene« betrifft, so stellt sich abschließend noch die Frage, ob *quattro gatti* im Deutschen tatsächlich *»vier Katzen«* (S. 25) oder nicht eher »drei Hanseln« sind. Der *»reiche Sprachschatz von Lung'arno«* (S. 34) sind die Flüche, die man auf der Arnouferstraße von Florenz zu hören bekommt. Es wäre deshalb besser gewesen, der »reiche Sprachschatz des Lungarno« zu übersetzen. Solche kleinen Ungenauigkeiten tun aber der Arbeit insgesamt keine Abbruch.

Rolf Wörsdörfer

Georg Scheuer, Nur Narren fürchten nichts. Szenen aus dem dreißigjährigen Krieg 1915-1945, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1991, 200 S.
Georg Scheuer, Vorwärts – und schnell vergessen? Jahrhundert zwischen Traum und Trauma. Mit einem Vorwort von Heinz Fischer, Wien: Picus Verlag, 1992, 336 S.

Jenseits aller akademischen Bemühungen gehört die rückblickende Selbstvergewisserung jener, die in der ein oder anderen Weise in das Geschehen involviert waren, zu den kaum zu überschätzenden Zeugnissen aus der Geschichte der Arbeiterbewegung; hier gewinnt die Erkenntnis, daß es ohne Erinnern keine Zukunft gibt, eine ganz spezifische Dimension.

Georg Scheuer, 1915 in Wien in einem jüdischen Elternhaus geboren, hatte sich bereits in jungen Jahren in sozialistischen und kommunistischen Jugend- und Schülergruppen

engagiert, gehörte Mitte der dreißiger Jahre der linken, sich auf Trotzki beziehenden Opposition an, wurde Ende 1936 inhaftiert und ein knappes Jahr später im sogenannten »Wiener Trotzkistenprozeß« zu fünf Jahren Kerker verurteilt. Im Februar 1938 aufgrund einer Amnestie erlassen, emigrierte er über Prag nach Frankreich, wo er u.a. im September 1938 an jenem Kongreß teilnahm, auf dem – ohne daß dies seine Zustimmung fand – die trotzkistische Vierte Internationale ins Leben gerufen wurde. Nach einem Aufenthalt in Belgien wurde er nach Kriegsausbruch im französischen Lager Les Milles interniert und beteiligte sich später am revolutionären Widerstand gegen die nationalsozialistische Besatzungsmacht. Nach dem Kriegsende arbeitete er als Pariser Korrespondent für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften und publizierte die Bücher »Von Lenin bis...? Geschichte einer Konterrevolution« (1957), »Marianne auf dem Schafott. Frankreich zwischen gestern und morgen« (1966), »Oktober 1917« (1967) und »Genosse Mussolini. Wurzeln und Wege des Ur-Fascismus« (1985).

Bei dem ersten der zwei hier vorzustellenden Bücher handelt es sich um einen autobiographischen Bericht, der mit der Kindheit in Wien beginnt, vom politischen Engagement in den dreißiger und vierziger Jahren berichtet und mit der Rückkehr des gerade einmal Dreißigjährigen in das befreite Wien und den Erinnerungen an die von den Nationalsozialisten deportierten und ermordeten Eltern, Verwandte und Freunde endet. Unter den Stichworten »Glaube«, »Kirche«, »Ketzer«, »Kerker«, »Flucht«, »Krieg« und »Widerstand« läßt Scheuer die ersten dreißig Jahre seines Lebens, die Begegnungen mit politischen Freunden und Gegnern, die Auseinandersetzungen in den kleinen revolutionären Gruppierungen, die sich von der Sozialdemokratie und den stalinistischen Parteien abgewandt hatten, die mit dem politischen Engagement verbundenen Hoffnungen und die nicht ausbleibenden Enttäuschungen noch einmal Revue passieren. Im Nachwort – in Form eines fingierten Interviews – faßt er die Stimmungslage dieser seinerzeit als revolutionäre Krisenzeit erlebten Jahre noch einmal zusammen: »*Wir lebten damals, in den 20er und 30er Jahren, im Gefühl einer Endzeit, im Glauben an ein unmittelbar bevorstehendes ›letztes‹ Gefecht zwischen den Mächten des Bösen und den Kräften des Guten, zwischen der angeblich untergehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung und einer anscheinend aufsteigenden, zu klassenloser Gesellschaftsordnung strebenden Arbeiterbewegung für Frieden, Freiheit, Gleichheit und Solidarität.*« Als schließlich auch die Hoffnungen verflogen waren, daß es am Ende des Zweiten Weltkrieges zu revolutionären Umwälzungen ähnlich denen am Ende des Ersten Weltkrieges kommen würde, begann jener lange Prozeß der reflektierenden Befragung der verblaßten Hoffnungen, als deren Resultat man wohl nicht nur die Erinnerungen, sondern auch den zweiten hier anzuzeigenden Band verstehen darf, der zwar den Charakter eines historischen Sachbuchs hat, gleichwohl aber für Scheuer mit autobiographischer Bedeutung aufgeladen sein dürfte.

Für Scheuer, wie für viele seiner Generation, wurde die russische Oktoberrevolution von 1917 zu einem entscheidenden Ereignis, zu einem Fix- und Ausgangspunkt politischen Denkens und Handelns. Noch in den ersten Jahren seiner Zugehörigkeit zur linken Opposition gehörte für Scheuer, wie für das gesamte trotzkistische Milieu, der zwar kritische, immer aber auch positive Bezug auf die Sowjetunion und die sogenannten Errungenschaften der Oktoberrvolution zur Grundausstattung der politischen Identität. Erst als er sich in den Jahren der nationalsozialistischen Okkupation in Frankreich mit den Erfahrungsberichten linker Dissidenten beschäftigte – in dem be-

reits erwähnten Nachwort seiner Erinnerungen verweist er auf Ante Ciliga, Victor Serge und Boris Souvarine –, wurde ihm klar, daß die Exzesse des Stalinismus nicht losgelöst von ihrer Vorgeschichte betrachtet werden können und daß man demzufolge die Oktoberrevolution selbst und die schon bald darauf einsetzenden terroristischen Maßnahmen zur Absicherung der bolschewistischen Herrschaft beim Versuch einer Erklärung dieser Exzesse nicht außer Betracht lassen kann. In einer Gesamtschau faßt Scheuer die fatale Erfolgsgeschichte des autoritären leninistischen Marxismus von den Anfängen des Bolschewismus über die russische Revolution von 1905, die Machtergreifung im Oktober 1917, die »*soziale Gegenrevolution 1917/18-1921*« mit der Niederwerfung der Aufständischen von Kronstadt und der anarchistischen Machno-Bewegung, den stalinistischen Terror, den seit Ende der vierziger Jahre mit den Spaltungen der kommunistischen Bewegung (Tito, Mao Tse-tung) einsetzenden Niedergang bis zum Zusammenbruch des sowjetischen Herrschaftssystems seit 1989 noch einmal zusammen. Gegen »*Lenins Bruch mit Marx*« und »*die von Anfang an gegen die arbeitende Bevölkerung gerichteten brutalen Methoden der Machterhaltung*« seitens der Bolschewisten, die »*wie eine Elementarkatastrophe in der internationalen Arbeiterbewegung (wirkten)*«, hat es schon frühzeitig – Scheuer verweist insbesondere auf Rosa Luxemburg, aber auch auf Herman Gorter, Anton Pannekoek, Karl Kautsky und Otto Bauer – erheblichen Widerstand gegeben. Das Resümee, das Scheuer am Ende seiner instruktiven, für den mit der Materie Vertrauten zwar nicht mit neuen Forschungsergebnissen aufwartenden, wegen seiner kompakten und präzise Stellung beziehenden Gesamtdarstellung aber mit Gewinn zu lesenden Arbeit zieht, ist wenig erfreulich: »*Es waren nicht die an eine soziale Revolution seit Generationen geknüpften Hoffnungen, die in der bolschewistischen Revolution verwirklicht wurden; aus einer verspäteten bürgerlichen Revolution mit proletarisch-sozialistischen ›Ansätzen‹ und ›Auswüchsen‹ wurde, unter den Bedingungen der Herrschaftsunfähigkeit aller herkömmlichen Klassen, ein neuer Typ von Staatsstreich und Staatsform, wie er bis dahin noch nie bestanden hatte... Nicht die Revolution der Proletarier war das große Ereignis des 20. Jahrhunderts, sondern die Machtergreifung der Manager und Bürokraten, die mit den klingenden Worten ›Sozialismus‹, ›Revolution‹ und ›Proletariat‹ einen neuen Absolutismus schmiedete, der in den Büchern des 19. Jahrhunderts nicht vorgesehen war.*« Eine Linke, die trotz und angesichts der gegenwärtigen weltweiten Rückkehr zu einem gleichermaßen brutalen wie primitiven Kapitalismus noch eine Zukunft haben will, wird sich, gerade wenn sie an ihre besseren Traditionen anzuknüpfen gedenkt, zuallererst einmal von ihren eigenen Mythen verabschieden müssen: Ein Abschied, der ohne Zweifel noch mancherlei Erinnerungsarbeit bedarf.

Wolfgang Braunschädel

Fritz Behrens, Abschied von der sozialen Utopie, Berlin: Akademie Verlag, 1992, 260 S.

Bereits in den fünfziger Jahren hatte sich der Wirtschaftswissenschaftler Fritz Behrens, dessen akademische Karriere in den dreißiger Jahren begonnen hatte und der sich nach 1945 zum Sozialismus sowjetischer Prägung bekannte, mit dem Vorwurf revisionistischer Abweichungen auseinanderzusetzen. Behrens hat sich in zahlreichen Veröffentlichungen vorwiegend mit Problemen der Arbeitsproduktivität beschäftigt. 1956 veröf-

fentlichte er einen umfangreichen »Grundriß einer Geschichte der politischen Ökonomie«, der später, Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre, in einer völlig überarbeiteten vierbändigen Ausgabe neu erschien.

Vor seinem Tod im Juli 1980 hat sich Behrens im Laufe der siebziger Jahre immer wieder intensiv in kritischer Absicht mit dem deutsch-demokratischen Sozialismus auseinandergesetzt; die jetzt *»mit geringfügigen Kürzungen«* vorliegenden Texte, die diese Beschäftigung dokumentieren, mußten, so heißt es in der leider nur wenig informativen Vorbemerkung, seinerzeit *»wegen der ständigen Kontrolle und der Möglichkeit eines Zugriffs der staatlichen Sicherheitsorgane«* verborgen gehalten werden, *»denn an eine Veröffentlichung war zu Behrens' Zeiten nicht zu denken«*. Tatsächlich kann man sich nur schwerlich vorstellen, daß der von Behrens unternommene Versuch, die Möglichkeiten einer sozialistischen Gesellschaft im allgemeinen und das, was in der DDR als Sozialismus im konkreten gehandelt wurde, auszuloten, in der geistigen Enge der offiziell gebilligten DDR-Wissenschaft hätte rezipiert und diskutiert werden können.

Im Rekurs auf die Ideengeschichte des Sozialismus stellt Behrens fest, daß *»der sozialistische Gedanke... zwischen Kommunismus bzw. Anarchie und Staatssozialismus (schwankte)«*. In Marx und Engels – den ersten bezeichnet er als *»letzte*(n) *Utopist*(en)*«*, den zweiten als *»erste*(n) *Reformist*(en)*«* – sieht er in erster Linie, sie dabei gegen die Anwürfe Bakunins in Schutz nehmend, der sie als autoritäre Staatssozialisten betrachtete, Theoretiker, deren *»Endziel sich mit dem Anarchismus (deckte)«*. Konsequenterweise konnte Behrens den *»historisch verwirklichte*(n) – *real existierende*(n) *Sozialismus, der die Individuen in nivellierende Kollektive zwingt, auch nicht als Verwirklichung der Marxschen Vision«* ansehen; er betrachtete diesen *»Staatsmonopolismus«* als *»eine gesellschaftliche Formation, die den Kapitalismus ablöste, nachdem er nicht durch den Sozialismus abgelöst worden ist«* und dessen wesentlicher Unterschied zur im eigentlichen Sinne kapitalistischen Gesellschaft darin besteht, daß in ihm *»nicht eine Klasse, sondern eine strategische Elite herrscht«*. Zum entscheidenden theoretischen Mittler zwischen ursprünglichem *»Marxismus als Anarchokommunismus«* und dem zu Behrens' Lebzeiten noch allzu aktuellen Marxismus als *»Legitimationstheorie einer neuen herrschenden Klasse«* wurde Lenin, zum entscheidenden historischen Ereignis die russische Oktoberrevolution von 1917. Der Versuch, in Rußland *»die Methoden einer urprünglichen Akkumulation mit der Theorie der Diktatur des Proletariats«* zu rechtfertigen, endete in einem *»modernisierte*(n) *orientalische*(n) *Despotismus«*, der *»selbst die Ziele einer bürgerlichen Revolution nicht erreichen konnte«*. Die große Antipodin Lenins sieht Behrens in Rosa Luxemburg, die schon frühzeitig Lenins *»tartarische*(n) *Sozialismus«* kritisierte, deren Denken *»mit dem real existierenden Sozialismus unvereinbar«* ist und ohne deren Tod *»die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und damit Europas – einschließlich Rußlands – wahrscheinlich anders verlaufen«* wäre. Damit ist ein Argumentationszusammenhang umrissen, den Behrens selbst noch einmal konzise zusammenfaßt: *»Die linke – marxistische – Kritik hat eine Tradition in der sozialistischen Arbeiterbewegung, die auf Rosa Luxemburg, ja auf Bakunin zurückgeht und sich – soweit es Deutschland betrifft – auf Otto Rühle, Karl Korsch, Erich Mühsam, Gustav Landauer und viele andere, heute unbekannte Sozialisten berufen kann.«* Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß die daran anschließend formulierte Ansicht, daß es an der Zeit sei, *»die Geschichte dieser linken Seite der*

sozialistischen Bewegung, die Geschichte eines Rätesozialismus (neu zu schreiben)« in der DDR nicht diskutabel war.
Behrens' Versuch einer Selbstvergewisserung greift jedoch über diese Anstrengungen, über historische Rekonstruktionen den Anschluß an – aus seiner Sicht gesehen – zum Teil verdrängte oder aber aus leicht zu durchschauenden Gründen fehl interpretierte Traditionslinien zu gewinnen, hinaus. Behrens beschäftigt sich in seinen Ausarbeitungen des weiteren mit der bürgerlichen Kritik am sozialistischen Gedanken, deren Manko er darin sieht, daß sie *»in Wahrheit eine Kritik am real existierenden Sozialismus, nicht eine Kritik des Sozialismus selbst«* ist, weiterhin mit den Problemen einer sozialistischen Warenproduktion, mit dem Hegelschen Erbe im Marxismus und er stellt sich schließlich die Frage, ob *»ein Marxist heute noch Marxist sein«* kann. Man kann, so Behrens, allerdings nur dann, *»wenn man auch Utopist ist, und deshalb muß man, will man Marxist bleiben, den Leninismus ablehnen, der die Arbeiterbewegung in die stalinistische Sackgasse führte«.*
Behrens' »Abschied von der sozialen Utopie« – ein angesichts des Inhalts des Buches mehr als fragwürdiger Titel – steht in mancherlei Hinsicht in der Tradition linkskommunistischer Kritik am Leninismus und am sowjetischen Herrschaftssystem. Wären diese Texte zu dem Zeitpunkt, als sie geschrieben wurden, in der DDR veröffentlicht worden, hätten sie für die dortigen Verhältnisse explosiv wirken können; die Tatsache aber, daß sie geheimgehalten werden mußten, verweist darauf, daß dieses System aus guten Gründen implodiert ist. Aus dem heutigen Rückblick erweisen sich die Texte zum einen als Dokumente einer aus den Irritationen am DDR-Sozialismus resultierenden Suche nach den Spuren einer am ursprünglichen kritischen Impuls marxistischen Denkens festhaltenden sozialistischen Tradition, zum anderen aber mögen sie – nicht nur – jenen, die sich immer noch oder schon wieder in nostalgischer Erinnerung an die vorgeblich heimelige Nischenwelt der untergegangenen DDR ergehen, als nutzbringende Lektüre ans Herz gelegt werden.

Wolfgang Braunschädel

Ilse Bindseil, Streitschriften, Freiburg: Ca-ira-Verlag, 1993, 174 S.
Ist der vielzitierte »Fremdenhaß« nicht im Grunde Haß auf das zum Fremden entstellte Eigene? Ist Aggression gegen »Wirtschaftsflüchtlinge« nicht der Versuch, sich in einen unüberbrückbaren Gegensatz zur eigenen ökonomischen Determination zu bringen bzw. diese in Gestalt der haltlos hinter dem Kapital herlaufenden Arbeitskraftträger beiseite zu schaffen? Ist andererseits Haß auf Ausländerhaß nicht letztlich eine Kopie des Verhaßten, weil er – ebenso wie dieser – Menschen auf Seinsbestimmungen reduziert, d.h. vom historischen Zusammenhng abspaltet? Ist ferner nicht jeder im Namen der Menschenrechte unternommene Versuch, die ins Land »strömenden« Ausländer mit uns gleich zu machen, nur ein Beitrag zur Aufrechterhaltung der Ungleichheit? Ist Gleichheit nicht erst dann zu haben, wenn nicht die Ausländer mit uns, sondern – damit es mit unserer Ungleichheit definitiv zu Ende ist – wir mit ihnen gleich werden? Oder ist Gleichheit nicht schon das, was uns noch dem letzten Slumbewohner einer Dritte-Welt-Metropole gleich macht: nämlich das um Kaufkraft und nicht Arbeitskraft, um Mehrwertrealisierung und nicht Mehrwertschöpfung zentrierte Leben mit der Ware?
Mit diesen und anderen provozierenden Fragen rückt Ilse Bindseil in ihren »Streit-

schriften« all den Themen zu Leibe, die wir aus der öffentlichen Debatte oder der internen Diskussion der Linken kennen. Ob es dabei um Ausländerfeindlichkeit oder Dritte Welt geht, um Atomtechnologie-Export oder Jugoslawien, um sexuellen Mißbrauch oder Drogen, um Mafia oder Massaker, um Antisemitismus oder Materialismus: Immer zielt sie auf eine egalitäre Reflexion, die genau das auflöst, womit wir Reflektierenden uns von den Gattungserfahrungen abschneiden, oder positiv ausgedrückt: die von den Menschen lernen will, statt sie zu erziehen.

Welche Konsequenzen das für die materialistische Theorie hat, thematisieren die beiden letzten Beiträge des Bandes. Sie fordern dazu auf, scheinbar ›letzte‹ Realitäten des Materialisten wie Arbeit und Arbeitskraft von den systematischen Anfängen der Geschichte her zu denken bzw. als Existenzform der Gattung zu vermitteln. Der Umschlagspunkt von Subsistenz- in Mehrwertproduktion und von Stammessolidarität in Herrschaft belehrt darüber, wie die durch Arbeit gesicherte menschliche Reproduktion ihr Akkumulationsmoment und ihre Reichtumsperspektive entfaltet und die durch Arbeit sich repoduzierenden Menschen zu ihrer über das Reproduzieren hinausgehenden, auf die Leugnung seiner Entfremdungsdynamik gerichteten Intentionalität kommen. Der Umschlagspunkt der vorkapitalistischen in kapitalistische Produktion belehrt darüber, wie sehr sich die Menschen im Laufe ihrer Geschichte in Akkumulation und Reichtum verstricken, wie sehr sie – bei allem Protest gegen Enteignung und Ausbeutung – auf der Seite ihrer Entfremdung, ihrer abgespaltenen, zum Kapital fortentwikkelten Arbeitskraft stehen.

Am Beispiel des Antisemitismus zeigt die Autorin, was die so gemeinte materialistische Vermittlung einbringt. Verabschiedet wird mit ihr nämlich die Hoffnung, die menschliche Arbeitskraft selbst könnte substantiellen Widerstand gegen die (von ihr mitverantwortete) kapitalistische Enteignung der Arbeit oder gar gegen die (durch sie selbst repräsentierte) entfremdete Gattungsreproduktion leisten. Damit eröffnet sich eine Erklärung des Antisemitismus, die nicht nur seiner Zuspitzung zum staatlich organisierten Massenmord, sondern auch seiner ›Unverwüstlichkeit‹ Rechnung trägt. Hinter der Pathologie des mit dem Kapital im Interesse seiner Verwertung kurzgeschlossenen bürgerlichen Staates erscheint nunmehr die Pathologie einer Arbeitskraft, die im Interesse ihrer eigenen Entfaltung mit dem sie ausbeutenden Kapital kollaboriert. Die Judenverfolgung erweist sich als der – unmögliche, daher pathologische – Versuch, diese zweideutige, mehrwertorientierte Verschränkung von Arbeitskraft und Kapital (in ihrer Verkörperung durch die »Juden«) vom kapitalistischen Lebenszusammenhang der arbeitenden Subjekte abzuspalten.

Das Buch dokumentiert genau jene vom »Arbeitskraftmaterialismus« ausgeschlossene Vermittlungsleistung, dank derer die Arbeitskraft nicht bloß als primäre Existenzform der Gesellschaft, sondern als sekundäre Existenzform der Gattung in den Blick kommt. Zum Gewinn dieses Perspektivenwechsels, der den Prozeß der Vergesellschaftung (also die transzendentalen Bestimmungen der Gesellschaft) zum Thema macht, gehört nicht zuletzt die radikale Kritik des ›Eurozentrismus‹: jener Augenblick, in dem endlich einmal – jenseit der partikularen Kategorien einer Arbeitskraft, die die Menschen sowohl in eine Kollaborationsgeschichte hineinzwingt wie auch als Befreiungsperspektive lockt – andere als die europäischen Subjekte in den Gesichtskreis der Theorie treten.

Monika Noll

»Anarchie ist Gesetz und Freiheit ohne Gewalt.« Uwe Timm zum 60. Geburtstag, Berlin: Oppo-Verlag, 1993, 128 S.

Als einer von wenigen Aufrechten versucht Hans-Jürgen Degen mit seinem Oppo-Verlag in bescheidenem Rahmen dazu beizutragen, daß eine niveauvolle, sich explizit als anarchistisch verstehende Publizistik nicht gänzlich der Vergangenheit angehört. Es ist immer wieder notwendig darauf hinzuweisen, wie wichtig es wäre, eine konstruktive – vom ideologischen Ballast vergangener Zeiten befreite – anarchistische Gesellschaftskritik in das Bewußtsein der Öffentlichkeit zu bringen. Wer den anarchistischen Denkansatz spöttisch als nichtrationales, mit der Realität des Lebens unvereinbares Hirngespinst beiseite schiebt, hat nicht verstanden, daß alle zur Wirkung gekommenen philosophischen Konzeptionen, der Marxismus eingeschlossen, sich als gefährliche Irrwege herausgestellt haben. Sowohl Kapitalismus als auch Marxismus akzeptieren die selbstzerstörerischen Elemente der menschlichen Existenz und haben keinerlei Antwort auf die sich heutzutage in einer neuen Qualität zuspitzende Krisensituation. Übrigens bedeutet das Registrieren und Beschreiben der Ausmaße der globalen Krise nicht, hysterisch oder pathetisch zu werden. Umgekehrt, wer angesichts der Erfahrungen z.B. mit Tschernobyl und dem Golfkrieg kein – sich manchmal auch verselbständigendes – Angstgefühl entwickelt, sollte sich fragen, ob er noch alle Sinne beisammen hat. Daß sich nur einige wenige »echte Spinner« und noch weniger vernunftbetonte Menschen mit dem Anarchismus beschäftigen, sagt rein gar nichts über seinen möglichen Wert als Impulsgeber für eine »andere Art zu denken«, aus der man Antworten ableiten könnte.

Bei der vorliegenden Aufsatzsammlung ist nicht in allen Beiträgen sofort der Bezug zu Uwe Timm, dem das kleine Buch zum 60. Geburtstag gewidmet ist, klar ersichtlich. In einem Interview mit Peter Peterson, dem Herausgeber der Zeitschrift »Trafik«, erläutert Timm sein Hineinwachsen in die Gedankenwelt des Anarchismus in den frühen fünfziger Jahren, zunächst inspiriert durch Fritz Brupbachers »Der Sinn des Lebens« und Rudolf Rockers »Nationalismus und Kultur«. Daran knüpfte sich die intensive Beschäftigung mit John Henry Mackay an, die bis heute sein Verständnis des Anarchismus geprägt hat. Interessant und instruktiv, weil vielschichtig und kritisch, ist seine Schilderung der Zusammenarbeit mit Otto Reimers und Willy Huppertz, zwei der bedeutendsten deutschen Anarchisten der Nachkriegszeit und später mit Kurt Zube, dem Initiator der Mackay-Gesellschaft. Es wird deutlich, daß ein sogenannter Individual-Anarchist (und stellvertretender Betriebsratsvorsitzender in einem Großbetrieb!) wie Uwe Timm innerhalb des libertären Lagers unnützem, auf Unkenntnis und Borniertheit basierendem Mißverstehen ausgesetzt war. Das Interview zeigt auf jeden Fall einen nüchtern und realistisch denkenden Anarchisten unserer Tage, der versucht, sich der Wirklichkeit zu stellen, ohne sich selbst verleugnen zu müssen.

Bei der Auswahl der Aufsätze ist der Versuch unternommen worden, Texte mit aktuellem Bezug und historischer Perspektive miteinander zu verbinden. Jochen Schmück faßt noch einmal die Geschichte der Auslegung des Begriffs Anarchie bzw. Anarchismus zusammen, eine nur auf den ersten Blick unnötige Übung. Daran knüpft sich ein Statement von Jochen Knoblauch (»Warum ich Anarchist bin«) an, in dem es heißt: *»Speziell in Deutschland hat die Entwicklung der letzten 50 Jahre, aus der Nazidiktatur in die Konsumdiktatur (BRD) und in den ›Arbeiter- und Bauernstaat‹ (DDR), eine Führungsklasse geschaffen, die in ihrer Wechselhaftigkeit beliebig austauschbar war*

und ist. Für uns Anarchisten waren die letzten 50 Jahre die besten Beweise dafür, daß Macht, – egal von wem ausgeübt – niemals zum Wohle der Menschheit genutzt wird, sondern immer nur zur Ausbeutung und Unterdrückung.« Ebenfalls der aktuellen Diskussion dienen die Beiträge von Thomas Müller: »Die Aktualität John Henry Mackays«, Rolf Raasch: »Neoanarchismus und Geschichtslosigkeit«, Hans-Jürgen Degen: »Realsozialismus, Realkapitalismus, freiheitlicher Sozialismus« und Stefan Blankertz: »Vom Nährwert der Anarchie. Aufforderung zur Rückeroberung des Brotes«. Der letzgenannte Aufsatz stellt für den Rezensenten eine unüberwindbare intellektuelle Hürde dar. Blankertz beginnt mit einer Art Rehabilitierung des »Manchester-Liberalismus« in dem Sinne, daß man mit diesem Begriff, als Folge der Diffamierung durch autoritäre Sozialisten, etwas Falsches, den tatsächlichen Absichten der Manchester-Ökonomen Widersprechendes verbinde. Daran schließt sich – mit einer Tabelle illustriert – eine Modellrechnung an, die wohl aufzeigen soll, daß eine konsequente Anwendung von Marktmechanismen die *»Perspektive: Entmonopolisierung, Privatisierung, Entstaatlichung – Anarchie«* eröffne. Unterhaltsam und gut geschrieben ist der Beitrag »Das Bier, die Liebe und die Anarchie. Episoden aus dem Leben Jaroslav Haseks – dem Autor des ›Braven Soldaten Schwejk‹« von Rolf Cantzen, auch wenn keine direkten Quellen, sondern lediglich die spärlich vorhandene biographische Literatur (Vor- und Nachworte zu den deutschen Übersetzungen der Erzählungen Haseks und die Biographie von Gustav Janouch: Jaroslav Hasek, München 1966) über den auch abseits von biergetränkter Anekdotenrührseligkeit äußerst interessanten tschechischen Anarchisten ausgewertet wurde. Cantzens Aufsatz basiert auf einem im April 1992 vom NDR gesendeten Rundfunkfeature. Sehr lehrreich war mir Wolfgang Eckardts Auseinandersetzung mit der Editionsgeschichte von Bakunins Texten im deutschen Sprachgebiet und den Aufgaben der Bakunin-Forschung. Der Band enthält weiterhin einen Aufsatz von Wolfram Beyer zur Geschichte und Relevanz des Anarcho-Pazifismus und einen überarbeiteten Vortrag von Peter Bernhardi zur Revolution 1918/19.

Manfred Burazerovic

Ernest Bornemann, Sexuelle Marktwirtschaft. Vom Waren- und Geschlechtsverkehr in der bürgerlichen Gesellschaft, Wien: Promedia-Verlag, 1992, 256 S.

In jenem Abschnitt des »Kapital«, den jeder, der auch nur einen flüchtigen Blick hineinwirft, liest, weil er allgemeine, nicht-ökonomische Schlußfolgerungen enthält – im Kapitel über den »Fetischcharakter der Ware« –, analysierte Karl Marx die Erscheinung, daß durch die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise *»das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst... für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt«*. Von der Ur- und Frühgeschichte kommend beschäftigte sich Friedrich Engels in seiner Schrift »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« mit dem Problem, wie sehr *»gesellschaftliche Einrichtungen, unter denen die Menschen einer bestimmten Geschichtsepoche und eines bestimmten Landes leben, bedingt werden durch beide Arten der Produktion: durch die Entwicklungsstufe einerseits der Arbeit, andererseits der Familie«*; und er demonstrierte am Beispiel *»primitiver«* Gesellschaften, daß, *»je be-*

schränkter... der Reichtum einer Gesellschaft, desto überwiegender erscheint die Gesellschaftsordnung beherrscht durch Geschlechtsbande«.
Diese beiden gedanklichen Ansätze miteinander zu verbinden und die Auswirkungen des ökonomischen Unterbaues auf die Psyche des Individuums in den verschiedenen Geschichtsepochen zu untersuchen war Marx und Engels nur beschränkt möglich. Ohne Kenntnis der erst von Sigmund Freud gemachten Entdeckungen über die Struktur und Funktionsweise unseres Innenlebens mußten sich die Untersuchungen der beiden Klassiker notwendigerweise auf die religiösen und anderen ideologischen »Reflexe« der wirklichen Welt beschränken.
Der Sexualsoziologe Ernest Bornemann, einer der noch lebenden Schüler Wilhelm Reichs, bemüht sich in seinem letzten Buch, diese Lücke zu schließen: Jede Gesellschaftsordnung – meint er – prägte und prägt eine ihr angemessene Ordnung des Fühlens und des Denkens; und in diesem Sinn prägt sie auch das Bild, das die Mitglieder jeder Gesellschaft sich von der Struktur der eigenen Psyche machen. Rief die Feudalgesellschaft so nicht nur bei den Aristokraten, sondern auch bei den Lehensleuten ein hierarchisch ausgerichtetes Weltbild hervor, so erzeugte die bürgerliche Dreiklassengesellschaft des Fin de siècle ein in drei Schichten strukturiertes Bild der Psyche (Es, Ich, Über-Ich). In der heutigen pluralistischen Gesellschaft wiederum schlagen sich die Eigentumsverhältnisse dergestalt nieder, daß man vom bürgerlichen »Waren- und Geschlechtsverkehr« sprechen kann, als handle es sich dabei um ein und dieselbe Transaktion. Aus dem, was man einst »Liebe« nannte, entsteht massenhaft eine entpersönlichte Beziehung zwischen zwei Wesen, von denen jedes das andere sexuell zu konsumieren sucht. Sexuelle Beziehungen nehmen jenen Fetischcharakter an, den Marx, eine Metapher aus den Religionswissenschaften entlehnend, *»Warenfetischismus«* getauft hat.
Die nach dem Zusammenbruch der osteuropäischen Regime »freie«, das heißt ungehemmte Marktwirtschaft stellt sich für Bornemann als eine riesige Mutterbrust dar, an der die Säuglinge regredieren, ewig verdammt, nach immer mehr Muttermilch zu lechzen – und doch zu fühlen, das irgendetwas in ihnen zu kurz kommt. Deshalb sind die in dieser Gesellschaftsordnung sozialisierten Menschen auch viel weniger »sinnlich« als selbst die kaputtesten Opfer der autoritären Zeiten. Geplagt nicht mehr von den klassischen Neurosen, sondern von epidemisch auftretenden, vielgestaltigen, *»pluralistischen«* Neurosen und Borderline-Symptomen *(»depressive Verstimmungen«, »Unlust«, »Apathie«, »Antriebsmangel«, »Arbeits- und Kontaktstörungen«, »Konzentrations- und Zuwendungsunfähigkeit«)* sowie jenen zahlreichen, körperlich nicht objektivierbaren Beschwerden, die man in der westlichen Medizin *»vegetative Regulationsstörungen«* oder *»lavierende Depressionen«* nennt, verzehren sie sich in keiner Sehnsucht nach irgendjemandem oder irgendetwas, sondern beklagen nur antriebslos und wehmütig ihr Schicksal als Opfer. Ihre tatsächliche Individualität verflüchtigt sich in dem Maße, in dem sie Eigenart in Boutiquen ersteigern zu können glauben. Und diese *»pluralistische«* Psyche mit all ihren Defekten hat auch einen gesellschaftspolitischen Sinn: Denn wozu, außer um disfunktionale Widerstands-Typen hervorzubringen, könnte das Ideal einer eindeutigen, sich mit wachsender Reife festigenden autonomen Persönlichkeit in einer Gesellschaft dienen, die ihren Mitgliedern chamäleonartigen Wechsel abverlangt, sei es bei der Zahnpasta, dem Geschlechtspartner oder der politischen Einstellung?
Bornemann verharrt aber nicht nur in der Negation des Bestehenden, sondern entwirft

das Bild von einem möglichen Anders-Sein, indem er die marxistische Utopie einer klassenlosen Gesellschaft um ein *»sexuelles Analagon«* bereichert: die Rückkehr auf höherer Ebene zum Urkommunismus jener präoralen Phase, aus der unser Wunsch nach Zärtlichkeit stammt. Für die Menschheit der Zukunft wünscht er sich eine enthierarchisierte Sexualität, die weniger auf die Dominanz der Geschlechtsteile, auf sexuelle Konkurrenz und Eifersucht, weniger auf koitalen Vollzug und Orgasmusleistung als auf Hauterotik ausgerichtet ist.
Mit vielen seiner Vorstellungen stimmt Bornemann mit radikalen feministischen Positionen überein. Mit anderen ist er mehr den Frauenemanzipations-Konzepten der klassischen Arbeiterbewegung verpflichtet, von der er der eigenen Biographie nach geprägt wurde. Er provoziert – sicher auch bewußt – mit seinen pointiert formulierten Ansichten (nicht zufällig versucht er seit Jahrzehnten ebenso unablässig wie erfolglos ein Forschungsprojekt zur Psychologie der Widerstandsfähigkeit ins Leben zu rufen). Im Sinne der eigenen Erwartungshaltung ist daher dem neuesten Buch nur vielgestaltige Kritik und eine heftige, intellektuelle Auseinandersetzung zu wünschen, die jedoch diesmal von jenen Schlägen unter die Gürtellinie, die die Kontroversen um seine vorangegangenen Publikationen prägten, frei sein sollte.

Fritz Keller

Die drei französischen Revolutionen von 1789, vom Juli 1830 und vom Februar 1848 markieren eine Epoche, zu deren spezifischen Kennzeichen die zunehmenden Forderungen nach politischer und sozialer Emanzipation, die wachsende Distanz der fortschrittlich gesinnten Intelligenz zum Staat und – damit einhergehend – die zunehmende Herauskristallisierung einer staatlichen Bürokratie mit entsprechenden polizeilichen Überwachungs- und Unterdrückungsfunktionen gehörten. Die französischen Ereignisse hatten ohne Zweifel Signalcharakter und zeitigten auch entsprechende Wirkungen weit über die französischen Grenzen hinaus. Man darf aber wohl zu Recht davon ausgehen, daß auch in deutschen Landen, aus denen gerade auch für die angesprochene Zeit zwischen 1789 und 1848 von gelungenen Revolutionen nicht allzuviel Positives zu berichten ist, ein erhebliches Protestpotential vorhanden war, was sich in zahlreichen Unruhen und Tumulten niederschlug. Eine konservative, auf den preußischen Nationalstaat ausgerichtete Geschichtsschreibung hat den demokratischen Bewegungen in deutschen Landen die ihnen zustehende Bedeutung niemals zugestehen wollen. Erst in neuester Zeit geraten auch solche Ereignisse ins Blickfeld der Historiker, die auf ein demokratisches Unruhepotential verweisen, ohne sich jedoch für allzu eindimensionale Geschichtskonstruktionen vereinnahmen zu lassen. Ob die Protagonisten sozialer Unruhen die Wiederherstellung überkommener, als gerecht empfundener sozialer Verhältnisse anstrebten, ob sie materielle Absicherungen oder Verbesserungen im Auge hatten oder ob ihren Aktionen Zukunftsentwürfe einer anderen Gesellschaft zugrundelagen, ist im Nachhinein vielfach überhaupt nicht mehr zu entscheiden. Ganz im Gegenteil: Man muß wohl davon ausgehen, daß in solcherlei Fragestellungen in allererster Linie die Bewußtseinslage des fragenden Historikers zum Ausdruck kommt. Es ist also zuerst einmal archäologische Arbeit zu leisten, damit das Vergessene überhaupt wieder ins Bewußtsein gehoben wird. Möglicherweise kann man dann tatsächlich zu Recht zu

der Feststellung kommen, daß es zu den Zeiten der Französischen Revolution von 1789 *»ein Unruhepotential (gab), das in Deutschland und Frankreich ähnlich groß war und dieselben Protestformen hervorbrachte«.* Diese Bemerkung im Vorwort zu dem als zweiter Band der von Axel Kuhn herausgegebenen Reihe »Aufklärung und Revolution« erschienenen Sammelband **Volksunruhen in Württemberg 1789 – 1801** (Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1991, 369 S.) deutet bereits darauf hin, daß die Beiträge dieses aus einem Projektseminar am Historischen Institut der Universität Stuttgart hervorgegangenen Bandes tatsächlich *»ein ungewohntes Bild von Württemberg«* zeichnen. Neben dem den Band einleitenden »Umständliche(n) Bericht über die an verschiedenen Orten Württembergs entstandenen tumultuarischen Exzesse« von Axel Kuhn und einem abschließenden Literaturbericht von Ulrich von Sanden wird an neun exemplarischen Fällen, auf die im einzelnen einzugehen an dieser Stelle nicht der Platz ist, herausgearbeitet, daß, so Axel Kuhn, *»unbotmäßiges Betragen, Widerspenstigkeit gegen obrigkeitliche Verfügungen, grobe Unbotmäßigkeit, widriges Betragen, ordnungswidriges und tumultuarisches Betragen oder aufrührerisches Betragen«* fast schon an der Tagesordnung waren, so daß man tatsächlich vermuten darf, *»daß sich die Bevölkerung am Ende des 18. Jahrhunderts viel aufsässiger verhielt, als bisher meist angenommen«.*
Zeitlich an diesen Band anschließend, zeichnen die insgesamt neunzehn Texte in dem von **Otto Borst** herausgegebenen Band **Aufruhr und Entsagung. Vormärz 1815 – 1848 in Baden und Württemberg** (Stuttgart: Konrad Theiss Verlag, 1992, 511 S.), die zum Teil auf Beiträgen zu einem Stuttgarter Symposion beruhen, zum größeren Teil eigens für diesen Band verfaßt worden sind, ein im Titel des Buches bereits zum Ausdruck kommendes zwiespältiges Bild dieser vorrevolutionären Jahre. Konzeptionell erheblich breiter angelegt als der erstgenannte Band, geht es, so Otto Borst in seinem einleitenden Text »Die Epoche und ihre schwäbisch-alemannische Variante«, den Autoren darum, an jeweils spezifischen Punkten aufzuzeigen, daß die Epoche *»schon in ganz allgemeinem Sinne in zwei Ausgaben sich präsentiert, in der biedermeierlichen Idylle und in der politisch-oppositionären, ›abgefallenen‹ Aktivität«.* Dementsprechend zielen die Beiträge nicht darauf ab, verborgene, vergessene und verdrängte Ereignisse vorzustellen, sondern einen möglichst umfassenden, dabei die widersprüchliche Komplexität der Zeit herausarbeitenden Überblick zu geben. So finden sich neben einem Beitrag zu schwäbischen Frühsozialisten Beiträge zu den Problemen der Industrialisierung, zur Rolle der Naturwissenschaften, zur Geschichte von studentischen Störaktionen, zu württembergischen Frauen im Vormärz und in den Revolutionsjahren 1848/49 und insbesondere eine ganze Reihe von Texten, die sich mit bestimmten Autoren (Johann Peter Hebel, Ludwig Uhland) oder kulturellen und wissenschaftlichen Aspekten beschäftigen (Kritische Theologie, Biberacher Malschule, Musik). Wenn man die Beiträge beider Bände zusammen liest, ergibt sich, basierend auf unterschiedlichen Interessenslagen und Herangehensweisen der Autoren, ein gleichermaßen komplexes wie fragmentarisches Bild der baden-württembergischen Region in einer Zeit, in der revolutionäre Aufsässigkeit und biedermeierliche Behäbigkeit eine manchmal durchaus merkwürdige Symbiose eingingen.

Das Exil ist schon früh zur eigentlichen Heimat deutscher Revolutionäre geworden. Dieses Schicksal hat Georg Büchner mit manchen seiner Zeitgenossen und ungezählten

nach ihm Geborenen unfreiwillig teilen müssen. Büchner war, nachdem er im November 1831 sein Studium in Straßburg aufgenommen hatte, im Oktober 1833 nach Gießen übergewechselt, wo er im folgenden Frühjahr eine »Gesellschaft für Menschenrechte« gründete und zugleich seinen »Hessischen Landboten« schrieb, der, kaum lag er im Druck vor, auch schon wegen Verrat beschlagnahmt wurde. Im Laufe der nächsten Monate wurde die politische Verfolgung für Büchner dermaßen bedrohlich, daß er sich Anfang März 1835 zur Emigration nach Straßburg entschloß; im Oktober 1836 übersiedelte er nach Zürich, wo er schon bald darauf, im Februar 1837, starb.
In seiner Exilzeit war Büchner in ein Beziehungsgeflecht von Emigranten unterschiedlichster Couleur eingebunden. Authentische Äußerungen von Büchner selbst aus und über die Exilsituation allerdings gibt es kaum. Im Frühjahr 1993 sind zwei Briefe aus seiner Straßburger Emigrantenzeit aufgetaucht, die, so heißt es im Vorwort des von **Erika Gillmann, Thomas Michael Mayer, Reinhard Pabst** und **Dieter Wolf** herausgegebenen Bandes **Georg Büchner an »Hund« und »Kater«. Unbekannte Briefe des Exils** (Marburg: Jonas Verlag, 1993, 160 S.), als *»die ersten bislang überhaupt bekannt gewordenen«* Briefe angesehen werden müssen, *»die Georg Büchner an seine politischen Freunde im engeren Sinne gerichtet hat«.* Die beiden Briefe an Wilhelm Braubach vom 26. Januar 1836 und Georg Geilfus von Ende Juli des gleichen Jahres – beide Briefe sind, mit ausführlichen Erläuterungen, textkritischen Anmerkungen und Hinweisen zur Überlieferungsgeschichte versehen, sowohl im Faksimile als auch transkribiert abgedruckt und zusätzlich als Faksimile dem Buch beigelegt – erlauben, so schreibt Thomas Michael Mayer in seinem mehr als hundertseitigen Beitrag »Über den Alltag und die Parteiungen des Exils. Anläßlich von Büchners Briefen an Braubach und Geilfus«, *»einen genauen Blick in den Alltag des Exils und auf Büchners ebenso eigenständige wie solidarische Position innerhalb der verschiedenen politischen, ideologischen und persönlichen Gruppierungen«.* Mayer räumt in seinem ungemein detailverliebten und informationsreichen Beitrag nicht nur endgültig mit der in der Büchner-Literatur weit verbreiteten Legende auf, dieser habe in seiner Exilzeit Kontakte mit politisch aktiven Emigranten weitgehend vermieden; diese beiden Briefe, die nachdrücklich das Interesse Büchners sowohl an den Ereignissen in der hessischen Heimat als auch an denen in den Emigrationszirkeln beweisen, werden für Mayer zudem zum Anlaß einer eindrücklichen Skizzierung der verschiedenen Fraktionierungen dieser Emigrationszirkel. Insofern ist dieses wichtige Buch mehr als nur ein fachspezifischer Beitrag zur Büchner-Rezeption, sondern auch einer zur Geschichte der frühen republikanischen Opposition in Deutschland.

Der leicht nostalgisch angehauchte Charme europäischer Haupt- und Großstädte der Jahrhundertwende resultiert nicht zuletzt aus der heute noch lebendigen Faszination, die von jenen Intellektuellen- und Künstlerkolonien ausging, die zur Geburtsstätte der literarischen und künstlerischen Moderne wurden. Die Pariser Bohème um den Montmartre repäsentiert im überlieferten historischen Bewußtsein gewissermaßen das Urbild jener Milieus, in denen geniale Künstler und künstlerisch Gescheiterte in vertrautester Beziehung miteinander lebten. Was dem Pariser sein Montmartre, war dem Münchner der Jahrhundertwende sein Schwabing. Ehe der reale Ort Schwabing am Ende des Zweiten Weltkrieges größtenteils zerstört war, hatte sich die Geschichte der Schwabinger Bohème bereits in Legenden und Mythen verflüchtigt. Nur langsam setzte

in den letzten Jahrzehnten eine Rekonstruktionsarbeit ein, zu der die von **Dirk Heißerer** seit 1988 unter dem Titel »Vom ›Blauen Reiter‹ bis zur ›Weißen Rose‹« angebotenen literarischen Spaziergänge durch Schwabing einen gewiß nicht alltäglichen Beitrag leisten. Wem die Teilnahme an diesen Spaziergängen nicht vergönnt ist, kann jetzt auf ein von Heißerer unter dem Titel **Wo die Geister wandern. Eine Topographie der Schwabinger Bohème um 1900** (München: Eugen Diederichs Verlag, 1993, 320 S., zahlr. Abb.) veröffentlichtes Buch zurückgreifen, das sich *»auf Schwabings frühe Epoche zwischen 1884/85 (der Ankunft Wedekinds in München) bis 1919 (dem Ende der bayerischen Räterepublik)«* konzentriert. *»Es geht«,* so Heißerer, *»zum einen um Zusammenhänge zwischen Kunst, Literatur und Politik, zum anderen um die Verdeutlichung unterschiedlicher künstlerischer Ansätze«.* Anhand der konkreten örtlichen Gegebenheiten, der Straßen, Häuser und Wohnungen, soll nachvollzogen werden, *»was sie biographisch und thematisch für die jeweiligen Personen bedeuteten«.* In insgesamt vierzehn Kapiteln wird der Leser zum Flaneur durch eine nicht nur kontrastreiche, sondern zuweilen auch äußerst widersprüchliche Welt literarischer und künstlerischer Phantasmagorien. Er begegnet nicht nur jenen, die im bildungsbürgerlichen Kanon längst ihren angestammten Platz haben – Frank Wedekind, den Brüdern Thomas und Heinrich Mann, Rainer Maria Rilke, Wassily Kandinsky, Franz Marc, Paul Klee –, sondern auch solchen, die in sicherlich unterschiedlichem Ausmaß ein eher untergründiges Dasein in der historischen Erinnerung führen: dem versponnenen Esoteriker Stefan George mit so unterschiedlichen Gefolgsleuten wie Karl Wolfskehl und Alfred Schuler, dem Verleger Albert Langen, den »Simplicissimus«-Zeichnern Th. Th. Heine, Olaf Gulbransson und Karl Arnold, dem zeitweise in der Künstlerkneipe Simplicissimus von Kathi Köbus angestellten Hausdichter Joachim Ringelnatz, den »Insel«-Bewohnern Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder, der Kandinsky-Gefährtin Gabriele Münter, dem traumverlorenen Alfred Kubin, der ihre angestammten Kreise hinter sich lassenden *»blendend schöne*(n) *blonde*(n)*«* (so Erich Mühsam) Franziska Gräfin zu Reventlow, dem Revoluzzer Erich Mühsam selbst, seinem Kollegen aus revolutionären Nachkriegszeiten Ernst Toller, dem vergessenen, für die expressionistische Generation gleichwohl äußerst wichtigen Verleger Heinrich F. S. Bachmair und ganz beiläufig auch Hugo Ball. Heißerer gelingt es, jenseits aller akademischen Gelehrsamkeit die von ihm vorgestellten Personen in ihren konkreten Arbeits- und Lebenszusammenhängen plastisch vor Augen zu führen. Er läßt den Leser einen immer wieder anregenden Blick in das Laboratorium einer unruhigen Zeit werfen, einer Zeit, die Esoteriker und Mystagogen hervorgebracht hat, aber auch jene Revolteure, die sich den bürgerlichen Regeln und Eingrenzungen der wilhelminischen Epoche widersetzten, die sich mit ihrer angestammten Rolle nicht zufrieden geben wollten und am Ende gar eine Revolution wagten. Das Milieu der von ihrem eigentlichen Impetus her antibürgerlichen Bohème ist gekennzeichnet durch eine Ideologen jeglicher Couleur immer schon verdächtige intellektuelle und lebensweltliche Offenheit, die im Leben ihrer Protagonisten einen ganz unterschiedlichen Stellenwert einzunehmen vermag: Was dem einen nicht mehr als Etappe eines am Ende dann vielleicht doch wieder ordentlichen Lebenslaufes gewesen ist, bleibt dem anderen ein möglicherweise lebenslanges Versprechen, das einzulösen vielleicht nicht einmal oberstes Ziel sein muß.

»Die Konstruktion des Unkonstruierbaren« haben **Hubertus Gaßner, Karlheinz Kopanski** und **Karin Stengel**, Herausgeber des Bandes **Die Konstruktion der Utopie. Ästhetische Avantgarde und politische Utopie in den 20er Jahren** (Marburg: Jonas Verlag, 1992, 224 S., zahlr. Abb.), ihren einleitenden Beitrag zu diesem Sammelband genannt, der in wesentlichen Teilen Vorträge eines Kolloquiums versammelt, das im Mai 1991 vom documenta-Archiv in Kassel unter gleichem Titel veranstaltet wurde und das *»die utopischen Intentionen des historischen, auf Weltveränderung zielenden Konstruktivismus noch einmal neu zu durchdenken«* zum Ziel hatte. Gegen die Annahme, daß der *»Führungsanspruch der Avantgarde in puncto künstlerischer und gesellschaftlicher Progression«* nicht nur gescheitert sei, sondern diese aufgrund einer *»angeblich von ihr beabsichtigte*(n) *Totalgestaltung einer kollektiv vereinheitlichten Lebensweise«* zumindest *»Mitschuld an der Etablierung totalitär bürokratischer Regime«* trage, halten die Herausgeber gegen die *»globale Ausbreitung des alternativlos Gewöhnlichen und die banalen Effektivierungsstrategien der Macher«* an dem Recht auf die Suche *»nach der Chimäre des einheitlichen Subjekts und des geglückten Lebens«* fest. Nach einem einleitenden, unter dem Titel »Von der urbanistischen Großutopie zur naturalen Kleinutopie – Strukturmodelle utopischen Denkens in der frühen Neuzeit« in die Utopie-Problematik einführenden Beitrag von Jörn Garber folgen eine Reihe von Texten u.a. zur russischen Avantgarde (z.B. zu El Lissitzky und zur Gruppe »Oktjabr«), zur holländischen De Stijl-Gruppe, zu Piet Mondrian, zu dem Fotografen Cesar Domela und zu den Ungarn Ernö Kállai und Béla Uitz. Im Zentrum des Bandes und rund ein Drittel des Gesamtumfangs beanspruchend, stehen Beiträge zu der von Arthur Lehning in den Jahren 1927 bis 1929 herausgegebenen mehrsprachigen Zeitschrift »i 10«. Schon allein die Aufzählung einiger Mitarbeiter dieser außergewöhnlichen Zeitschrift – Walter Benjamin, Ernst Bloch, Max Nettlau, Alexander Berkman, Wassilij Kandinsky, Piet Mondrian, Kurt Schwitters – läßt deutlich werden, daß man es bei diesem Projekt mit einem wahren Laboratorium der damaligen künstlerischen und politischen Avantgarde zu tun hatte. Arthur Lehning, später als Mitarbeiter des »Internationalen Instituts für Sozialgeschichte« in Amsterdam und als Herausgeber einer großen Bakunin-Ausgabe bekannt geworden, gibt selbst einen kurzen Überblick über »Anfang und Ende von i 10«. In zwei längeren Beiträgen von Toke van Helmond (»›Un journal est un monsieur‹. Arthur Lehning und seine Internationale Revue i 10«) und Kees van Wijk (»Avantgarde in der Zwischenkriegszeit. Betrachtungen über die Internationale Revue i 10«) werden sowohl die Entstehungsgeschichte als auch die inhaltlichen Schwerpunkte der »i 10« ausgeleuchtet; ergänzt werden die Beiträge durch eine Bibliographie sowie den Abdruck einer Reihe von Dokumenten. Es sind wohl insbesondere die Beiträge zur weithin vergessenen »i 10«, die sich, so Kees van Wijk, sowohl als *»ein besonderer Höhepunkt der historischen Avantgarde«* wie auch als *»Manifestation einer inneren Krise«* dieser Avantgarde lesen läßt, die den besonderen Reiz dieses Bandes zur nach wie vor angesagten »Konstruktion der Utopie« ausmachen.

Mit seiner 1969 erschienenen Dissertation »Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 – 1923« hatte **Hans Manfred Bock** den außerordentlich verdienstvollen und ohne Zweifel gelungenen Versuch unternommen, auf ein politisches Milieu aufmerksam zu machen, das nicht nur in der wissenschaftlichen Forschung bis dahin keine

nennenswerte Resonanz gefunden, sondern auch im politischen Bewußtsein so gut wie keine Spuren hinterlassen hatte. Im Kontext der außerparlamentarischen und antiautoritären Bewegungen der späten sechziger und frühen siebziger Jahre allerdings stießen die von Bock wieder ins Bewußtsein gehobenen Ideen, Bewegungen und Organisationen auf ein mehr als nur beiläufiges, akademische Reputierlichkeit befriedigendes Interesse. Der Versuch, den von Bock freigelegten Spuren zu folgen, hat im Anschluß an dessen Arbeit eine ganze Reihe von Beiträgen hervorgebracht, in denen Bocks Untersuchungsergebnisse in mancherlei Hinsicht ergänzt, vertieft und korrigiert werden konnten. Bock selbst hat in zwei Beiträgen (»Neuere Forschungen zur Holländischen Marxistischen Schule« – IWK 4/1988 und »Anarchosyndikalismus in Deutschland. Eine Zwischenbilanz« – IWK 3/1989) einen recht detaillierten Überblick über die Ergebnisse neuerer Forschungen gegeben. In dem letztgenannten Text hatte er für das Jahr 1990 eine *»erweiterte Neuausgabe«* seiner Dissertation aus dem Jahre 1969 angekündigt, die – gerade auf dem Hintergrund seiner zwei genannten Aufsätze – seither voller Spannung erwartet wurde. Drei Jahre nach dem damals angekündigten Termin liegt die Neuausgabe nun unter dem Titel **Syndikalimus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik** (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1993, 499 S.) vor und entpuppt sich – gemessen an den seinerzeit geweckten Erwartungen – als eine einzige große Enttäuschung. Im Gegensatz zu der damaligen Ankündigung ist in dem neunzehnseitigen »Nachwort zur Neuausgabe 1993« nur noch von einer *»im wesentlichen unveränderte*(n) *Neuausgabe«* die Rede; gekürzt worden ist diese Neuausgabe um das Vorwort der Erstaugabe, unverständlicherweise um den biographischen Anhang (statt die diesbezüglichen Daten zu überarbeiten und zu ergänzen) und um *»einige obsolet gewordene Hinweise in den Anmerkungen«*. Die Zurücknahme seiner ursprünglichen Ankündigung glaubt Bock damit rechtfertigen zu können, daß *»eine Reihe von wichtigen regionalgeschichtlichen Fallstudien zum Syndikalismus sowie schätzenswerte monographische Studien zur Frühgeschichte der KPD und zur linkskommunistischen ›Holländischen Marxistischen Schule‹«* seine eigene Darstellung *»im ganzen nicht wesentlich«* vertieft hätten und zudem *»der Forschungsbeitrag zur Sozialgeschichte, insbesondere zur Rolle der Linkskommunisten in den Streik- und Insurrektionsbewegungen der Jahre 1918 bis 1923... vergleichsweise schmal«* sei. Ob diese Behauptungen zutreffen, sei einmal dahingestellt; jedenfalls wird die Zurücknahme der seinerzeit angekündigten *»erweiterte*(n) *Neuausgabe«* nicht mit der in der jetzigen Ausgabe enthaltenen knapp fünfzehnseitigen *»ausführlichen Bibliographie der einschlägigen Neuerscheinungen«* wettgemacht, deren Ausführlichkeit in einer Anmerkung zudem gleich wieder eingeschränkt wird, derzufolge in diese Bibliographie nur *»Veröffentlichungen wissenschaftlich analysierender und dokumentierender Art«* aufgenommen worden sind. Welcher Beliebigkeit diese diffuse Bestimmung Tür und Tor öffnet, merkt man z.B. daran, daß Bock zwar den von ihm selbst 1977 herausgegebenen »Bericht über den Gründungs-Parteitag der KAPD am 4. und 5. April 1920 in Berlin«, nicht jedoch die von Clemens Klockner 1981, 1984 und 1986 herausgegebenen Protokolle der drei folgenden Parteitage der KAPD vom August 1920, Februar 1921 und September 1921 in die Bibliographie aufgenommen hat. Man wird diesem Reprint-Unternehmen, daß zu allem Überfluß auch noch die durch die Öffnung der entprechenden Archive in Moskau und Berlin sich bietenden Gelegenheiten, neue und

bisher unbekannte Materialien aufzuarbeiten, ungenutzt läßt, insgesamt wohl recht zwiespältig gegenüberstehen: Begrüßenswert ist ohne Zweifel, daß der längst vergriffene und immer noch wichtige Text für Interessenten nun auch außerhalb von Bibliotheken wieder zugänglich ist, ärgerlich aber bleibt, daß aus der angekündigten »*erweiterte*(n) *Neuausgabe*« nur eine »*im wesentlichen unveränderte Neuausgabe*« geworden ist.

Wenn es stimmen sollte, daß sich, wie **Michael Rudloff** in der Einleitung seiner Arbeit **Weltanschauungsorganisationen innerhalb der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik** (Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris: Verlag Peter Lang, 1991, 265 S.) feststellt, »*Parallelen zwischen der Kirchengeschichte und der Geschichte der Arbeiterbewegung mitunter bis ins Detail hinein verfolgen*« lassen, dann könnte man sich zu der Annahme verleiten lassen, daß im Milieu der religiösen Sozialisten die Inhalte der beiden angesprochenen Traditionen in konzentrierter Weise zum Vorschein kommen müßten. Realistisch betrachtet muß man aber wohl eher davon ausgehen, daß der religiöse Sozialismus Ausdruck einer Unentschiedenheit ist, in der sich diffuse Elemente eines in moralischer Hinsicht sicherlich gut gemeinten Eklektizismus miteinander vermischen.
Unter Weltanschauungsorganisationen faßt Rudloff sowohl die proletarische Freidenkerbewegung als auch die vielfach zersplitterten Organisationen der religiösen Sozialisten zusammen. Die proletarische Freidenkerbewegung, die in ihren besten Zeiten mehr als 800.000 Mitglieder zählte, dürfte ihre quantitativen Erfolge im wesentlichen einem antikirchlichen Effekt verdanken, der Religion in allzu vereinfachendem Sinne als Mittel zur Verdummung des Volkes interpretierte. Demgegenüber haben die religiösen Sozialisten die eigentlichen Motive für ihr Handeln wohl in solchen religiösen Aspekten gefunden, für deren Verwirklichung sie im Rahmen ihrer Amtskirchen kein geeignetes Umfeld fanden. In konfessioneller Hinsicht ist der religiöse Sozialismus in starkem Maße eine Angelegenheit des protestantischen Mittelstandes gewesen; allenfalls im Rheinland, in einigen Gebieten Süddeutschlands und in Österreich gab es eher marginale Unternehmungen in katholischen Milieus. Dies hängt ohne Zweifel auch mit der unterschiedlichen sozialen Orientierung der beiden großen christlichen Konfessionen zusammen: Während im Katholizismus schon ralativ früh die sozialen Probleme der Arbeiterschaft reflektiert und aufgegriffen worden sind und entsprechende Einflüsse weit in die Arbeiterschaft hineinreichten, präsentierte sich der preußisch-deutsche Protestantismus als autoritäre Staatskirche. Rudloff rekonstruiert die Geschichte der religiösen Sozialisten mit der Absicht, für die Jahre der Weimarer Republik einen »*möglichst vollständige*(n) *Überblick über diese Zusammenschlüsse*« zu geben und untersucht sowohl das Verhältnis der Arbeiterparteien SPD, USPD und KPD zu den christlichen Weltanschauungsorganisationen als auch das Verhältnis zwischen proletarischer Freidenkerbewegung und religiösen Sozialisten. Immerhin, so resümiert er, gelang es den von ihm behandelten Organisationen, »*ein relativ eigenständiges politisches Profil zwischen Sozialdemokratie und Kommunistischer Partei*« herauszubilden; allerdings wurden sie gegen Ende der Weimarer Republik von den zunehmenden Spannungen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten stark in Mitleidenschaft gezogen. Wie die Arbeiterparteien selbst und insbesondere Sonderorganisationen aus dem Kontext der Arbeiterbewegung waren auch Freidenkerverbände und religiöse So-

zialisten an besondere sozialhistorische Konstellationen gebunden; nach der Befreiung vom Nationalsozialismus konnten solche Organisationen, sofern überhaupt an ihre Traditionen anzuknüpfen versucht wurde, ihre alte Bedeutung nicht wieder erlangen.

Im Gegensatz zu Sozialdemokratie und Parteikommunismus, deren Befürworter es immer darauf angelegt haben, der Welt eine gegebenenfalls auch falsche und verlogene Einheit vorzugaukeln, versammelten sich unter dem Signum des Anarchismus seit jeher unterschiedlichste und zum Teil nicht miteinander zu vereinbarende Personen und Gruppierungen. Zu den auch im anarchistischen Spektrum selbst nur marginal zur Kenntnis genommenen Personen gehört der radikal individualistische, von Benjamin R. Tucker und Max Stirner beeinflußte Schriftsteller **John Henry Mackay**. Mackay, 1864 in Schottland geboren, in Deutschland aufgewachsen und 1933 in Berlin gestorben, hatte sich insbesondere mit seiner Gedichtsammlung »Sturm« (zuerst 1888) und seinem Roman »Die Anarchisten« (zuerst 1891) einen Namen gemacht, ohne jedoch jemals einen über gewisse Kreise hinausreichenden Bekanntheitsgrad zu erlangen. In den siebziger und achtziger Jahren sind eine ganze Reihe seiner Werke neu aufgelegt worden. Seit kurzem liegen nun unter dem Titel **Die gedachte Welt. Ein Roman und drei Geschichten aus dem Nachlaß. Mit einer Einleitung herausgegeben von Edward Mornin** (Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris: Verlag Peter Lang, 1989, 237 S.) einige bisher unbekannt gebliebene Werk vor.
Der Roman »Die gedachte Welt« und die Erzählungen »Theodor Thierkotter«, »Die Adoption« und »Das Gasthaus zum Sillgrund«, allesamt wahrscheinlich Ende der zwanziger Jahre geschrieben und seinerzeit ohne Erfolg Verlagen zur Veröffentlichung angeboten, variieren das Thema der gegen eine fremd gewordene Außenwelt sich behauptenden Individualität. Mackay ist, was seinen literarischen Stil betrifft, nicht nur kein Neuerer, sondern ein tradierten realistischen Schreibweisen verpflichteter Erzähler gewesen. Seine Prosa ist Ideenprosa, wobei die von ihm in immer neuen Wendungen vorgetragene Idee der individuellen Freiheit den Traum vom ungestörten Glück im stillen Winkel nicht verleugnen kann. Die von Mackay beschworene Individualität leidet an ihrer mangelnden sozialen Verortung; Individualität und Eigenständigkeit in Mackays Sinn kann sich nur derjenige leisten, der sich in völliger ökonomischer Unabhängigkeit bewegt. Mackays Anarchismus ist insofern elitär, als er zwar auf einen radikalen Begriff von Freiheit zielt, dabei aber die sozialen Rahmenbedingungen dieser Freiheit aus dem Auge verliert; ein Anarchismus also, der teuer zu stehen kommt und deshalb die Einzigartigkeit der an ihm Partizipierenden zu beschwören gezwungen ist.

Nach dem kläglich inszenierten und noch kläglicher gescheiterten sogenannten »Deutschen Oktober« von 1923, dem letzten Versuch, mit äußerst fragwürdigen Mitteln eine auf den revolutionären Umsturz in Deutschland zielende Bewegung einzuleiten, wurden die damaligen verantwortlichen Parteiführer der KPD, August Thalheimer und Heinrich Brandler nach Moskau beordert und dort für einige Jahre mit dem Ziel, sie von der weiteren Parteiarbeit möglichst fernzuhalten, als Sündenböcke des gescheiterten Unternehmens kaltgestellt. Thalheimer, der, wie auch Brandler, noch in der Vorkriegssozialdemokratie groß geworden war, zur linken Opposition innerhalb der SPD und zu den Mitbegründern der KPD zählte, gehört unzweifelhaft zu den auch in theoretischer Hinsicht interessantesten Personen der deutschen kommunistischen Be-

wegung. **Theodor Bergmann** und **Wolfgang Haible** haben in dem Buch **Die Geschwister Thalheimer. Skizzen ihrer Leben und Politik** (Mainz: Decaton Verlag, 1993, 96 S.) nicht nur den Lebensweg August Thalheimers, sondern auch den seiner Schwester Bertha rekonstruiert. Bergmanns Beitrag zu August Thalheimer ist die Wiedergabe eines Vortrages, den er anläßlich einer Veranstaltung zum hundersten Geburtstag Thalheimers im März 1984 gehalten hat und dient in erster Linie, so Bergmann im Vorwort, dem Ziel, *»einen der wichtigsten Alternativ-Denker im Marxismus der Geschichte zurückzugeben«*. Haibles Beitrag zu Bertha Thalheimer ist überhaupt der erste Versuch, ihren Lebensweg zu rekonstruieren. Auch Bertha Thalheimer, ein Jahr älter als ihr Bruder, hatte sich bereits frühzeitig in der sozialistischen Bewegung engagiert, hatte u.a. für Clara Zetkins »Die Gleichheit« geschrieben, war Mitglied der KPD und später der KPO, war während des Dritten Reiches Verfolgungen ausgesetzt und gehörte nach der Befreiung zu jenen Kreisen, die an die politischen Traditionen der KPO wieder anknüpften.

Die Jahre zwischen 1918 und 1923, in denen August Thalheimer einer der führenden Köpfe innerhalb der KPD war, zählen sicherlich zu den entscheidenden Jahren der organisierten deutschen Arbeiterbewegung. Für eine adäquate Rekonstruktion des Geschehens dieser Jahre ist es unerläßlich, gerade auch auf die theoretischen Hintergründe und Überlegungen führender Aktivisten einzugehen. **Harald Jentsch** hat dies in seiner auf einer Diplomarbeit beruhenden und von Theodor Bergmann eingeleiteten Arbeit **Die politische Theorie August Thalheimers 1919 – 1923** (Mainz: Decaton Verlag, 1993, 120 S.) exemplarisch vorgeführt. In drei Kapiteln untersucht er Thalheimers Auffassungen zum *»Marxschen Theorietyp«*, sein *»Imperialismus- und Krisenverständnis«* sowie seine Konzeption vom *»Subjekt der Revolution«* und dessen Entwicklungen. Thalheimer ist ohne Zweifel kein eigenständiger theoretischer Denker; er erweist sich, so läßt sich mit Jentsch festhalten, *»als ein zu theoretischer Arbeit befähigter Funktionär«*, der sein theoretisches Denken am Ziel *»einer wissenschaftlichen Fundierung kommunistischer Politik«* ausrichtete. Eben diese Verknüpfung ist es, die mancherlei Aktivitäten und theoretische Entwürfe Thalheimers – z.B. im Hinblick auf die Auseinandersetzungen mit dem Faschismus – von mehr als bloß historischem Inteeresse erscheinen lassen.

Schon bald, nachdem Thalheimer und Brandler in die Sowjetunion abkommandiert worden waren, sahen sie sich neuen Anwürfen ausgesetzt. Nach der vom fünften Kongreß der Komintern beschlossenen Bolschewisierung legten Iwan Katz und Heinz Neumann Anfang 1925 im Auftrag der Zentrale der KPD der Zentralen Kontrollkommission der Kommunistischen Partei Rußlands (KPR) umfangreiche Materialien über angebliche fraktionelle Aktivitäten einer von Thalheimer und Brandler geführten rechten Opposition vor und verlangten deren Ausschluß aus der KPR, deren Mitglied sie zu dieser Zeit waren. Der von **Jens Becker**, **Theodor Bergmann** und **Alexander Watlin** herausgegebene Band **Das erste Tribunal. Das Moskauer Parteiverfahren gegen Brandler, Thalheimer und Radek** (Mainz: Decaton Verlag, 1993, 206 S.) enthält die Materialien zu dem Verfahren: Einen bisher unveröffentlichten Artikel von Thalheimer, in dem er die Beschlüsse des fünften Kongresses der Komintern analysiert, das umfangreiche stenographische Protokoll des viertägigen Ausschlußverfahrens vom März 1925, das nicht mit dem von der Zentrale der KPD gewünschten Ausschluß, sondern mit einer *»strengen Rüge«* sowie der *»Erteilung einer Verwar-*

nung« u.a. wegen *»fraktionelle(r), antibolschewistische(r), halbtrotzkistische(r) Kritik der Beschlüsse des 5. Kongresses der Komintern«* endete, sowie Resolutionen, Erklärungen und Briefe. In historischer Perspektive wird man nicht umhinkönnen, in den hier vorgelegten Materialien und den darin zum Ausdruck kommenden denunziatorischen Umgangsformen bereits den Vorschein dessen zu sehen, was in den berüchtigten Moskauer Prozessen der dreißiger Jahre zur schrecklichen Normalität wurde
Während der folgenden Jahre – Thalheimer und Brandler konnten erst 1928 nach Deutschland zurückkehren – setzte jener Prozeß der Bolschewisierung der Komintern und ihrer nationalen Sektionen ein, an dessen Ende die Stalinsche Despotie stand. Nach der Ausschaltung der sogenannten Linksopposition sollte der vom 17. Juli bis 1. September 1928 stattfindende 6. Kongreß der Komintern zu einem weiteren entscheidenden Datum werden. Ein wichtiger Diskussionspunkt dieses Kongresses war ein neues Komintern-Programm; der dem Kongreß vorliegende Entwurf war zwar von Bucharin augearbeitet, allerdings, wie dieser selbst bemerkte, von Stalin *»in vielen Punkten ruiniert«* worden. Der Kongreß geriet zur Abrechnung mit den sogenannten Rechtsopportunisten um Bucharin und hatte jene strategische Fehlleistungen zur Folge, die als Sozialfaschismustheorie und Einheitsfront von unten für die kampflose Niederlage der deutschen Arbeiterbewegung 1933 ganz entscheidend mitverantwortlich waren. In den Diskussionen um das zukünftige Programm der Komintern hatte seinerzeit auch **August Thalheimer**, seit 1922 bereits Mitglied der Programmkommission der Komintern und zudem seit langer Zeit mit Bucharin befreundet, mit einem ausführlichen kritischen Kommentar zum Programmentwurf eingegriffen. Thalheimers Anmerkungen stießen seinerzeit allerdings auf keine entsprechende Resonanz und verschwanden für Jahrzehnte in den erst seit einigen Jahren wieder öffentlich zugänglichen Komintern-Archiven. Dort wurden sie kürzlich von Klaus Kinner ausgegraben und liegen nun unter dem Titel **Programmatische Fragen. Kritik des Programmentwurfs der Kommunistischen Internationale (VI. Weltkongreß)** (Mainz: Decaton Verlag, 1993, 112 S.), ergänzt durch ein kurzes Vorwort von Theodor Bergmann und eine längere problemgeschichtliche Einleitung von Jens Becker, erstmals gedruckt vor. In insgesamt zehn Kapiteln setzt sich Thalheimer mit verschiedenen Aspekten des Programmentwurfs auseinander; von besonderer Relevanz ist ohne Zweifel Thalheimers Faschismusanalyse, die auf der Marxschen Bonapartismustheorie aufbaut und ein erheblich präziseres und tragfähigeres Faschismusbild entwirft als die offizielle Komintherntheorie. Wichtig ist Thalheimers Schrift sicherlich auch im Hinblick auf die Ende des Jahres 1928 von ihm mitbegründete KPD-Opposition, in der die aus der KPD ausgeschlossenen sogenannten Rechtsabweichler eine neue politische Heimat fanden. Wichtig und insofern zu begrüßen ist die Veröffentlichung dieses jahrzehntelang verlorenen Textes auch deshalb, weil sie einen weiteren Mosaikstein aus der Geschichte jener oppositionellen Gruppen dokumentiert, die sich von den linientreuen Parteien nicht vereinnahmen ließen und somit darauf verweisen, daß es jederzeit Alternativen zu jenem Desaster gab, daß als autoritärer Realsozialismus auf dem Misthaufen der Geschichte gelandet ist.

Vom christlichen Pazifisten zum Kommunisten und schließlich zum Sozialdemokraten: Der Lebensweg von Jules Humbert-Droz verzeichnet mehrere bezeichnende Brüche, die sicherlich von mehr als bloß biographischem Interesse sind und als Ausdruck bestimmter Etappen der europäischen Geschichte dieses Jahrhunderts gelesen werden

können. Durch die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges radikalisiert, hatte sich der protestantische Pfarrer aus dem schweizerischen Jura der sozialdemokratischen Partei angeschlossen, mit deren linker Minderheit er 1921 die Kommunistische Partei der Schweiz begründete. Während der zwanziger Jahre übernahm Humbert-Droz wichtige Funktionen in der Kommunistischen Internationale, insbesondere leitete er das für die romanischsprachigen Länder Süd- und Westeuropas sowie für Lateinamerika zuständige Sekretariat der Komintern. Eng mit Bucharin befreundet, war er an den Auseinandersetzungen mit der linken Opposition beteiligt, ehe er, im Zuge der Ausschaltung Bucharins, ebenfalls marginalisiert wurde. Auch im Laufe der dreißiger Jahre hatte er noch die eine oder andere Funktion inne, die Moskauer Prozesse, insbesondere der gegen seinen alten Freund Bucharin, dürften ihn jedoch zunehmend desillusioniert haben. Nachdem er im Januar 1943 aus der Kommunistischen Partei der Schweiz ausgeschlossen worden war, engagierte er sich wieder in der sozialdemokratischen Partei. Zum hundersten Geburtstag von Humbert-Droz wurde im Herbst 1991 in La Chaux-de-Fonds, seiner ersten Wirkungsstätte, ein international besetztes Kolloquium organisiert, daß sich mit seinem Leben und Wirken beschäftigte und dessen Ergebnisse mittlerweile in einer umfangreichen Dokmentation vorliegen (**Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds 25-28 septembre 1991. Actes**, La Chaux-de-Fonds: Fondation Jules Humbert-Droz, 1992, 566 S.). Insgesamt rund dreißig Beiträge, aufgeteilt in vier Kapitel (Jules Humbert-Droz/Sections nationales de l'Internationale communiste/Oppositions internes et externes à l'Internationale/L'Internationale communiste) und zum Teil in französischer, zum Teil in deutscher und englischer Sprache abgedruckt, erhellen mancherlei bisher unterbelichtete Kapitel nicht nur aus dem direkten Wirkungsbereich von Humbert-Droz, sondern auch aus dem Organisationsleben innerhalb und im engeren Kontext der Komintern.

David Rjasanow ist im historischen Bewußtsein im wesentlichen als erster verantwortlicher Herausgeber der ersten Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) präsent geblieben; tatsächlich war er jedoch schon lange bevor er dieses Projekt, das zu seinem eigentlichen Lebenswerk werden sollte, beginnen konnte, in der russischen und deutschen sozialistischen Bewegung aktiv hervorgetreten. 1870 in Odessa geboren, schloß er sich bereits als Schüler der Volkstümlerbewegung an, machte sich mit den Werken von Marx und Engels vertraut, nahm am Gründungskongreß der II. Internationale im Juli 1889 in Paris teil und verbrachte schließlich fast die gesamten neunziger Jahre in Haft und Verbannung. Anfang 1900 emigrierte er, hielt sich in Genf, Paris, Berlin und Zürich auf, kehrte im Herbst 1905 nach Rußland zurück und ging schließlich nach einer Verhaftung im Sommer 1907 für nahezu zehn Jahre wieder ins Ausland. Rjasanow entwickelte sich nun vollends zu jenem Marx-Engels-Forscher, den Fritz Brupbacher in ironischer Überhöhung wie folgt beschrieben hat: *»Er konnte wegen eines Kommas in einem Manuskript von Marx vierter Klasse und im ungeheizten Eisenbahnwagen mitten in der Nacht von Wien nach London reisen.«* Rjasanow konzentrierte sich in seiner Arbeit auf die Rußland-Analysen von Marx und Engels, sammelte Dokumente zur Geschichte der Internationale und publizierte neben zahlreichen Artikeln insbesondere eine zweibändige Auswahl der Zeitungsartikel von Marx und Engels aus den Jahren 1851 bis 1862. Im Mai 1917 kehrte er nach Rußland zurück, trat zwei Monate später in

die SDAPR ein und wurde schließlich Leiter des als selbständige Forschungsstätte im Juni 1922 gegründeten »Marx-Engels-Instituts«. Neben der Komplettierung der Bibliotheks- und Archivbestände – Rjasanow gelang der Ankauf zahlreicher bedeutender Bibliotheken, u.a. derjenigen von Carl Grünberg und John Henry Mackay sowie der Fichte-Bibliothek des Philosophen Wilhelm Windelband – stand von Beginn an die Editionstätigkeit im Zentrum von Rjasanows Aktivitäten. Neben der Herausgabe einer »Bibliothek des Materialismus«, der »Klassiker der Politischen Ökonomie« und der »Bibliothek des Wissenschaftlichen Sozialismus« wurde die in Zusammenarbeit mit Carl Grünberg, dem Leiter des in Frankfurt angesiedelten »Instituts für Sozialforschung«, herausgegebene MEGA, deren erster Teilband 1927 erschien, zum zentralen editorischen Unternehmen des Instituts. Bis 1932 waren sieben Bände und ein Teilband in Deutschland erschienen, in der Sowjetunion folgten bis 1935 noch weitere vier Bände. Zu diesem Zeitpunkt allerdings war Rjasanow bereits zu einem frühen Opfer der stalinistischen Säuberungen geworden. Im Februar 1931 – nachdem zu seinem 60. Geburtstag ein Jahr zuvor noch eine umfangreiche Festschrift erschienen war – wurde Rjasanow im Vorfeld des Prozesses gegen die sogenannte »Menschewistenzentrale« vom März des gleichen Jahres unter absurden Anschuldigungen – er sollte angeblich menschewistische Dokumente im Institut versteckt haben – verhaftet und anschließend in die Verbannung geschickt. Im Januar 1938 wurde er schließlich wegen angeblicher Verbindungen zu einer imaginären »*rechtstrotzkistischen Organisation*« in einem fünfzehnminütigen Verfahren zum Tode verurteilt und sofort hingerichtet. Zwanzig Jahre später, zur Zeit des Tauwetters, wurde zwar die Unrechtmäßigkeit dieses Urteils anerkannt, zu einer wirklichen Rehabilitierung Rjasanows ist es in der Sowjetunion aber nie gekommen. Der von Volker Külow und André Jaroslawski herausgegebene und mit einem biographischen Essay versehene Band **David Rjasanow. Marx-Engels-Forscher, Humanist, Dissident** (Berlin: Dietz Verlag, 1993, 260 S.) bietet somit seit mehr als sechs Jahrzehnten zum erstenmal wieder die Gelegenheit, sich einen Eindruck von der Person und vom Wirken Rjasanows zu verschaffen. Der erste, umfassendere Teil enthält ausgewählte Schriften, Reden und Briefe Rjasanows – u.a. das Vorwort zur MEGA aus dem Jahre 1927 –, während der zweite Teil Texte über Rjasanow – u.a. biographische Erinnerungen von Juri Steklow und Ernst Czóbels »Rjasanow als Marxforscher« – versammelt.

Die mit dem Ende des sowjetischen Imperiums einhergehende Öffnung von zahlreichen zuvor verschlossenen oder allenfalls begrenzt zugänglichen Archiven dürfte sich in mehrfacher Hinsicht als ein Glücksfall nicht nur für Historiker erweisen. Zum einen bieten die nunmehr für die Forschung zugänglich gewordenen Materialien in quantitativer Hinsicht eine wahre Fundgrube zur detaillierten Erforschung der Realgeschichte insbesondere der moskauorientierten kommunistischen Bewegungen und Organisationen dieses Jahrhunderts. Zum zweiten darf man wohl darauf hoffen, daß die quantitative Auswertung der Materialien im Laufe der Zeit auch in qualitativer Hinsicht zu neuen Fragestellungen und möglicherweise auch zu neuen oder zumindest präziseren Antworten im Hinblick auf die sowohl individuellen wie kollektiven Voraussetzungen und Bedingungen der in negativer Hinsicht im stalinistischen Terror gipfelnden autoritären Sozialismustradition führen wird. Und drittens schließlich wird sich auf dieser Basis die intellektuelle Verarbeitung und Überwindung dieser autoritären Sozialis-

mustradition auch in moralischer Hinsicht als ein entscheidendes Existenzkriterium für eine zukünftige Linke erweisen.

Einen ersten Überblick über die aus der Öffnung der Archive sich ergebende neue Forschungslage zum Stalinismus und seinen Folgen vermittelte ein vom 22. bis 25. Februar 1992 in Darmstadt veranstaltetes internationales Symposion, dessen Beiträge mittlerweile, herausgegeben von **Hermann Weber** und **Dietrich Staritz** in Verbindung mit **Siegfried Bahne** und **Richard Lorenz**, unter dem Titel **Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror und ›Säuberungen‹ in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren** (Berlin: Akademie Verlag, 1993, 576 S.) im Druck vorliegen. Der Band enthält insgesamt 35 Beiträge, die sich mit den stalinistischen ›Säuberungen‹ der dreißiger Jahre, der Jahre nach 1945 und der Zeit nach Stalins Tod beschäftigen. Im einleitenden Beitrag versucht Alexander Watlin die ideologischen Wurzeln des stalinistischen Terrors auszuloten; seiner Meinung nach ist es unumgänglich, mit der Kritik am bolschewistischen Sozialismusmodell selbst anzusetzen. Ein erst im Herbst 1991 aufgefundener Brief Lenins an Stalin vom 17. Juli 1922 gibt ihm ohne Zweifel auf erhellende Weise Recht. In diesem Brief beantwortet Lenin die Frage, inwieweit politische Gegner ausgewiesen und vernichtet werden müssen, wie folgt: *»Meiner Meinung nach alle zusammen. Wir werden Rußland für lange Zeit säubern. Sie alle – weg aus Rußland. Man muß es gleich anpacken. Bis zum Schluß des SR-Prozesses, nicht später. Einige Hundert verhaften, ohne ihnen Motive zu erklären.«* Tatsächlich kann man nach der Lektüre der materialreichen Beiträge, von denen sich eine ganze Reihe speziell auch mit den ›Säuberungen‹ in der KPD beschäftigen, auf die im einzelnen hier einzugehen aber nicht der Platz ist, den Herausgebern zustimmen, wenn sie im Vorwort resümierend festhalten, daß zum einen *»bereits in den innerkommunistischen ›Säuberungen‹ der zwanziger Jahre die formalen Verfahren, ideologischen Argumentationsmuster und individuellen Verhaltensweisen ausgeprägt werden«*, die für die späteren Verfolgungen charakteristisch wurden und zum anderen *»deutlich (wird), daß schon die ›Säuberungen‹ der zwanziger Jahre Anteil am Entstehen eines Typus des kommunistischen Funktionärs hatten, der sich freiwillig unterordnete, der grundsätzlich jede Parteilinie verinnerlichte und ›durchzuführen‹ bereit war und der schließlich die Parteidisziplin über alles stellte – so, als gehöre er einem strengen Orden an«.*

Eine gewisse Institutionalisierung dürfte die durch die Öffnung der Archive neu entfachte Forschung zur Geschichte des autoritären Sozialismus in dem vom Arbeitsbereich DDR-Geschichte im Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung der Universität Mannheim (Hermann Weber-Dietrich Staritz-Günter Braun-Jan Foitzik) herausgegebenen **Jahrbuch für Kommunismusforschung** finden, dessen erster Band für das Jahr **1993** vorliegt (Berlin: Akademie Verlag, 1993, 522 S.). Das neue Jahrbuch, so heißt es in der kurzen Einführung, *»versteht sich als ein regelmäßiges Forum, auf dem aktuelle Erträge der Forschung und Dokumente präsentiert, neu erschlossene Archivbestände und Projekte bekanntgemacht, Forschungskontroversen ausgetragen und Neuerscheinungen kritisch gewürdigt werden«.* Neben zahlreichen interessanten, zum Teil eher abgelegene Themen (z.B. zum Internationalen Kolonialbüro der Komintern in Paris oder zur Generation der ›Bolschewisierer‹ in der Kommunistischen Partei Griechenlands), zum Teil auch eher aktuelle Angelegenheiten (z.B. die politischen Verfolgungskampagnen in der Sektion Geschichte der Ostberliner Humboldt-

Universität in den Jahren nach 1968) behandelnden Beiträgen enthält die erste Ausgabe des Jahrbuchs Forschungs-, Archiv- und Tagungsberichte und insbesondere auch einen umfangreichen Rezensionsteil, der einen guten Überblick über die in der letzten Zeit erschienene Literatur zum Thema vermittelt.

»Ich trage auf meinem linken Unterarm die Auschwitz-Nummer; die liest sich kürzer als der Pentateuch oder der Talmud und gibt doch gründlicher Auskunft. Sie ist auch verbindlicher als Grundformel der jüdischen Existenz. Wenn ich mir und der Welt, einschließlich der religiösen und der nationalgesinnten Juden, die mich nicht als einen der ihren ansehen, sage: ich bin Jude, dann meine ich damit die in der Auschwitz-Nummer zusammengefaßten Wirklichkeiten und Möglichkeiten.« Diese autobiographische Selbstbestimmung Jean Amérys hat Henryk M. Broder, einen ungenannten Israeli zitierend, um einen wichtigen Aspekt erweitert: *»Auschwitz werden uns die Deutschen nie verzeihen.«* Auschwitz ist der Fixpunkt, von dem aus einzig über die Beziehung zwischen Deutschen und Juden nachzudenken ist; von einer Normalität dieser Beziehung zu sprechen, kommt einer Lüge gleich. Historische Forschung kann dem Verständnis des Geschehenen dienen und der Gefahr einer Wiederholung entgegenarbeiten, nicht aber Normalität herstellen. Das vom Frankfurter **Archiv Bibliographia Judaica** unter redaktioneller Leitung von Renate Heuer herausgegebene und auf ca. sechzehn Bände, darunter zwei Registerbände, geplante **Lexikon deutsch-jüdischer Autoren**, dessen erster Band jetzt vorliegt (Band 1, A – Benc, München/London/New York/Paris: K.G. Saur, 1992, 488 S.), wird sich nach Fertigstellung ohne Zweifel zu einem Grundlagenwerk ausgewachsen haben, das jedem an der Geschichte deutsch-jüdischer Beziehungen Interessierten einen unerschöpflichen Schatz an Daten und Materialien präsentieren wird. Ursprünglich, Ende der sechziger Jahre, war ein Lexikon deutsch-jüdischer Literatur geplant. Nachdem dieses Projekt jedoch im Jahre 1972 eingestellt werden mußte und in den folgenden Jahren ein Archiv aufgebaut werden konnte, das umfangreiches Quellenmaterial und biographische sowie bibliographische Daten zu rund 65.000 deutsch-jüdischen Autoren aus dem Zeitraum von etwa 1750 bis zur Zeit des Nationalsozialismus enthält, galt es, als 1988 die Arbeit an dem Lexikon aufgenommen wurde, so Renate Heuer im Vorwort zum ersten Band, *»die ursprüngliche Konzeption, die die fiktionalistische Literatur und deren Autoren allein berücksichtigen wollte, prinzipiell auszuweiten und dem Forschungsstand entsprechend eine Dokumentation des jüdischen Beitrags zur deutschen Kulturgeschichte zu erstreben«.* Aus den 65.000 Autoren konnte jedoch nur eine Auswahl getroffen werden, die sich *»auf Literatur im weitesten und Geisteswissenschaften im eingeschränkten Sinn«* konzentriert. *»Literarische oder ästhetische Qualität«,* so heißt es dazu, *»wurde nicht zum Auswahlkriterium gemacht, vielmehr wurde die Auswahl der Autoren ausschließlich unter folgenden Gesichtspunkten getroffen: 1. Welche Bedeutung hatte der einzelne Autor für die besondere Ausprägung der deutsch-jüdischen Kulturgeschichte durch die Vermittlung spezifisch jüdischer oder seine Behandlung spezifisch jüdischer Thematik? 2. Welche neuen Themenbereiche, Untersuchungsgegenstände, geistesgeschichtlichen Zusammenhänge wurden von einzelnen Autoren erschlossen, welche alten wieder aufgegriffen, ausgestaltet oder neu gedeutet? 3. Welche Rolle spielte der einzelne Autor bei der Bewahrung, Interpretation, wissenschaftlichen Aufarbeitung oder reformerischen Umgestaltung der jüdischen Tradition und ihrer Schriften?«* Die einzelnen Artikel enthalten in

der gebotenen Kürze biographische Daten, angefangen von Geburts- und Todesdatum und Daten zu den engsten Familienangehörigen über Angaben zur Ausbildung, zum beruflichen Werdegang, zu den Lebensstationen, zum Freundeskreis, zum politischen und zionistischen Engagement, zur Stellung zum Judentum, dies alles gegebenenfalls belegt mit autobiographischen Zitaten. Im bibliographischen Teil finden sich Angaben zu journalistischen Aktivitäten, weiterhin Angaben zu Einzelbeiträgen, Autographen, Nachlässen, Briefen, eventuell zu Beständen im Archiv Bibliographia Judaica, Hinweise auf Sekundärliteratur und schließlich – gegebenenfalls in Auswahl – ein chronologisch geordnetes Werkverzeichnis mit zusätzlichen Hinweisen auf Rezensionen zu den Werken.

Zu den von den Nationalsozialisten aus rassistischen Gründen Verfolgten und Ermordeten gehören neben der jüdischen Bevölkerung insbesondere auch die Sinti und Roma; auch hier konnten die Täter(innen) auf über lange Zeiträume tradierte und in weiten Kreisen der Bevölkerung verbreitete und akzeptierte Vorurteile aufbauen. Schon lange vor Himmlers sogenanntem »Auschwitz-Erlaß« vom 16. Dezember 1942, gewissermaßen einem auf die Sinti und Roma bezogenen Äquivalent zu der Wannsee-Konferenz vom Januar des gleichen Jahres, waren die Sinti und Roma systematisch aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang der deutschen »Herrenrasse« ausgegrenzt und unter tatkräftiger Mithilfe der 1936 gegründeten »Rassehygienischen Forschungsstelle« zum Teil bereits in Zwangs- und Konzentrationslagern zusammengefaßt worden. Insgesamt, so die Schätzungen, sind in den Jahren der nationalsozialistischen Terrorherrschaft rund fünfhunderttausend Sinti und Roma diesem System zum Opfer gefallen. Die Sinti und Roma, die seit Anfang 1943 aus zwölf Ländern in das sogenannte »Zigeunerlager« in Auschwitz-Birkenau eingeliefert wurden, sind in einem sogenannten »Hauptbuch Zigeunerlager« erfaßt worden. Dieses Buch konnte, kurz bevor das »Zigeunerlager« am 2. August 1944 aufgelöst wurde, von drei Häftlingen vergraben und fünf Jahre später von Mitarbeitern der Staatlichen Gedenkstätte Auschwitz wieder ausgegraben werden. Fünfzig Jahre nach Himmlers »Auschwitz-Erlaß« und nachdem erst in den letzten Jahren die von den Nationalsozialisten betriebene systematische Verfolgung und Ermordung der Sinti und Roma ins öffentliche Bewußtsein geraten ist, liegt jetzt, herausgegeben vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau in Zusammenarbeit mit dem Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg, unter dem Titel **Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau** (München/London/New York/Paris: K.G. Saur, 1993, 2 Bde., 1674 S.) eine Dokumentation vor, deren zentraler Bestandteil dieses »Hauptbuch« des »Zigeunerlagers« im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau ist. Insgesamt 20.943 Personen (10.849 weiblich; 10.094 männlich; davon ca. 60% aus Deutschland und Österreich) werden in dem »Hauptbuch« namentlich und – soweit seinerzeit bekannt – mit persönlichen Daten (Geburtsort, Geburtsdatum, Beruf, Todesdatum) erfaßt. Eingeleitet wird die voluminöse Dokumentation durch drei kurze Beiträge – alle Texte sind in drei Sprachen (englisch, polnisch, deutsch) abgedruckt – von Romani Rose, Jan Parcer und Waclaw Dlugoborski, in denen die Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung der Sinti und Roma und speziell die Geschichte des »Zigeunerlagers« in Auschwitz-Birkenau dargestellt werden. Im Anschluß an das »Hauptbuch« finden sich ein Namensregister und ein Register der Geburtsorte, statisti-

sche Auswertungen, Berichte von Überlebenden, ein Kalendarium zur Verfolgung von Sinti und Roma im Dritten Reich, Dokumente und in einem Anhang ein Verzeichnis von SS-Leuten im Lager für Sinti und Roma in Auschwitz-Birkenau.

Die Beschäftigung mit der Alltagsgeschichte mehr oder minder kleiner Leute ist in den letzten Jahren geradezu zu einer Mode geworden und unterliegt nicht selten der Gefahr, sich dem Objekt des historiographischen Begehrens mehr verständnisinnig als mit der zumeist angebrachten kritischen Distanz zu nähern. Alltagsgeschichtsschreibung, ursprünglich in kritischer Absicht gegenüber einer allzu subjektfernen und strukturfixierten akademischen Geschichtsschreibung entworfen, entpuppt sich zunehmend als eine Art nachträglicher Apologie historischen Geschehens und zeugt somit eher von unausgegorenen Harmoniebedürfnissen konfliktmüder und -scheuer Historiker. Die Beschäftigung mit den eher unscheinbaren Angelegenheiten des Alltags ist dabei durchaus kein Privileg nachgeborener Historiker, sondern seit jeher auch ein ureigenes Anliegen jener, denen die Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich das Alltagsleben abzuspielen habe, aus durchaus nachvollziehbaren Interessen am Herzen liegen. Auf welchen auf den ersten Blick vielleicht merkwürdig anmutenden Spuren man bei der Erforschung dieser Art von Interesse am Alltagsleben zu wandeln gezwungen ist, zeigt in exemplarischer Weise die auf einer Dissertation beruhende Arbeit von **Gabriele Huber** über **Die Porzellan-Manufaktur Allach-München GmbH. Eine ›Wirtschaftsunternehmung‹ der SS zum Schutz der ›deutschen Seele‹** (Marburg: Jonas Verlag, 1992, 224 S., zahlr. Abb.). Die im Januar 1936 gegründete und in die Wirtschaftsunternehmungen der SS eingegliederte Porzellan-Manufaktur Allach-München (PMA), deren Gründer allesamt der SS angehörten und die u.a. Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau beschäftigte, sollte, so Gabriele Huber im Vorwort ihrer »*Fallstudie*«, »*nicht primär ökonomischen Zwecken dienen, sondern in der Tradition fürstlicher und staatlicher Gründungen künstlerische Ziele verfolgen*« und dabei »*eine ›monde en miniature‹ nach Vorstellungen der SS*« schaffen, »*in der es vorwiegend Tiere, aber auch ›historische Soldaten‹ und weibliche Akte, Figuren der ›Bewegung‹ und solche in Tracht*« sowie – hergestellt in der keramischen Abteilung – »*tönerne Hitlerköpfe sowie Julleuchter, Julteller, Vasen und Urnen der germanischen Frühzeit*« gab. In zwei Kapiteln rekonstruiert Gabriele Huber zum einen die Geschichte der Firma, die auch in ökonomischer Hinsicht »*durchaus im Dienste der antisemitischen Ideologie zu arbeiten und diese ›optimal‹ zu ergänzen vermochte*«, und zum anderen das Porzellan- und Keramik-Programm der Firma. Im Gegenentwurf zum bürgerlichen, auf Genuß zielenden Kunstverständnis sollte Kunst dem nationalsozialistischen Selbstverständnis zufolge ein Instrument im Dienste der Bewegung sein. Die kleine Porzellan- und Keramikwelt der PMA war demzufolge zum einen »*von solchen Menschen und Tieren (bevölkert), die als Abbilder, Idealbilder oder Vorbilder eine Leitfunktion haben sollten*« und produzierte zum anderen »*liturgische Geräte*« und »*Symbole der ›seelischen Bewegung‹*«, als die sich der Nationalsozialismus auch verstanden wissen wollte. Allerdings, so das Resümee von Gabriele Huber, konterkarierte das zum großen Teil aus SS-Mitgliedern bestehende Publikum die Absicht der SS, »*ihr Weltbild in einem Porzellanprogramm unters Volk zu bringen*«, insofern als die »*nach Anzahl der Modelle und der hergestellten Stücke gewichtigste Komponente*« des Gesamtprogramms der PMA »*der Befriedigung des Entspannungsbedürfnisses des Publikums*

(›diente‹)«, was sich dieser Anschauung zufolge auch darin zeigt, das »*viele der PMA-Tiermodelle in den 50er Jahren weiterproduziert werden*« konnten. Dies allerdings könnte auch darauf verweisen, daß dem so unschuldig daherkommenden Alltagsbedürfnis nach Idylle nicht so recht zu trauen ist.

Künstlerische Betätigung hat sicherlich immer auch etwas mit der Versicherung der jeweils eigenen Identität zu tun. Was gemeinhin gültig ist, gilt erst recht in extremen Situationen, in denen die Nähe des Todes zum existentiellen Dauerzustand wird. Die in den nationalsozialistischen Konzentrations-, Arbeits- und Todeslagern unter fraglos außergewöhnlichen Umständen geschaffene Kunst ist lange Zeit nahezu ausschließlich unter dem Aspekt historischen Quellenmaterials betrachtet worden. Der von **Thomas Lutz, Wulff E. Brebeck** und **Nicolas Hepp** herausgegebene Sammelband **ÜBER-LEBENS-MITTEL. Kunst aus Konzentrationslagern und in Gedenkstätten für Opfer des Nationalsozialismus** (Marburg: Jonas Verlag, 1992, 175 S., zahlr. Abb.), der im Gefolge eines vom Gedenkstättenreferats der Aktion Sühnezeichen in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz veranstalteten Seminars zu diesem Themenbereich konzipiert worden ist, will, so heißt es in der Einleitung von Thomas Lutz, »*einen Beitrag dazu leisten, die begonnene Wahrnehmung der ›Lagerkunst‹ als vielschichtigen, auch kunsthistorisch bedeutsamen Komplex zu intensivieren*«. Unter »*Lagerkunst*« verstehen die Autoren dabei nicht nur die Kunst, die tatsächlich direkt in den Lagern entstanden ist, sondern auch jene, die von ehemaligen Lagerinsassen in Erinnerung an die Geschehnisse in den Jahren nach 1945 geschaffen worden ist. Der Band enthält neben Selbstzeugnissen überlebender Künstler, u.a. einem Gespräch mit dem Polen Jósef Szajna, insgesamt fünf Beiträge, in denen verschiedene Aspekte der »*Lagerkunst*« beschrieben und analysiert werden. Der grundlegende Beitrag ist ohne Zweifel der von Sybil Milton, die zusammen mit Janet Blatter unter dem Titel »Art of the Holocaust« im Jahre 1981 eine erste umfassende Darstellung dieser Kunst vorgelegt hatte; sie skizziert die Begriffs- und Rezeptionsgeschichte der »*Lagerkunst*« und umreißt damit zugleich jene Probleme, die eine adäquate Auf- und Verarbeitung dieser Kunst mit sich bringen können. Zwei Beiträge geben eine Bestandsaufnahme bzw. einen Überblick über »Bildende Kunst in Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus« (Wulff E. Brebeck/Thomas Lutz) sowie den »Wandel von Gestalt, Widmung und Funktion von Denkmalen in ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagern 1945-1991« (Jochen Spielmann). Zum Abschluß gibt Nicolas Hepp einen Einblick in Probleme und Chancen von »Kunstausstellungen in der Gedenkstätte am Beispiel der ›Alten Synagoge‹ in Essen« und Detlef Hoffmann beschäftigt sich unter dem Titel »Die Kunst der Erinnerung« mit den im Laufe der Zeit sich wandelnden Anforderungen, die nicht nur an Denkmäler gestellt, sondern auch von diesen provoziert werden. Insgesamt darf man wohl festhalten, daß die durch eine umfangreiche Bibliographie ergänzten Beiträge dieses Bandes auch dem bisher mit dem Thema nicht oder nur beiläufig Vertrauten die Relevanz dieser Variante von existentiellem Widerstand eindringlich vor Augen führen.

In der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus sind in den beiden deutschen Nachkriegsstaaten unterschiedliche Akzente gesetzt worden. Dies betrifft insbesondere die Erforschung des Widerstandes gegen die Nationalsozialisten, aber auch die Be-

schäftigung mit den spezifisch nationalsozialistischen Herrschaftsstrukturen sowie mit den unterschiedlichen Opfergruppen der Nationalsozialisten. Gerade in bezug auf den letzten Punkt hat die DDR-Forschung, scheinbar legitimiert durch die Konstruktion einer allzu simplen antifaschistischen Tradition, erhebliche Defizite aufzuweisen. Am 8. und 9. November 1990, ein Jahr nach dem Fall der Mauer, trafen Historiker aus beiden deutschen Staaten auf der in Berlin organisierten Konferenz »Deutsche Faschismusforschung heute. Ergebnisse – Aufgaben – Probleme« zu einer Bestandsaufnahme zusammen; daß dies allerdings *»die erste gemeinsame wissenschaftliche Konferenz von Historikern aus beiden Teilen Deutschlands zu diesem Thema«* gewesen sei, wie **Werner Röhr** im Vorwort zu der von ihm in Zusammenarbeit mit **Dietrich Eichholtz, Gerhart Hass** und **Wolfgang Wippermann** unter dem Titel **Faschismus und Rassismus. Kontroversen um Ideologie und Opfer** (Berlin: Akademie Verlag, 1992, 454 S.) herausgegebenen Dokumentation dieses Kongresses behauptet, stimmt in dieser Ausschließlichkeit nicht. Bereits ein Jahr zuvor, Anfang November 1989, einige Tage vor dem Fall der Mauer, fand in Bochum eine vom dortigen »Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung« organisierte Tagung zum Thema »Arbeiterbewegung und Faschismus« statt, auf der auch Wissenschaftler aus der DDR vertreten waren. Der hier anzuzeigende Band versammelt in vier Abteilungen (Rassenantisemitismus in der nationalsozialistischen Ideologie und Politik/Die Verfolgung der deutschen Juden und anderer Opfer des nationalsozialistischen Rassismus bis 1941/Weltkrieg – Okkupation – Genozid/ Faschismusforschung im Raum Berlin – Quellen und Aufgaben) insgesamt 24 Beiträge sowie im Anhang eine »Konzeption für ein zu bildendes ›Berliner Institut für Faschismusforschung‹«. Auf die Beiträge im einzelnen einzugehen ist an dieser Stelle nicht möglich; herauszuheben ist jedoch die sicherlich nicht neue, in ihrer Substanz von allen Teilnehmern der Konferenz wohl geteilte Erkenntnis, daß, so Werner Röhr in seinem Beitrag »Faschismus und Rassismus. Zur Stellung des Rassenantisemitismus in der nationalsozialistischen Ideologie und Politik«, *»die rassistisch begründete Vernichtungspolitik mit geopolitischen, ökonomischen, medizinischen, sicherheitspolitischen und auch sozialplanerischen Argumenten begründet wurde«,* daß also der scheinbar irrationale Rassismus ein integraler Bestandteil einer von politischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Eliten geplanten Eroberungs- und Vernichtungspolitik war.

Die Frage, wieso die über Jahre hinweg gezielt vorbereitete und öffentlich angekündigte Vernichtung der Juden in Deutschland zu keinem nennenswerten oder gar effektiven Widerstand in der Bevölkerung geführt hat, ist bis heute letztlich unbeantwortet geblieben. Es gibt zwar mancherlei, manchmal widersprüchliche, manchmal auch miteinander korrespondierende Erklärungsansätze, eine endgültig stimmige Antwort aber gibt es nicht und wird es wohl auch nicht geben. Rückgriffe auf die Besonderheiten der deutschen Geschichte – allein der Begriff ›deutsch‹ erweist sich als eine Art Leerformel, die im Laufe der Jahrhunderte nach jeweiligem politischem Belieben mit unterschiedlichsten Inhalten gefüllt worden ist und somit immer wieder auch zu einem gegen einen äußeren oder auch inneren Feind gerichteten Kampfbegriff werden konnte – oder Hinweise auf spezifisch autoritäre Dispositionen eines insbesondere in preußisch-protestantischen Traditionen ›gezüchteten‹ Charakters lassen ein zumindest mosaikartiges Bild jenes Untertanen entstehen, dem persönliche Identität zur Aus-

geburt eines kollektiven nationalen Über-Ichs gerinnt. Zur perversen Logik dieses untertänigen autoritären Charakters gehört es – die Geschichte hat es gezeigt und gegenwärtige Entwicklungen im vereinigten Deutschland scheinen dies wieder einmal zu bestätigen –, sich von gezielt inszenierten ordnungspolitischen Maßnahmen zwar in Dienst nehmen zu lassen, zugleich aber sich jeder individuellen Verantwortung für eigenes Handeln enthoben zu fühlen; die Täter präsentieren sich am Ende noch als Betrogene und eigentliche Opfer. An der Zivilcourage, die in solchem Milieu nicht gedeihen kann, hat es im nationalsozialistisch besetzten Europa durchaus nicht durchgehend gefehlt. Hannah Arendt hat in »Eichmann in Jerusalem« daran erinnert, daß die nationalsozialistische Vernichtungspolitik bei den politisch Verantwortlichen des einen oder anderen besetzten oder gar verbündeten Landes durchaus nicht nur auf Zustimmung stieß: »*Was in Dänemark das Ergebnis eines echten Sinnes für Politik war, eines anerzogenen Verständnisses für die Voraussetzungen und die Verpflichtungen, die Bürgertum und Unabhängigkeit garantieren, das war in Italien Ausfluß einer fast automatisch gewordenen, alle Schichten erfassenden Humanität eines alten und zivilisierten Volkes.*« Der Antisemitismus hat im italienischen Faschismus zu keinem Zeitpunkt eine auch nur annähernd so zentrale Rolle gespielt wie bei den Nationalsozialisten; erst im Jahre 1938 wurden – ob auf Druck des nationalsozialistischen Bündnispartners, wie lange Zeit vermutet wurde, wird in der Forschung mittlerweile bestritten – antisemitische Rassegesetze erlassen. In den folgenden Jahren, gerade auch in jener Zeit, als die sogenannte Endlösung bereits in vollem Gange war, gab es in der italienischen Gesellschaft, quer durch alle Gesellschaftsschichten bis hin zu höchsten Militärs und Diplomaten, insbesondere in den von italienischen Truppen besetzten Gebieten Jugoslawiens, Griechenlands und Frankreichs einen systematischen Boykott der von den Nationalsozialisten und ihren jeweiligen Helfershelfern betriebenen Deportation und Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Italienische und die in den von italienischen Truppen besetzten Gebieten sich aufhaltenden Juden anderer Nationalitäten waren dem Zugriff der Mörder zumindest bis zum 8. September 1943, dem Tag der italienischen Kapitulation vor den im Süden Italiens gelandeten Alliierten und der daraufhin erfolgten Besetzung Norditaliens durch deutsche Truppen, entzogen. Es ist dies, so der amerikaniche Historiker **Jonathan Steinberg** in seinem Buch **Deutsche, Italiener und Juden. Der italienische Widerstand gegen den Holocaust** (Göttingen: Steidl Verlag, 1992, 373 S.), »*eine erstaunliche Geschichte, die gelegentlich erzählt, aber nie zufriedenstellend erklärt wird*«. Auch Steinberg beansprucht nicht, die Rätsel dieser Geschichte ein für allemal zu lösen; er versteht seine Arbeit als ein Puzzle aus dokumentarisch abgesicherter erzählender Geschichtsbetrachtung und dem Versuch, eine Antwort auf die Frage zu finden, »*warum sich die beiden Verbündeten gegenüber denselben Krisen und Verbrechen so verschieden verhielten*«. Im ersten, umfassenderen Teil seiner Arbeit rekonstruiert Steinberg die für den mit den Details nicht vertrauten Leser gleichermaßen verwunderlichen wie erhellenden Ereignisse bis zum September 1943, um im zweiten Teil nach Erklärungen für Verhaltensweisen zu suchen, denen man wohl nur dann auf die Spur zu kommen vermag, wenn man auf jene »*Mischung von geschichtlicher Erfahrung, politischen Institutionen, gesellschaftlicher Wirklichkeit, eigenen Gewohnheiten, von Sprache, Werten und Normen*« rekurriert, die in ihrer Komplexität jeweils unterschiedliche kulturelle Identitäten ergeben. Steinberg vergleicht Mussolini und Hitler, die beiden charakterlich und mental unterschiedlichen

Exponenten der von ihnen repräsentierten Systeme, er wirft einen Blick auf die beiden Armeen, ihre unterschiedlichen Traditionen und ihre Einbindung ins jeweilige System, er betrachtet die Integration der italienischen Juden in ihre Gesellschaft – so gab es, im nationalsozialistischen Deutschland undenkbar, Juden, die im Faschismus hohe Staatsämter bekleideten – und er beschäftigt sich mit einem Phänomen, das er mit einer *»atemberaubenden Eintragung in Marschall Cavalleros stenographischem Bericht über den 14. Januar 1943«* vorstellt. Dieser Marschall diskutierte – sicherlich ohne daß dies irgendwelche Folgen für diejenigen nach sich zog, über die bei dieser Gelegenheit gesprochen wurde – mitten im Krieg mit einem Unterstaatssekretär im Kriegsministerium und dem Stabschef der Armee über ein für jeden sekundärtugendgestählten Deutschen gerade in einer solchen Situation nicht diskutables Thema: *»Unterdrückung der Gewohnheit, Befehle nicht zu befolgen«.* Damit ist ein ohne Zweifel zentrales Thema angesprochen: Die gemeine deutsche Mentalität, zu deren Verständnis ein *»Kurzlehrgang in preußischer Geschichte und lutherischer Kultur«* einen durchweg erhellenden Beitrag zu leisten vermag, basiert auf jenen auch heute wieder eingeklagten sogenannten Sekundärtugenden, die mit Begriffen wie Tüchtigkeit, Pflichtgefühl, Reinlichkeit, Pünktlichkeit und insbesondere Gehorsam umschrieben werden können. Menschlichkeit hat in diesem rein funktionalen Koordinatensystem keinen aus ihr selbst begründeten Platz. Die sogenannten *»Untugenden des italienischen öffentlichen Lebens«* mit ihrer Unordnung, ihrem Ungehorsam, ihrer *»allgegenwärtige*(n) *Korruption in der Verwaltung«* und der *»lässige*(n) *Gleichgültigkeit der Beamten«* erweisen sich für den sekundärtugendgestählten Deutschen als eine ihm unverständliche und ihn zutiefst erschreckende Welt. Gerade diese Welt aber bot die Möglichkeit, die individuelle Bereitschaft, sich dem mörderischen Treiben der Nationalsozialisten zu widersetzen, in die Tat umzusetzen: *»Wenn die italienische Menschlichkeit auf dem Nährboden einer sekundären Untugend wuchs, so war die deutsche Unmenschlichkeit fest eingebunden in das System sekundärer Tugenden.«*

Der von Bauarbeitern ausgehende Aufstand gegen das DDR-Regime im Juni 1953 war die erste größere Revolte gegen die Etablierung des Realsozialismus sowjetischer Prägung in Osteuropa. Es folgten u.a. der Aufstand in Ungarn im Jahre 1956 und der Prager Frühling von 1968, ehe im Herbst 1989 das Ende der realsozialistischen Herrschaft eingeläutet wurde. Der 17. Juni 1953 hat in der Bundesrepublik mancherlei ideologischen Gelüsten dienen müssen; um so notwendiger ist es, das reale Geschehen zu rekonstruieren und die Triebkräfte der Ereignisse herauszuarbeiten. **Gerhard Beier** hat in dem großformatigen und reich illustrierten, vom Bundesvorsitzenden der IG Bau-Steine-Erden Bruno Köbele herausgegebenen Werk **Wir wollen freie Menschen sein. Der 17. Juni 1953: Bauleute gingen voran** (Köln: Bund-Verlag, 1993, 384 S.) ohne Zweifel einen beachtenswerten Beitrag zu dieser notwendigen Aufarbeitung geleistet. Der Band enthält einen einleitenden Essay Beiers »Der Volksaufstand im Zusammenhang der Geschichte«, im zweiten Teil elf Interviews mit seinerzeit beteiligten Bauarbeitern, im umfangreichsten dritten Teil eine Auswahl von zum Teil bisher unbekannten Dokumenten aus Archiven und Zeitungen, im vierten Teil eine Fotodokumentation und im abschließenden fünften Teil eine Chronik der Jahre 1949 bis 1954, wobei die Ereignisse des Jahres 1953 natürlich im Mittelpunkt stehen. *»Der 17. Juni 1953«,* so resümiert Beier die damaligen Ereignisse, *»war der einzige spontane Arbeiteraufstand*

der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert...« Er *»bewirkte – entgegen den Absichten der Akteure – die Stabilisierung der Diktatur Ulbrichts, unterbrach die ansatzweise Entspannung nach Stalins Tod und verstetigte die Spaltung von Staat, Gesellschaft und politischer Kultur in Mitteleuropa. Zugleich«* – und dies darf man wohl als eine entscheidende Langzeitwirkung betrachten – *»entzog der massenhafte Aufstand dem Regime in Ostdeutschland seine scheinrevolutionäre Legitimation.«*

Die Geschichte des Bergbaus, der Bergarbeiter, ihrer Lebensverhältnisse sowie ihrer sozialen und politischen Kämpfe gehört ohne Zweifel seit langer Zeit schon zu einem der bevorzugten Themenkomplexe der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Der anläßlich des 100. Gründungstages der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie Anfang September 1989 in Bochum abgehaltene Kongreß zur Bergbaugeschichte konnte dies wieder einmal, wie sich in den Beiträgen des von **Klaus Tenfelde** herausgegebenen Tagungsbandes **Sozialgeschichte des Bergbaus im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge des Internationalen Kongresses zur Bergbaugeschichte Bochum, Bundesrepublik Deutschland, 3.-7. Oktober 1989** (München: Verlag C.H. Beck, 1992, 1228 S.) nachlesen läßt, eindrucksvoll bestätigen. Knapp neunzig schriftliche Beiträge waren seinerzeit zum Kongreß eingereicht worden, knapp drei Viertel davon – einschließlich des Eröffnungsvortrages von Hans Mommsen mit einem knappen Überblick zur Geschichte des Steinkohlebergbaus an der Ruhr und des Abschlußvortrages von Klaus Tenfelde zum Thema »Bergarbeiterkommunen und die Kommune der Bergbauhistoriker« und ohne die bei solchen Gelegenheiten nicht zu vermeidenden Grußworte sind es genau 68 – liegen jetzt im Druck vor. Es ist an dieser Stelle schlechterdings unmöglich, auch nur ansatzweise auf die Vielfalt der in den Beiträgen, von denen 50 in englischer und 18 in deutscher Sprache abgedruckt sind, angesprochenen Problemfelder einzugehen. Ein Überblick über die Themen der fünf Sektionen des Kongresses läßt aber deutlich werden, daß insgesamt ein auch für den Fachhistoriker kaum noch zu überblickendes Detailwissen zusammengetragen wurde: Sozialgeschichte der Bergarbeiterkommunen im Vergleich (Sektion I, 15 Beiträge), Wirtschaftliche und soziale Folgen des technologischen Wandels, der Rationalisierung und der Zechenstillegungen im Kohlenbergbau (Sektion II, 15 Beiträge), Protest, Organisation und Industrielle Beziehungen im Bergbau des 19. und 20. Jahrhunderts (Sektion III, 15 Beiträge), Probleme der Sozialgeschichte des Bergbaus in Entwicklungsländern (Sektion IV, 11 Beiträge) und schließlich Sicherheit, Gesundheit und Sozialpolitik im Bergbau im 19. und 20. Jahrhundert (Sektion V, 10 Beiträge). Zu jeder Sektion gibt es einen vorangestellten zusammenfassenden Bericht und jeweils angehängte deutsch- und englischsprachige Zusammenfassungen sämtlicher Beiträge. Entstanden ist somit ein Kompendium zur Bergbaugeschichte, in dem sicherlich nicht alle, aber viele Interesse verdienende Aspekte aus unterschiedlichsten Sichtweisen angesprochen und diskutiert werden.

Zu einem zünftigen Geburtstag gehört eine entsprechende Festschrift. Die Gewerkschaft Holz und Kunststoff hat sich aus Anlaß des hundersten Jahrestages der Gründung des »Deutschen Holzarbeiter Verbandes« im April 1893 eine solche Festschrift geleistet. Herausgegeben von **Helga Grebing, Hans-Otto Hemmer** und **Gottfried Christmann** gibt das **HolzArbeiterBuch** einen umfassenden Ein- und Überblick über

Die Geschichte der Holzarbeiter und ihrer Gewerkschaften (Köln: Bund-Verlag, 1993, 310 S.). In großem Format und reich illustriert bieten die in sechs Kapitel (Gründung und Aufbau 1868-1893/Erfolgreiche Jahre und schwere Entscheidungen 1893-1918/Weimarer Republik/Verfolgung und Widerstand 1933-1945/ Wiederaufbau, Restauration, ›Wirtschaftswunder‹ 1945-1966/Erfolge und Gefährdungen 1966 bis heute) aufgeteilten mehr als dreißig Beiträge nicht nur einen Überblick über die organisatorischen Entwicklungen. Neben einer ganzen Reihe von biographischen Studien (u.a. zu Theodor Yorck, Karl Kloß, Theodor Leipart, Carl Legien, Adam Stegerwald, Fritz Tarnow und Georg Elser) finden sich Beiträge u.a. zum »Zentralverband Christlicher Holzarbeiter Deutschlands«, zur Internationale der Holzarbeiter und zur Holzarbeiterpresse. Der Anhang enthält neben einer Chronik zur Geschichte der organisierten Holzarbeiter u.a. einen Überblick über die Entwicklung der Mitgliederzahlen seit 1893. Dem Charakter einer solchen Festschrift entsprechend darf man an die einzelnen Beiträge sicherlich keine allzu hohen Erwartungen kritischer Geschichtsforschung stellen; als Lesebuch zur Geschichte einer nicht unbedingt im Brennpunkt gesellschaftlicher Auseinandersetzungen stehenden Gewerkschaft allerdings erfüllt dieser Sammelband durchaus seine Zwecke.

Arbeit, als Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur zugleich Aneignung von Natur, ist als Industriearbeit längst zur systematischen Zerstörung von Natur geworden. In den westlichen Industriegesellschaften haben die fatalen Resultate dieses zerstörerischen Aneignungsprozesses zu ersten Anzeichen eines Umdenkungsprozesses geführt, ohne daß dies jedoch bisher wesentliche Konsequenzen nach sich gezogen hätte. Die protestantisch-bürgerliche Arbeitsmoral, von der sozialdemokratischen und parteikommunistischen Arbeiterbewegung ohne weitergehende Bedenken adaptiert und radikalisiert, gilt in weiten Kreisen immer noch als das non plus ultra europäischer Zivilisation und Mentalität. In den großen Terrorregimes dieses Jahrhunderts, im Faschismus und im Stalinismus, haben die Apologeten dieser Arbeitsmoral ihr pervertiertes Loblied auf die Arbeit und die Arbeiter anstimmen dürfen. Die Destruktion dieser in ihren Konsequenzen tödlichen Arbeitsmoral wird sich, so ist zu befürchten, nur langsam durchsetzen. Möglicherweise aber werden die zunehmende Computerisierung und Rationalisierung nicht nur industrieller, sondern auch verwaltungstechnischer Arbeitsprozesse und die damit einhergehende Freisetzung von Arbeitszeit die dazu notwendige Hilfestellung leisten. Was für die westlichen Industriegesellschaften gilt, trifft jedoch für die restliche Welt noch längst nicht zu. Hier begegnet man der Arbeit noch in unerhörtem Ausmaß in jenem ursprünglichen Sinn von körperlicher Arbeit, die der unmittelbaren Reproduktion des täglichen Lebens dient. Der brasilianische Fotograf **Sebastiao Salgado** hat in seinem großformatigen Fotoband **Arbeiter. Zur Archäologie des Industriezeitalters** (Frankfurt am Main: Zweitausendeins, 1993, 399 S.) die Ergebnisse einer Rundreise durch diese Welt der Arbeit festgehalten. Als »*Hommage an die Arbeiter*«, als »*Abschiedsgruß an die allmählich verschwindende Welt der Handarbeit*«, als »*Huldigung an jene Männer und Frauen, die noch heute so arbeiten, wie es jahrhundertelang Generationen vor ihnen getan haben*«, will Salgado seine Fotos verstanden wissen. Und weiter heißt es in der zusammen mit Eric Nepomuceno verfaßten Einleitung: »*Die Fotografien in diesem Buch erzählen die Geschichte eines Zeitalters. Sie legen die Spuren einer Zeit bloß, die als industrielle Revolution in die Geschichte eingegangen*

ist; sie sind archäologische Blicke in eine Zeit und eine Welt, die davon geprägt war, was die Menschen mit ihrer Hände Arbeit schaffen.« Salgado ist u.a. auf Zuckerrohr-, Tee-, Tabak- und Kakaoplantagen in Brasilien, Ruanda und auf Kuba gewesen, hat Fischer in Galicien und auf Sizilien besucht, hat sich in Autofabriken in Rußland, Indien, China und der Ukraine umgesehen, war in Eisenerz-, Kohle- und Goldgruben in Kasachstan, Indien und Brasilien. Die Bilder – in einem dem Buch beiliegenden Beiheft erläutert – vermitteln einen beeindruckenden Einblick in unterschiedlichste Arbeitswelten. Salgado ist einer Gefahr, der solcherlei Fotografien vielfach unterliegen, nicht verfallen: Seine Bilder verzichten auf jegliche Ästhetisierung der Arbeitswelt, sie berichten von der Schwere der Arbeit, vom Elend, das sie mit sich bringt, aber auch vom Selbstbewußtsein jener, die sich ihren Zwängen zu unterwerfen genötigt sehen. Wer jemals, aus welchen Motivationen heraus auch immer, ein Loblied auf die vorgeblichen Genüsse schwerer körperlicher, vielfach dem bloßen Überleben dienender Arbeit anzustimmen geneigt war, wird sich nach Durchsicht dieses außergewöhnlichen Fotobandes eines besseren besinnen müssen.

Es gehört hierzulande sicherlich nicht zu den alltäglichen Gepflogenheiten, einem nicht nur Zunft gehörenden und zudem noch seit langer Zeit im linken Milieu politisch aktiven Historiker zum fünfzigsten Geburtstag eine Festschrift zu widmen. Karl-Heinz Roth, 1942 geboren, von seiner Ausbildung her Arzt und auch heute noch als Arzt praktizierend, hat sich in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zu einem Exponenten der außerparlamentarischen Opposition entwickelt. Aus dem Kontext der damaligen politischen Auseinandersetzungen und Debatten ist jenes dialektische Verständnis von Geschichte und Politik entwachsen, das sowohl die im eigentlichen Sinne aktuellen politischen wie auch die im engeren Sinne wissenschaftlichen Beiträge Karl-Heinz Roths geprägt hat: Politische Intervention in aktuellen Auseinandersetzungen basiert auf und profitiert von einem in historischen Dimensionen denkenden Bewußtsein, während Geschichtsforschung und -schreibung sich nicht in einem wertfreien Raum, sondern immer nur im Kontext aktueller Fragestellungen abspielt. Mit seinem zusammen mit Angelika Ebbinghaus verfaßten und zuerst 1974 erschienenen Buch »Die ›andere‹ Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart« hat Roth heftigste Debatten ausgelöst, die sich nicht nur auf die Tragfähigkeit der dort vertretenen Thesen hinsichtlich der Geschichte der Arbeiterkämpfe und der Arbeiterorganisationen bezogen, sondern auch das in dieser Zeit sehr stark historisch sich legitimierende Selbstverständnis unterschiedlichster linker Fraktionen tangierte. Roth exponierte sich in den siebziger Jahren in den Zusammenhängen um die »Proletarische Front«, den Zeitschriften »Wir wollen alles«, »Autonomie«, »Autonomie. Neue Folge«, mußte einen mit einem Freispruch endenden politischen Prozeß über sich ergehen lassen und konzentrierte sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit seit Beginn der achtziger Jahre auf nationalsozialistische Gesundheits- und Sozialpolitik. Er war Mitbegründer des »Vereins zur Erforschung der nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« sowie der daraus hervorgehenden »Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik«, aus der 1986 die »Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts« entstand, die im Anschluß an die »Mitteilungen der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik« seit 1986 die vierteljährlich erscheinende »Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts« »1999« herausgibt. Roth hat in diesen

Jahren zahlreiche Arbeiten zu unterschiedlichen Aspekten des hier kurz umrissenen Forschungsfeldes vorgelegt, wobei das von der »Stiftung« herausgegebene »Daimler-Benz-Buch« wohl die größte, bis in akademische Gefilde hineinreichende Resonanz ausgelöst hat, und promovierte 1992 mit einer Arbeit zum Thema »Intelligenz und Sozialpolitik. Eine methodisch-historische Studie am Beispiel des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront«. Die von **Karsten Linne** und **Thomas Wohlleben** unter dem Titel **Patient Geschichte. Für Karl-Heinz Roth** (Frankfurt am Main: Zweitausendeins, 1993, 374 S.) herausgegebene Festschrift enthält nicht nur einen von Angelika Ebbinghaus verfaßten Lebens- und Forschungsüberblick, sondern auch eine leider nicht vollständige Bibliographie von Roths Veröffentlichungen. Der Band zielt darauf ab, so die Herausgeber im Vorwort, *»Stimmen und Forschungsrichtungen ein wenig Gehör (zu) verschaffen«, »die im wohl etablierten Zirkel wissenschaftlicher Publizistik wenig oder gar nicht, auf jeden Fall zu selten... zu Worte kommen«.* Entsprechend den weit gefächerten Interessen und Publikationen Roths enthält der Band u.a. Beiträge zur Arbeiter-, Widerstands- und Revolutionsgeschichte (u.a. von Volker Ullrich, Manfred Kossok und Marcel van der Linden), zur Bevölkerungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten (u.a. von Ludger Weß, Dietrich Eichholtz und Carsten Klingemann), zur Umwelt- und Sozialpolitik (u.a. von Arne Andersen und Lothar Machtan) sowie zwei Beiträge aus Italien, u.a. einen Text von Sergio Bologna über die Zeitschrift »Primo Maggio«. Beachtung verdient der Band nicht nur deshalb, weil er im Hinblick auf den Autor, dem er gewidmet ist, ein ohne Zweifel ungewöhnliches Unternehmen darstellt, sondern insbesondere auch, weil er Beiträge enthält, die ein mehr als beiläufiges Interesse verdienen.

Die von **Frombeloff** unter dem Titel **...und es begann die Zeit der Autonomie. Politische Texte von Karl-Heinz Roth** (Hamburg: Verlag Libertäre Assoziation, 1993, 330 S.) herausgegebene Auswahl von Schriften, die sich den politischen Auseinandersetzungen der letzten zwanzig Jahre verdanken, ruft ein insgesamt doch zwiespältiges Gefühl hervor. Es geht bei dieser Einschätzung nicht einmal so sehr um die von Frombeloff bereits im Vorwort in kritischer Absicht konstatierte *»bombastische Wortgewalt«* von Roths Texten, *»durch die eine breite Diskussion der dort vertretenen Auffassungen oft behindert wird«.* Diese kritische Annotation verweist, insofern sie sich auf einen eher formalen Aspekt bezieht, in eine falsche Richtung; ohne Roths apodiktische Argumentationsweise, die vielfach gerade das denunziert, was sie vorgeblich doch einzufordern behauptet, nämlich solidarische Auseinandersetzungen, als belanglos abtun zu wollen, gilt es doch, das Augenmerk auf Roths eigentliche inhaltliche Anliegen zu konzentrieren. Es sind zwei Aspekte, die sich wie ein roter Faden durch sämtliche politischen Interventionen Roths ziehen: Zum einen die Frage nach dem revolutionären proletarischen Subjekt und zum zweiten die Frage nach dem Verhältnis einer sozialrevolutionär gesinnten Intelligenz zu diesem Subjekt. Allen – von ihm in seinen historischen Arbeiten zum Teil mit formulierten – Destruierungen des Mythos Arbeiterbewegung zum Trotz hält Roth mit geradezu humanistischem Pathos und in fast schon konservativer Manier an jenem Projekt fest, daß eine revolutionäre Intelligenz so gerne einer in wechselnder Gestalt die Bühne des Weltgeschehens betretenden Arbeiterklasse aufgibt: der Zerstörung des Kapitalverhältnisses und damit zugleich der Aufhebung der eigenen Existenzweise. Es läßt sich, liest man Roths politische Schriften daraufhin durch, geradezu eine Typologie Rothscher revolutionärer Subjekte erar-

beiten, die in immer neuen Konstellationen auftreten und dabei einem manchmal verblüffenden Wandlungsprozeß unterworfen sind. Zuletzt in seinem auch in diesem Band abgedruckten Beitrag zu dem von der Redaktion der Zeitschrift »konkret« organisierten Kongreß »Was tun?« vom Juni 1993 holt Roth unter dem Stichwort der »*Wiederkehr der Proletarität*« zu einer globalen Analyse von Kapital- und Widerstandsbewegungen aus, um zum Schluß ein Konzept »*von lokalen bzw. regionalen Proletarischen Zirkeln*« vorzustellen, die »*in einem reiferen Entwicklungsstadium der Internationalen Proletarischen Zirkel*« »*dem kapitalistischen Weltsystem eine globale sozialistische Perspektive entgegenzusetzen*« haben, wobei er – beiläufig eine neue Ahnenreihe entwerfend – »*das Erbe von Karl Marx, Rosa Luxemburg und Michael Kalecki*« für sich und dieses weltumspannende Projekt in Anspruch nimmt. Es ist diese geradezu emphatische Projktionslust, die Roths Texte allem analytischen Widerwillen zum Trotz immer wieder auch zu einem wahren Lesevergnügen werden lassen, unabhängig davon, ob man dieser Lust an Projekten und Projektionen inhaltlich zu folgen in der Lage oder gewillt ist.

An der Jahreswende 1991/92 tauchten aus Zusammenhängen der »Revolutionären Zellen« zwei Papiere auf, in denen bestimmte bis dahin vertretene politische Positionen dieser Kleingruppen, zum einen vornehmlich im Hinblick auf antiimperialistische und internationalistische Denkansätze, zum anderen aber auch im Hinblick auf die angesichts der weltpolitischen Veränderungen seit 1989 fragwürdig gewordenen eigenen Praxisansätze hinterfragt wurden. In diesen Papieren wurden Töne angeschlagen, die, zumindest im Kontext dieser Form von militantem Widerstand, neu waren und Schlüsse gezogen, die zum Teil für nicht gelinde Überraschung sorgten und, wie eine bald einsetzende Flut von Erklärungen und Stellungnahmen zeigen sollte, auch auf teils erbitterte Ablehnung stießen. Der zum Antizionismus mutierte linke Antisemitismus wurde problematisiert und es wurde gar ein Endpunkt gesetzt: »*Wir meinen, daß mit der Fortschreibung des RZ-Mythos nichts gewonnen ist, sondern daß es im Gegenteil darauf ankommt, eine historische Etappe abzuschließen, verkrustete Strukturen und Kampfmittel aufzugeben, um überhaupt wieder eine Chance zu bekommen, als politische Subjekte in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Prozeß eingreifen zu können.*« Ohne Zweifel kam in den beiden Papieren – noch verstärkt durch die einige Monate darauf folgende Gewaltverzichtserklärung der RAF – eine Stimmungslage zum Ausdruck, die sich der Fragwürdigkit eigener Praxisansätze bewußt geworden war und auf diesem Hintergrund auch bereit war, die eigene Geschichte kritisch zu hinterfragen, ohne sich nun gleich davon zu distanzieren. Der bewaffnete Kampf in der Bundesrepublik, der in seinen Ursprüngen auf entsprechende Konzepte revolutionärer Befreiungsbewegungen in Ländern der Dritten Welt zurückgriff, hat eine mittlerweile über ein Vierteljahrhundert sich erstreckende Geschichte; die ersten Gruppen organisierten sich im Kontext der antiautoritären Revolten der späten sechziger Jahre und haben als RAF, Bewegung 2. Juni, Revolutionäre Zellen und Rote Zora Spuren hinterlassen, die aus der Geschichte der bundesrepublikanischen Linken, gleich wie deren unterschiedliche Gruppierungen und Fraktionen sich zum bewaffneten Kampf verhalten haben, nicht hinwegzueskamotieren sind. Aus libertärer Sicht schon frühzeitig völlig zu Recht als »*Leninisten mit Knarre*« kritisiert, haben diese Gruppen ein mittlerweile in den eigenen Reihen zumindest zum Teil wohl auch als problematisch empfundenes, historisch

schon längst fragwürdiges Avantgardekonzept reaktualisiert, das für jene nationalrevolutionären Gruppierungen in Ländern der Dritten Welt brauchbar sein mag, die sich in den heutigen Auseinandersetzungen auf ihre Rolle als die Herren von morgen vorbereiten. Ein Avantgardekonzept, das den russischen Bolschewisten bei ihrem Oktoberputsch dienlich war und in der Folge zum manchmal sogar erfolgreichen sowjetischen Exportschlager wurde, immer aber auf die Errichtung staatlicher Macht zielte, ist jedoch dann obsolet, wenn es ganz im Gegenteil um den Abbau zentralisierter Machtstrukturen und das individuelle Leben bestimmender Gewaltbeziehungen geht. Es kann folglich auch nicht verwundern, wenn sich solche bewaffneten Avantgardegruppen schließlich in Auseinandersetzungen mit entsprechenden staatlichen Organen verwikkelt sehen, die der nicht unmittelbar Beteiligte nur noch als außenstehender Zuschauer wahrzunehmen in der Lage ist; mit sozialer Befreiung und der Konstituierung neuer Lebensverhältnisse hat dies dann trotz aller gegenteiliger Behauptungen nichts mehr zu tun. Die vielbeschworene Klandestinität und Illegalität erweisen sich – zahlreiche Beispiele aus Geschichte und Gegenwart beweisen dies – in erster Linie nicht als Schutz vor befürchteter staatlicher Verfolgung, sondern vielmehr als Schutzbehauptungen selbst ernannter Avantgardisten, die als sogenannte »Feierabendterroristen« den bewaffneten Kampf mit der gleichen Inbrunst verwalten wie staatlich angestellte Bürokraten das gesellschaftliche Leben ihrer Untertanen. Das mag ein die angeschlagene Psyche insgeheim erhebendes Gefühl vermitteln, erweist sich aber hinsichtlich der Entwicklung einer herrschaftsfreien Gesellschaft nicht nur als wenig dienlich, sondern schlicht und einfach als kontraproduktiv. Der bewaffnete Kampf hat in den letzten Jahrzehnten ganz beiläufig – gewissermaßen als zweites Standbein neben den eigentlichen Aktionen – eine Unmenge von nicht immer lesbarem bedrucktem Papier hervorgebracht. Die wesentlichen Texte der »Revolutionären Zellen« liegen jetzt, gerade rechtzeitig zum zwanzigjährigen Jubiläum ihrer ersten bewaffneten Aktion, herausgegeben von einer Redaktionsgruppe, gedruckt vor: **Die Früchte des Zorns. Texte und Materialien zur Geschichte der Revolutionären Zellen und der Roten Zora** (Berlin/Amsterdam: Edition ID-Archiv, 1993, 2 Bde., 797 S.). In insgesamt sechzehn Kapiteln, ergänzt durch ein Vorwort, umfangreiche Anmerkungen, ein Abkürzungsverzeichnis, ein Register und ein Literaturverzeichnis, werden, jeweils kommentierend eingeleitet, eher theoretische Texte und Erklärungen zu Aktionen abgedruckt. Solche Textsammlungen werden gemeinhin dann vorgelegt, wenn das, was sie dokumentieren wollen, von der Geschichte überholt worden ist; so heißt es konsequenterweise in einem der eingangs erwähnten Papiere völlig zu Recht, wenn auch reichlich spät: »*Aber auch die RZ haben sich durch anhaltende Passivität endgültig aus dem historischen Prozeß hinauskatapultiert.*«

Die wieder aufflammende Sehnsucht nach einem tausendjährigen Reich bei proletarischem Mob und spießbürgerlichem Mittelstand einerseits, die zunehmend an frühkapitalistisches Gebaren erinnernde Geschäfts- und Bereicherungslust einer salopp dynamischen Schickeria andererseits, lassen bei manch gestandenem Alt-Libertären melancholische Erinnerungen an jene jetzt entschwindenden Zeiten aufkommen, in denen er unter dem schützenden Mantel einer keynesianistischen Interventionspolitik die ihm zugeteilte Staatsknete in progressiver Absicht konsumieren konnte. Wenn zunehmend ratlose Nostalgie sich breit macht, fördert dies nicht nur die insgeheim vielleicht schon

längst gehegten Wünsche, nun endgültig einen irgendwie akzeptablen Frieden mit dem System zu machen, sondern auch jenen verbitterten Trotz, der nun erst recht an alten Illusionen festhalten will. »*Die Philosophie*«, so mag manch einer an sich selbst und an den Zeiten Verzweifelnder sich daher zum Zwecke der Selbsttröstung wieder einmal zu Gemüte führen, »*kann sich nicht verwirklichen ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie.*« Diese in bester idealistischer dialektischer Tradition stehende Bemerkung von Karl Marx hat in den Köpfen mancher Nachgeborener die eine oder andere Verwirrung zur Folge gehabt. Manche Metaphysiker des proletarischen Widerstandes fühlen sich dieser reale geschichtliche Erfahrungen hinwegeskamotierenden Dialektik auch heute noch verpflichtet. Für diesbezügliche Überraschungen erweist sich das Spektrum der bundesdeutschen Autonomen immer wieder als das rechte Milieu. Neben dumpfem Militarismus und einer geistigen Unbeweglichkeit, die sich schon dem Zustand der Amnesie nähert, findet man in diesem Spektrum auch den einen oder anderen Vertreter jener Intelligenz, deren Selbstbewußtsein am seidenen Faden der von ihr imaginierten Avantgardefunktion im Klassenkampf hängt. Seit einigen Jahren erscheinen, gewissermaßen als Nachfolgeorgan der »Autonomie. Neue Folge«, dem ehemaligen Zentralorgan dieser marginalen Autonomen-Fraktion, in unregelmäßigen Abständen die **Materialien für einen neuen Antiimperialismus**, in denen gesellschaftliche Verhältnisse an unterschiedlichsten Ecken und Enden des Planeten auf ihren Nutzen für autonomes Avantgardegebaren hin abgeklopft werden. In dem »Strategien der Unterwerfung – Strategien der Befreiung« betitelten Heft 5 (Berlin/Göttingen: Schwarze Risse Verlag, 1993, 91 S.) widmen sich ungenannte Autoren zur Abwechslung wieder einmal den neuesten Entwicklungen in hiesigen Gefilden. In den in diesem Heft abgedruckten »Thesen zum Rassismus« wird der überraschte Leser mit ganz neuen Aspekten autonomer Selbstvergewisserung konfrontiert. »*Selbstverständlich*«, so versichern uns die autonomen Kämpfer für eine bessere Welt, »*werden wir die Migranten bis aufs Messer gegen rassistische Angriffe verteidigen, aber*« – und das folgende muß man wohl oder übel ernst nehmen – »*an der Konfrontation links gegen rechts unten kann uns nicht gelegen sein. In der Gewalt der Zukurzgekommenen sehen wir eine Form der proletarischen Selbsterfindung* (!) *unter schlechten Emblemen, der gegenüber das Beharren auf einem moralischen Status nicht ausreicht.*« Ohne nun weiter dem angesichts der Formulierung »*links gegen rechts unten*« sich unweigerlich einstellenden Gedanken nachzuhängen, ob der Verfasser dieses Satzes sich »links oben« im Wolkenkuckucksheim aufhält, wendet sich der Leser einer wohl als Zugabe zu verstehenden Anmerkung zu, in der aus einem unveröffentlichten und wohl besser auch unveröffentlicht bleibenden Manuskript »Gedanken zur Rassismusdebatte« eines D.H. zitiert wird: »*Aber auch die Gewalt der Zukurzgekommenen im Deregulationsprozeß der produktiven Zerstörung hat eine produktive Bedeutung. Sie ist Teil einer Strategiefindung, in der sich die Linien der Ausbeutung und Unterwerfung im Prozeß der sogenannten Krise neu formieren, als Ansprüche auf Teilhabe, als Ansprüche auf alltägliche Formen der Gewalt etc.*« Man mag sich über den Un- und Irrsinn, den bundesdeutsche Autonome immer wieder zum besten geben, schon gar nicht mehr aufregen, aber diese Sätze weisen auf ganz neue Dimensionen hin. Nicht nur, daß man vermuten muß, daß diejenigen, die solche Sätze zu schreiben in der Lage sind und die darin zum Ausdruck kommenden Positionen auch noch als eine linksradikale Perspektive verkaufen wollen, zu der von

ihnen thematisierten sozialen Realität überhaupt keinen erfahrungsgesättigten Bezug zu haben scheinen. Wahrlich erbärmlich wird es, wenn man – diese Position konsequent zu Ende denkend – annehmen muß, daß hier tatsächlich die Meinung vertreten wird, daß auch die seinerzeit *»zukurzgekommenen«* Freikorpsmörder und SA-Schläger auf dem Weg *»der proletarischen Selbsterfindung* (gemeint ist wohl die Selbstfindung) *unter schlechten Emblemen«* waren, *»der gegenüber das Beharren auf einem moralischen Status nicht ausreicht«*. Daß Moral für den gemeinen bundesdeutschen Autonomen in bester stalinistischer Manier noch nie ein Problem war, ist hinlänglich bekannt, daß autonome Vordenker sich aber nunmehr so offen und unter Preisgabe jeglicher Moral zu einer dermaßen abwegigen Vorgeschichte bekennen, läßt die autonome Militanz einmal mehr im rechten Licht erscheinen.

Im Juni 1993 fand in Hamburg ein von der Redaktion der Monatszeitschrift »konkret« unter dem Motto der schon von Lenin desaströs beantworteten Frage »Was tun?« veranstalteter Kongreß statt, zu dem »konkret«-Autor(inn)en und solche Personen, die von der »konkret«-Redaktion gerne als »konkret«-Autor(inn)en gesehen würden, als Referent(inn)en eingeladen waren. Mittlerweile liegt eine von **Wolfgang Schneider** und **Boris Gröndahl** unter dem Titel **Was tun? Über Bedingungen und Möglichkeiten linker Politik und Gesellschaftskritik** (Hamburg: Konkret Vertriebsgesellschaft, 1994, 439 S.) herausgegebene Dokumentation des Kongresses vor, die *»sämtliche Referate und Vorträge aller zwölf Veranstaltungen des Kongresses – zum Teil in einer von den Autorinnen und Autoren überarbeiteten Fassung«* sowie *»wesentliche Ausschnitte aus den dazugehörigen, in der Regel äußerst kontrovers geführten Diskussionen«* enthält. Die Vorträge präsentieren sich als eine mehr oder minder unterhaltsame Nummernrevue, als deren Chefdirigent ohne Zweifel der langjährige Sozialdemokrat und als wiedergeborener Karl Kraus seine ehemaligen Genossen und andere Abweichler aufs heftigste bekämpfende Hermann L. Gremliza gelten darf. Viele der auf dem Kongreß gebotenen Nummern sind dem »konkret«-Leser aufs intimste bekannt; neben dieser Bekenntnisliteratur linksradikaler Manier, die den von Kapital, Staat und seit einiger Zeit vom Rassismus betroffenen letzten Aufrechten gewissermaßen als letzte Ölung gereicht wird, gibt es ohne Zweifel auch den einen oder anderen bedenkens- und lesenswerten Text. Das Unternehmen als ganzes allerdings ist wohl Ausdruck davon, daß die dort Versammelten sich in der Mehrheit offensichtlich zutiefst in eben jenes *»Selbstmitleid«* verstrickt haben, von dem man sich laut Kongreßaufruf doch gerade verabschieden wollte.
Stellvertretend für manch Andere(n) sei hier nur auf die bemerkenswerten Ergüsse zweier Propagandisten zeitgenössischer political correctness hingewiesen. Da ist zum einen der Altvordere Georg Fülberth, der nunmehr, nachdem »Erich, Erich & Co.« von der Bühne des proletarischen Welttheaters haben abtreten müssen, auf den längst überfälligen Orden für langjährige professoral-heldenhafte intellektuelle Beistandsbekundungen wird verzichten müssen und da ist zum anderen der Rudolf Augstein des Popjournalismus Diedrich Diederichsen, der zur Zeit dabei ist, sich zwischen allen Stühlen als avantgardistischer Antifaschist auf einem, wie er wohl glaubt, für ihn frei gehaltenen Sessel behaglich auszubreiten. Fülberth, seit Jahrzehnten im Lobgesang in immer gleicher Stimmlage auf den von ihm so sehr geliebten autoritären Staatssozialismus erprobt, stellt sich als *»ein großer Patriot der DDR«* vor, der *»seit dem 3.*

Oktober 1990 emotional staatenlos« ist; ohne daß es ihm die Schamesröte ins Gesicht treibt, gibt sich dieser gescheiterte Altavantgardist nostalgischen Erinnerungen an *»diese Diktatur in der DDR«* hin und betont noch einmal, damit auch keinem entgeht, auf welche Variante von Sozialismus er seine Zuhörer einstimmen will: *»Selbstverständlich war es eine Diktatur.«* Da darf man wohl annehmen, daß dieser schamlose Propagandist eines diktatorischen Sozialismus, der, dem von seinesgleichen so gerne beschworenen Weltgeist sei Dank, auf dem Misthaufen der Geschichte gelandet ist, von sich selbst spricht, wenn er darauf hinweist, daß *»die Annulierung der DDR... die Beseitigung der moralischen Grundlagen der Politik (bedeutet)«.* Von ganz anderem avantgardistischen Kaliber ist Diedrich Diederichsen, der, wie er in einem Beitrag seines im letzten Herbst erschienenen Buches »Freiheit macht arm« hat verlauten lassen, im Herbst 1990 von einem schreibenden Kollegen über *»das heiße Medienthema ›Neue Rechte‹«* aufgeklärt worden ist, das seinerzeit, so Diedrich Diederichsen in diesem Text allen Ernstes, *»an keinem Horizont zu sehen war«.* Das hat Diederichsen, immer da unterwegs, wo die von ihm unter Absehung jeglicher inhaltlicher Differenzen so grenzenlos bewunderte Avantgarde bereits gewesen ist, nicht ruhen lassen. In Heft 2/1994 seiner Hauszeitschrift »spex« hat er ausgerechnet Bob Dylan ohne jeden Nachweis entsprechender Äußerungen als *»faschistoiden Patriarchen, der von Konzentrationslagern für Gang-Mitglieder träumt«,* enttarnt. Angesichts dieser geistlosen Kapriolen wundert man sich dann nicht mehr, daß Diederichsen seit Jahren als Propagandist jener schwarzen, vorwiegend von weißen Bürgerkindern als originärer Ghetto-Widerstand gefeierten HipHop- und Rap-Kultur durch die Lande reist, die sich u.a., was ihm durchaus aufgefallen ist, durch einen strukturellen Antisemitismus auszeichnet. An der Beantwortung der Frage, wieso er, der Logik dieses seines Engagements folgend, sich nicht für die hiesige Nazi-Rockmusik engagiert, die doch auch als widerständig gesehen werden möchte, wird er wohl zur Zeit noch arbeiten. Immerhin hat Diederichsen, der immer noch, wie es in jenen Tagen, als er zu publizieren begann, modisch war, aus dem Bauch heraus zu denken und zu schreiben scheint und den als theoretischen Kopf zu bezeichnen den Sachverhalt wohl kaum treffen würde, in einem Beitrag auf dem »konkret«-Kongreß ein ästhetisches Argument vorgebracht, das wohl eine Hemmschwelle bezeichnen soll: *»..., aber wer sich mal Nazirockplatten angehört hat, wird sofort feststellen, daß da zwar der eine oder andere in der Lage ist, so drei oder vier Griffe auf der Gitarre zu spielen oder sogar mal einen Lauf hinzukriegen, aber zum Beispiel nicht ein einziger Schlagzeuger dabei ist, der Schlagzeug spielen kann. Das ist nicht ganz uninteressant.«* Aus dieser *»Scheiße«* (aus einem im Protokollband dokumentierten Zwischenruf) läßt sich natürlich nicht schlußfolgern, daß Diederichsen eines Tages, wenn er vielleicht einmal auf einen Nazirocker stößt, der Schlagzeug spielen kann, eine neue Avantgarde entdeckt haben wird.

Mit der Auflösung der Sowjetunion Ende 1991 ist eine geschichtliche Epoche zu Ende gegangen, die zu einem zumindest vorläufigen Resümee des mit der bolschewistischen Oktoberrevolution von 1917 einsetzenden und realpolitisch als gescheitert zu betrachtenden realsozialistischen Experiments geradezu einlädt. Ein solches Resümee wird jenseits aller fachwissenschaftlichen Detailkenntnisse notwendigerweise fragmentarisch bleiben müssen, insbesondere wenn unterschiedlichste Aspekte ins Auge gefaßt werden sollen; von daher mag eine lexikalische Aufarbeitung und Erfassung der

wesentlichen geschichtlichen Ereignisse und Daten einem ersten resümierenden Ausblick Genüge tun. Das von **Hans-Joachim Torke** herausgegebene und an das ebenfalls von ihm verantwortete, bereits 1985 erschienene »Lexikon der Geschichte Rußlands« anschließende **Historische Lexikon der Sowjetunion 1917/22 bis 1991** (München: Verlag C.H. Beck, 1993, 401 S.) beansprucht, so der Herausgeber im Vorwort, *»den neuesten Wissensstand in bezug auf die relativ gut erforschte Periode von 1917 bis 1985 und allererste Bewertungen der Perestrojka-Periode von 1985 bis 1991 wiederzugeben«*. Das Lexikon zeichnet sich durch eine bewußt gewählte thematische Vielfalt aus: Die – den Herausgeber eingeschlossen – insgesamt zehn Autoren des Bandes, allesamt ausgewiesene Osteuropaforscher, informieren in ihren Artikeln nicht nur über wichtige Politiker, Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller, sondern auch über das begriffliche Vokabular der marxistisch-leninistischen Staatsdoktrin, über die wichtigsten sowjetischen Institutionen, über innen- und außenpolitische Geschehnisse sowie über Städte, Republiken und Nationalitäten. Die einzelnen Artikel enthalten jeweils Hinweise auf ergänzende Literatur; im Anhang, der die wichtigsten Daten der sowjetischen Geschichte auflistet und drei Überblickskarten enthält, findet sich zudem eine bibliographische Zusammenstellung von weiterführenden Nachschlagewerken und einführenden Darstellungen zur Geschichte der Sowjetunion. Für denjenigen, der sich zu unterschiedlichsten Aspekten der sowjetischen Geschichte erste Ein- und Überblicke verschaffen will, erweist sich dieses Nachschlagewerk ohne Zweifel als ein brauchbarer Ratgeber.

Hans-Ulrich Wehler gilt als einer der führenden Köpfe der bundesdeutschen Sozialgeschichtsschreibung. Während man in der Zunft auf die Bände 3 und 4 seiner »Deutschen Gesellschaftsgeschichte« wartet, hat er jetzt eine zweite, ganz erheblich erweiterte Auflage seiner zuerst 1976 erschienenen »Bibliographie zur modernen deutschen Sozialgeschichte« unter dem leicht modifizierten Titel **Bibliographie zur neueren deutschen Sozialgeschichte** (München: Verlag C.H. Beck, 1993, 439 S.) vorgelegt. Untergliedert in 73 jeweils ein Themenfeld der Sozialgeschichte aufgreifende Abteilungen, erfaßt der Band insgesamt knapp zehntausend bis zum Ende des Jahres 1992 erschienene deutschsprachige und internationale Titel. In seinem kurzen Vorwort verspricht Wehler zwar, *»herkömmlichen akademischen Fächergrenzen«* auf der Basis *»interdisziplinäre(r) Aufgeschlossenheit«* keine Beachtung zu schenken, grenzt gleichwohl aber den von ihm seit jeher nicht geliebten *»Modebegriff«* der Alltagsgeschichte aus seinem Unternehmen aus, da diese seiner Meinung zufolge *»nach dem Überschreiten ihres Zenits zur Zeit offenbar einer reflektierten Kulturgeschichte weicht«*. Auch wenn man Wehler zugestehen muß, daß *»ein solches Arbeitsbuch keine ›totale‹ Bibliographie«* sein kann, darf man sich doch verwundert zeigen, daß in der *»breite(n) Palette der einschlägigen Zeitschriften«* eine ganze Reihe von durchaus *»einschlägigen«* Zeitschriften nicht zu finden sind, so z.B. die »1999«, die »Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik«, die »Geschichtswerkstatt«, die »Werkstatt Geschichte«, die »Dachauer Hefte« und auch das »Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit«. Die eine oder andere Arbeit von zunftgemäß nicht etablierten Historikern oder Sozialwissenschaftlern sucht man in dieser Bibliographie ebenfalls vergebens. Auch der Blick des als fortschrittlich geltenden Historikers scheint sich den Regeln seines Gewerbes gemäß als ein zünftlerisch beschränkter

zu erweisen; gleichwohl wird man einer solchen Bibliographie, insofern sie sich für einen ersten Überblick und Einstieg durchaus als ein brauchbares Arbeitsmittel erweist, positive Aspekte abgewinnen können.

In Ergänzung zu dem in Heft 8 des »Archivs« angezeigten Bestandsverzeichnis des Pariser »Institut Francais d'Histoire Sociale« zum Anarchismus liegt seit kurzem ein von **Hélène Strub** erarbeiteter zweiter Band vor: **L'Anarchisme. Catalogue de Livres et Brochures des XIXe et XXe Siècles. Tome II** (München/London/New York/Paris: K.G. Saur Verlag, 1993, 303 S.). Auch die in diesem zweiten Band alphabetisch verzeichneten Titel sind durchweg durch Schenkungen und Nachlässe zusammengekommen, so daß zwar nicht von einer systematischen, aber doch von einer äußerst umfangreichen Sammlung gesprochen werden kann. Der Band enthält im Anhang einen für beide Bände geltenden Namens- und Organisationsindex, der einen ersten schnellen Überblick über die in der Sammlung vertretenen Autoren erlaubt.
Zusätzlich zu den Anarchismus-Katalogen liegt mittlerweile ein unter der Leitung von **Denise Fauvel-Rouif** erarbeitetes weiteres Verzeichnis vor: **Le Communisme. Catalogue de Livres et Brochures des XIXe et XXe Siècles** (München/London/New York/Paris: K.G. Saur, 1989, 378 S.). Auch in diesem Fall basieren die Bestände des Instituts auf Schenkungen bzw. Nachlässen sowohl von Wissenschaftlern als auch von Militanten verschiedener revolutionärer Organisationen; Vollständigkeit in irgendeiner Hinsicht kann von daher in keiner Weise erwartet werden. Aufgeteilt ist das Bestandsverzeichnis in zwei Teile. Im ersten, umfangreicheren Teil ist die Literatur nach einzelnen Ländern verzeichnet, wobei insbesondere die Bestände zur Sowjetunion und zu Frankreich recht umfangreich sind; erheblich weniger stark vertreten sind Deutschland, Italien, Großbritannien, die osteuropäischen Länder, die Vereinigten Staaten und China. Der zweite Teil orientiert sich an bestimmten Personen bzw. Organisationen; hier findet sich Literatur zu Dimitroff, zu Trotzki und zum Trotzkismus, zu Marx, Engels und Lenin, zur Kommunistischen Internationale und zu sonstigen kommunistischen Organisationen. Hilfreich ist ein den Band abschließender Personenindex.

Manch ein Autor, dem zu Lebzeiten keine rechte Resonanz beschieden war, würde über das Interesse, das die Nachkommenden an seinem hinterlassenen Werk zeigen, mehr als bloß staunen. Es ist vielfach schwierig zu entscheiden, ob eine solche nachträgliche Resonanz einem tatsächlich inhaltlichen Anliegen entspricht, ob sie eher als Begleiterscheinung akademischer (Selbst-)Verwertung zu deuten ist oder auch als Ausdruck bloß modischer Zeiterscheinungen abgehakt werden muß; in der Realität werden sich diese diversen Interessenslagen sicherlich vielfach kreuzen. Walter Benjamin ist, nach einer ersten zweibändigen Werkausgabe in den fünfziger Jahren, im Laufe der sechziger Jahre wiederentdeckt, gleichsam von den Toten erweckt worden. Heute, nach dem erscheinen seiner »Gesammelten Schriften«, gehören diese zum Kanon der Geisteswissenschaften, was nicht zuletzt auch in der zunehmend wachsenden und dabei naturgemäß immer unübersichtlicher werdenden Sekundärliteratur zum Ausdruck kommt. Bereits vor rund zehn Jahren hatte Momme Brodersen eine erste Bibliographie vorgelegt, die knapp tausend Einträge verzeichnete. Im Anschluß daran liegt jetzt unter dem Titel **Literatur über Walter Benjamin** eine von **Reinhard Markner** und **Thomas Weber** herausgegebene **Kommentierte Bibliographie 1983 – 1992** (Hamburg:

Argument-Verlag, 1993, Argument-Sonderband. Neue Folge 210, 310 S.) vor, die allein für diesen kurzen Zeitraum, ergänzt um Nachträge zu Brodersens Bibliographie und eine nachträgliche Aufnahme von 1993 erschienenen Titeln, insgesamt 2132 Einträge verzeichnet. »*Tatsächlich«,* so heißt es im kurzen Vorwort, »*das zeigt die vorliegende Bibliographie, geht im Umgang mit Benjamin alles. Das Heterodoxe seines Denkens leistet dem Vorschub. Autoritäre und egalitäre, esoterische und exoterische, metaphysische und historisch-materialistische, messianische und blanquistische Linien kreuzen sich darin.*« Benjamin selbst, dem die »Bibliographie als Wissenschaft« ein nicht unwesentliches Anliegen war, würde sich angesichts dieser Bibliographie zu seinem Werk sicherlich verwundert zeigen; dem an Benjamin Interessierten erweist sie sich als ein probates Hilsmittel.

Das Desaster des Realsozialismus scheint nicht nur dessen Anhänger in eine oft genug von bloßer Geschäftigkeit übertünschte anhaltende Ratlosigkeit gestürzt zu haben, sondern auch jene Linke, die sich in eher libertären Traditionen wandelnd sieht. Wenn man die Debatten Revue passieren läßt, die seit einigen Jahren – sicherlich nicht zufällig in jener Zeit also, als sich die Grenzen zwischen Libertären im engeren Sinne und eher marxistisch, zum Teil auch leninistisch orientierten Autonomen zu verwischen begannen – den linksradikalen Diskurs beherrschen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei die inhaltliche Beliebigkeit, die man so gerne bürgerlich-postmodernem Denken unterstellt, längst zum eigentlichen Markenzeichen dieser linksradikalen Milieus geworden, in denen die betuliche Ausbreitung und therapeutische Dimensionen annehmende Aufarbeitung persönlicher Befindlichkeiten inhaltlich-konzeptionellem Denken längst den Rang abgelaufen haben. Neuerdings scheint der Antifaschismus zu jenem Grauschleier geworden zu sein, hinter dem sich eine marginalisierte linksradikale Szenerie allen internen Widersprüchlichkeiten zum Trotz wieder einmal zum imaginierten letzten Gefecht zusammenrauft; wirft man aber einen Blick hinter die Kulissen dieses antifaschistischen Schutzwalls, tun sich schnell jene Abgründe auf, die zumindest denen nicht unbekannt sein dürften, die sich mit der desolaten Funktionalisierung antifaschistischer Aktivitäten durch das stalinistische Terrorregime in den dreißiger Jahren beschäftigt haben.
In einer solchen Situation, in der das Denken von Tagesaktualitäten bestimmt wird und im Betroffenheitswahn erstickt, ist es begrüßenswert, wenn einmal mehr jene Denktraditionen vorgestellt werden, deren Reichweiten über die unausweichlichen Begrenzungen der Aktualität hinausreichen. **Wolfram Beyer** hat in dem von ihm herausgegebenen Band **Anarchisten. Zur Aktualität anarchistischer Klassiker** (Berlin: Oppo-Verlag, 1993, 128 S.) Beiträge zusammengestellt, in denen mit unterschiedlichem Erfolg versucht wird, die inhaltlichen Überlegungen der behandelten Klassiker auch für die Jetztzeit fruchtbar zu machen. Bernd A. Laska begnügt sich in seinem Beitrag über Max Stirner mit kritischen Anmerkungen zu dessen Wirkungsgeschichte und endet genau dort, wo er hätte anfangen sollen. In ähnlicher Manier beschränkt sich Folkert Mohrhof in seinem Beitrag über Rudolf Rocker auf einen kurzen Abriß von dessen Aktivitäten. In den Beiträgen über Bakunin (Wolfram Beyer), Kropotkin (Heinz Hug), Leo Tolstoi (Ulrich Klemm) und Gustav Landauer (Siegbert Wolf) gehen Darstellung der jeweiligen inhaltlichen Konzeptionen und Fragen nach der eventuellen Aktualität eine immerhin befriedigende Mischung ein. Bezogen auf die Fragestellung wirklich zu-

friedenstellend sind die Beiträge von Hans Jürgen Degen zu Helmut Rüdiger, dessen Wirken selbst von der grundsätzlich antidogmatischen Frage nach der Praktikabilität anarchistischer Konzeptionen im politisch-sozialen Tageskampf bestimmt war und der von Manfred Burazerovic zu Max Nettlau, der nicht nur als Historiker des Anarchismus, sondern auch als anarchistischer Historiker zur Kenntnis genommen zu werden verdient und in dessen Denken, Arbeit und Leben eben jene libertären Elemente eingegangen und reflektiert worden sind, deren Tradierung von mehr als bloß archivalischem Interesse sein sollte.

Wahrlich, wahrlich, es ist schon auffallend, daß libertäre Ideen und Strömungen vorwiegend in den südlichen Regionen Europas, in jenen Gegenden also, in denen der Katholizismus auf nahezu ungebrochene Traditionen zurückschauen kann, beheimatet waren und sind. Je weiter man nach Norden kommt, in jene kühleren Gebiete also, in denen der Protestantismus mit seiner unheiligen Arbeitsmoral den Ton angibt, desto mehr sieht man sich gediegen sozialdemokratischen und parteikommunistischen Ambitionen ausgesetzt, denen jegliche Form von Anarchismus schon seit jehr als eine unausgegorene Ausgeburt des Leibhaftigen erschienen ist. Tatsächlich wäre es einmal von mehr als bloß beiläufigem Interesse, dem Beziehungsgeflecht zwischen Anarchismus und Katholizismus auf der einen Seite und Sozialdemokratie (in allen ihren Varianten) und Protestantismus auf der anderen Seite nachzuspüren. In deutschen Landen haben libertäre Ideen und Organisationen immer nur eine eher marginale Rolle gespielt. Das zeitigt auch insofern Auswirkungen, als hierzulande historische Forschungen zum Anarchismus, auch wenn im Laufe der letzten Jahre eine ganze Reihe von wichtigen und bemerkenswerten Arbeiten erschienen sind, eher von Außenseitern betrieben und entsprechend wenig wahrgenommen werden. Um so begrüßenswerter ist es, wenn **Hans-Jürgen Degen** jetzt mit der Herausgabe eines **Lexikons der Anarchie** in Loseblattform begonnen hat, von dem eine erste, insgesamt 24 Stichpunkte umfassende Lieferung vorliegt und das halbjährlich ergänzt werden soll (Bösdorf: Verlag Schwarzer Nachtschatten, 1993). *»Das Lexikon der Anarchie will versuchen«,* so heißt es in einem »Aufruf zur Mitarbeit«, *»für den deutschsprachigen Raum eine umfassende Darstellung aller Personen, aller Sachgebiete und aller Organisationen zu bieten, die in direktem oder indirektem Bezug zum Anarchismus standen oder stehen«.* Die erste Lieferung enthält vorwiegend Beiträge zu Personen, zu bekannten wie Alexander Berkman, Emma Goldman, Peter Kropotkin, Erich Mühsam und Gustav Landauer, aber auch zu weniger bekannten wie Johannes Holzmann, Paul Robin oder Jean Wintsch. Daneben gibt es Artikel zu Organisationen (Confederación Nacional del Trabajo, Federación Anarquista Ibérica, War Resister's International), zur Zeitschrift »Mother Earth«, zum spanischen Bürgerkrieg, zu Provos, zur Antipädagogik, zum Marxismus und zum Neo-Anarchismus. Schon allein diese Aufzählung läßt deutlich werden, daß die angestrebte Bandbreite der Beiträge in der ersten Lieferung eingehalten wird. Zu kritisieren wäre die zum Teil nicht so ohne weiteres nachvollziehbare quantitative Gewichtung einzelner Beiträge; so umfassen z.B. die Beiträge zu Sébastien Faure und Francisco Ferrer gerade einmal jeweils etwa eine anderthalbe Seite, während es Gerard Winstanley auf immerhin fünf und William Godwin gar auf mehr als sieben Seiten bringt. Das mag man mit dem unterschiedlichen Bekanntheitsgrad der jeweiligen Personen und der daraus geschlußfolgerten Notwendigkeit einer gegebenenfalls

detaillierteren Beschäftigung begründen, aber man sollte berücksichtigen, daß ein Lexikon auch in sich stimmig sein sollte. Inhaltlich können die Beiträge durchweg befriedigen und es ist zu hoffen, daß sich dieses Lexikon im Laufe der Jahre zu einem umfassenden Kompendium zur Geschichte und Gegenwart des Anarchismus in allen seinen Varianten und Variationen entwickeln wird.

Das Ende der staatssozialistischen Regime östlich der Elbe hat ganz beiläufig auch zur Folge, daß sich für die Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung zumindest insofern neue Perspektiven eröffnen, als zahlreiche Archive, die für Forscher aus westlichen Ländern zumeist überhaupt nicht und oft genug auch für einheimische Forscher nur in begrenztem Maße zugänglich waren, nunmehr ihre Pforten geöffnet haben. Ob und inwiefern dies im Laufe der nächsten Jahre in dem einen oder anderen Fall zu entscheidend neuen Einsichten führen wird, muß sich erst noch erweisen. Ein wichtiges Unterfangen besteht vorerst darin, überhaupt einmal einen Überblick über die nach den Zusammenbrüchen noch funktionsfähigen Archive und insbesondere über deren Bestände zu gewinnen, um damit eine entsprechende Basis für zukünftige Forschungen zu erhalten und diese vielleicht auch erst anzuregen. Mit seiner Arbeit **Quellen zur Gewerkschaftsgeschichte. Bestandsverzeichnisse Ostberliner Archive zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1933** (Essen: Klartext Verlag, 1992, 316 S.) hat **Detlev Brunner** eine wichtige Vorarbeit zur weiteren Erforschung dieses Teilbereichs der deutschen Arbeiterbewegung geleistet. Brunner hat, soweit diese zur Zeit der Bearbeitung im Jahre 1991 zugänglich waren, die Bestände des »Archivs der Gewerkschaftsbewegung Berlin« (ehemaliges Zentralarchiv des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, FDGB) sowie des »Zentralen Parteiarchivs« beim »Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin« (ehemaliges Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED), das u.a. unter der Bestandsbezeichnung »Sammlung Universität Frankfurt« Reste des Archivs des von den Nationalsozialisten 1933 zerschlagenen Frankfurter Instituts für Sozialforschung enthält, aufgearbeitet. Auch wenn die erhalten gebliebenen Bestände nur einen kleinen Teil jenes gewerkschaftlichen Archivgutes ausmachen, das in den Jahren nach 1933 unter zum Teil ungeklärten Umständen verlorengegangen ist, kann Brunner zu Recht festhalten, daß *»angesichts des in der westdeutschen Geschichtsschreibung immer wieder beklagten Mangels an archivalischen Quellen zur Erforschung einzelner Gewerkschaftsverbände«* die jetzt zugänglichen Materialien *»von unschätzbarem Wert«* sind. In insgesamt sechs Kapiteln hat Brunner die entsprechenden Archivalien so detailliert erfaßt, daß sich der Leser einen ersten brauchbaren Überblick verschaffen kann: Deutsche Gewerkschaftsbewegung (in der Hauptsache Archivalien zu den Freien Gewerkschaften, aber auch zu den christlichen Gewerkschaften, den Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereinen, zu revolutionären Gewerkschaften und anarchistischen Gruppen, zu wirtschaftsfriedlichen »Gelben« Gewerkschaften und zu Standesorganisationen), Europäische Gewerkschaftsbewegung (Materialien aus Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Irland, Lettland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz), Nordamerikanische Gewerkschaftsbewegung, Kommunistische Gewerkschaftspolitik (im wesentlichen Materialien aus dem Historischen Archiv der KPD), Nachlässe und Sonstiges. Ein Personenindex, ein geographischer Index sowie ein Index der Organisationen und Verbände tragen zum Gebrauchswert des Bandes entscheidend bei.

Seit Ende der sechziger Jahre hat sich auch in der Bundesrepublik ein Kulturbegriff herausgebildet, der konträr zu jenem überkommenen deutschen Verständnis von Kultur steht, in dem unausgegorene Innerlichkeit, sogenannte nationale Werte und eine daraus resultierende überhebliche Arroganz gegenüber der abschätzig beurteilten westlich-demokratischen Zivilisation eine bisweilen tödliche Verbindung eingingen, die den kürzlich verstorbenen Hans Sahl in einem Interview zu der nachdenklichen Bemerkung veranlaßten: »*Seltsam diese Täternähe deutscher Innerlichkeit.*« (taz, 30.4.1993) Von einem »*erweiterten Kulturbegriff*« ist seither die Rede, von Alltagskultur oder von Soziokultur und schließlich, den gewandelten Zeitumständen entsprechend politisch aufgeladen, von Multikultur. Gemeint war und ist damit ein Kulturverständnis, das jedweden hermetischen Abkoppelungsversuchen gegenüber auf die Einbeziehung von alltäglichen Erfahrungen und Lebenszusammenhängen abzielt, das kommunikative Prozesse aufgreifen, initiieren und in Gang setzen will, das entsprechend vielfältige Äußerungsformen von kulturellen Erfahrungen nicht zuletzt abzusichern und zu institutionalisieren gedenkt; daß es dabei angesichts der besonders in den letzten Jahren immer desolater werdenden finanziellen Ausstattung kultureller Aktivitäten zu einer fast schon strukturellen Dissonanz zwischen mancherlei hochtrabenden Plänen und den tatsächlichen Umsetzungs- und Realisierungsmöglichkeiten kam und immer mehr kommt, gehört zur alltäglichen Erfahrung jener, die im weiten Feld kultureller Tätigkeitsbereiche aktiv waren oder sind. Ohne Zeifel aber ist Kultur auch zu einem Allerweltsbegriff, zu einer vielfach nichtssagenden Floskel geworden, die für mancherlei Unsinn nicht mehr als einen legitimatorischen Rahmen hergibt. Nach einem Vierteljahrhundert akkumulierter Erfahrungen im Umgang mit einem neuen Kulturverständnis, insbesondere nach dem überfallartigen Anschluß der DDR an die BRD mit ihren desolaten ökonomischen, politischen und mentalen Folgen, ist es höchste Zeit, die Bestände zu sichten, die bisherigen Entwicklungen zu reflektieren und neue Perspektiven zu erarbeiten. Wenn dies letztere auch nur in Ansätzen gelingen soll, kann ein erhellender Rückblick auf die vergangenen Jahre nur von Vorteil sein. Die bisher erschienenen Bände der von Eva Krings, Norbert Sievers und Bernd Wagner für die seit mehr als zehn Jahren praktisch und theoretisch aktive, in Hagen ansässige und nicht zuletzt aus Bundesmitteln finanzierte »Kulturpolitische Gesellschaft e.V.« herausgegebenen Reihe »Edition Umbruch. Texte zur Kulturpolitik« leisten in dieser Hinsicht erste hilfreiche Dienste. Der von **Thomas Röbke** herausgegebene und mit einer ausführlichen Einführung versehene erste Band **Zwanzig Jahre Neue Kulturpolitik. Erklärungen und Dokumente 1972-1992** (Hagen/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 1993, 217 S.) enthält, ergänzt durch ein Literaturverzeichnis, zahlreiche in Auszügen vorgestellte kulturpolitische Dokumente und Erklärungen von der UNESCO, der KSZE, dem Europarat und der Europäischen Gemeinschaft, dem Deutschen Städtetag, von bundesdeutschen Parteien, von Bundestag und Bundesregierung und von kulturpolitischen Interessenvertretungen. Nach der Lektüre dieser sicherlich irgendwie immer gut gemeinten Erklärungen sollte man sich allerdings nicht wundern, wenn sich tatsächlich das von Röbke beschriebene Gefühl einstellt, demzufolge »*die Fallhöhe zwichen dem erhobenen Anspruch und der Wirklichkeit in der Kulturpolitik besonders schwindelerregend ist*«. Eine vorzügliche Arbeitshilfe ist **Bernd Wagner** mit seiner als Band 2 der Schriftenreihe erschienenen Arbeit **Zwanzig Jahre Neue Kulturpolitik. Eine Bibliographie 1970-1990** (Hagen/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag,

1993, 352 S.) gelungen. In sieben wiederum vielfach untergliederten Kapiteln (Bibliographien/Grundlagentexte, allgemeine Darstellungen/Kulturpolitik, Grundlagen, Strukturen, Bereiche/Kulturpolitische Programme, Positionen und Forderungen/Traditionelle Felder der Kulturpolitik/Soziokultur und soziokulturelle Praxisfelder/Weitere kulturpolitische Felder), ergänzt durch ein umfassendes Personenregister, hat er versucht, *»möglichst alle wichtigen Bücher, zentralen Broschüren und wichtigsten Aufsätze zur Kulturpolitik zwischen 1970 und 1990«* zu erfassen, wobei er sich bewußt ist, daß es sich angesichts der Komplexität des Begriffs Kultur, der immer auch *»einem subjektiven Ermessensspielraum«* unterliegt, letztlich trotz des Umfangs nur um eine Auswahlbibliographie handeln kann. Im dritten Band der Reihe geben **Udo Husmann** und **Thomas Steinert** unter dem Titel **Soziokulturelle Zentren. Rahmenbedingungen und Grundfunktionen, Berufsfeld und Qualifikationsvoraussetzungen** (Hagen/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 1993, 279 S.) einen empirisch abgesicherten ersten Überblick über praktische Erfahrungen alltagskultureller Praxis. Basierend auf einer 1987 durchgeführten bundesweiten Befragung von 184 Mitarbeitern in insgesamt 80 soziokulturellen Zentren zielt die Arbeit darauf ab, *»den Umfang und die Vielfalt der geleisteten Arbeit soziokultureller Zentren, ihre personellen, finanziellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die vorhandenen und benötigten Qualifikationen der dort arbeitenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu beschreiben und das gesellschaftspolitische Potential dieser neuen Kulturform aufzuzeigen«*. Die Autoren verzichten bewußt auf eine weitere Theoretisierung soziokultureller Arbeit; auf der Basis der von ihnen erhobenen und auführlich erläuterten Daten vermitteln sie ein realistisches Bild soziokultureller Aktivitäten, um im abschließenden Kapitel Überlegungen zu den Entwicklungsperspektiven der Arbeit in soziokulturellen Zentren anzustellen, die auch nach dem Anschluß der ehemaligen DDR an die BRD und die dadurch veränderten politischen Rahmenbedingungen sicherlich nichts an Aktualität verloren haben. Im vierten Band der Schriftenreihe beschäftigt sich **Wolfgang Sting** unter dem Titel **Vernetzung und Wildwuchs. Kulturpädagogische Arbeit in Metropolen** (Hagen/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 1993, 181 S.) mit einem besonderen Aspekt alltagskultureller Arbeit: Kulturpädagogik, so schreibt er in der Einleitung, *»versteht sich als kulturelle Bildungsarbeit, die über künstlerisch-ästhetische Medien und Angebote individuelle Bildungsprozesse ermöglichen möchte«*. Neben einer theoretischen Einbettung und Grundlegung kulturpädagogischer Arbeit vermittelt Sting am Beispiel der ›Pädagogischen Aktion München‹ auch einen Einblick in die Praxisfelder dieses jungen pädagogischen Arbeitsansatzes, der angesichts einer pluralen Kultur *»gesellschaftskritisch ›vernünftig modern‹ und zeitgemäß ›sinnlich postmodern‹ zugleich«* sein will. Der zuletzt erschienene, von **Norbert Sievers** und **Bernd Wagner** herausgegebene fünfte Band versammelt unter dem Titel **Blick zurück nach vorn. 20 Jahre Neue Kulturpolitik** (Hagen/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 1994, 323 S.) den Großteil der Referate, die auf dem von der »Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.« unter gleichem Titel im Mai 1993 in Dortmund veranstalteten Kongreß gehalten wurden. Ziel des Kongresses war es, in mehreren Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen zum einen eine Bestandsaufnahme der in zwanzig Jahren geleisteten Arbeit vorzunehmen und zum anderen Ausblicke auf die seit dem Zugewinn der ehemaligen DDR in vielfacher Hinsicht neu sich stellenden

Aufgaben zu bieten und dabei, so die Herausgeber in der »Vorbemerkung«, zugleich deutlich zu machen, *»daß eine neue Phase der Kulturpolitikentwicklung begonnen hat, die allerdings nach Ansicht der Veranstalter in der Tradition der Reformprogrammatik der vergangenen zwei Jahrzehnte steht«.*

Nachdem der in den zwanziger Jahren von David Rjasanov begonnene und nach seiner Verhaftung und Verbannung von Vladimir Adoratskij weitergeführte Versuch der Herausgabe einer Gesamtausgabe der Werke von Marx und Engels gescheitert war, schien der von den Instituten für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU bzw. beim ZK der SED gestartete zweite Versuch unter einem glücklicheren Stern zu stehen. Als sich im Herbst 1989 jedoch das Ende der staatssozialistischen Systeme anbahnte, war zunächst auch die weitere Herausgabe der »Marx-Engels-Gesamtausgabe« (MEGA) gefährdet; bis zu diesem Zeitpunkt waren seit Mitte der siebziger Jahre immerhin rund vierzig Bände bzw. Teilbände erschienen. Aber bereits im Mai 1992 wurde – initiiert von Mitarbeitern des Amsterdamer »Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis« und des Trierer Karl-Marx-Hauses – eine »Internationale Marx-Engels-Stiftung« (IMES) ins Leben gerufen, die nunmehr – nachdem mittlerweile die Regularien für die weitere Herausgabe der MEGA geklärt sind – für die Fortführung dieses bedeutenden Projektes verantwortlich zeichnet. Eine der wichtigsten Aufgaben der IMES bestand in der Erarbeitung neuer Editionsrichtlinien, die sich, im Gegensatz zu den unter Ideologieverdacht stehenden bisherigen Richtlinien, so der Vorsitzende der Redaktionskommission der IMES Jacques Grandjonc im Vorwort zu den **Editionsrichtlinien der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA)** (Berlin: Dietz Verlag, 1993, 239 S.), *»einem pluralistischen Wissenschaftsverständnis verpflichtet«* wissen und sich *»ausschließlich an den anerkannten Standards historisch-kritischer Forschung und Edition orientieren«.* Im März 1992 fand in Aix-en-Provence eine Konferenz statt, auf der die anwesenden Mitarbeiter der IMES-Gremien, Editionsspezialisten und langjährige Mitarbeiter an der MEGA eine Neufassung der bis dahin geltenden Editionsrichtlinien diskutierten und entsprechende Empfehlungen für eine Neufassung erarbeiteten. Bereits im Juli 1992 konnten die Editionsrichtlinien von der Redaktionskommission der IMES verabschiedet werden; im November 1992 schließlich wurden ergänzende Hinweise zur Anwendung der Editionsrichtlinien angenommen. Der nunmehr gedruckt vorliegende, rund hundert Seiten umfassende und durch ein Register erschlossene Text der Editionsrichtlinien sowie der Hinweise für die Anwendung der Editionsrichtlinien der MEGA wird ergänzt durch einen dokumentarischen Anhang, der die seit 1976 geltenden (eine erste Fassung war bereits in dem 1972 erschienenen »Probeband« der MEGA veröffentlicht worden), seinerzeit aber nicht veröffentlichten Editions- und Redaktionsrichtlinien sowie die in den Jahren 1982 bis 1984 erschienenen insgesamt 25 kurzen Nachträge dazu enthält.

In breiteren Kreisen bekannt geworden ist Hermann Weber sicherlich vorwiegend durch seine zahlreichen Arbeiten zur Geschichte der DDR. Für den im engeren Sinne an der Geschichte der Arbeiterbewegung Interessierten relevanter sind ohne Zweifel seine Arbeiten insbesondere zur KPD in den zwanziger und dreißiger Jahren, darunter sein Ende der sechziger Jahren erschienenes zweibändiges Standardwerk »Die Wandlung des deutschen Kommunismus«, das es seinerzeit sogar zu Raubdruck-Ehren ge-

bracht hatte. In dem von **Klaus Schönhoven** und **Dietrich Staritz** herausgegebenen Band **Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag** (Köln: Bund-Verlag, 1993, 680 S.) umfaßt alleine die Auswahlbibliographie von Webers Schriften knapp dreißig Seiten. In vier Kapiteln – Sozialismus-Idee und Programm/Deutsche und internationale Arbeiterbewegung seit dem 19. Jahrhundert/ Deutschland in der geteilten Welt/ Osteuropa vor und nach dem Umbruch – haben die Herausgeber insgesamt 33 Beiträge versammelt, auf deren Vielfalt im einzelnen einzugehen an dieser Stelle nicht der Platz ist. Dem Charakter einer Festschrift entsprechend, werden jene Themengebiete abgehandelt, zu denen sich auch Weber im Laufe der Jahre in der ein oder anderen Weise geäußert hat, ohne daß dabei in jedem Fall unbedingt neue Forschungsergebnisse vorgestellt werden. Von besonderem Interesse ist der einleitende Beitrag »Karl Marx und der Ausgang der proletarischen Revolution. Eine philosophische Geschichtsbetrachtung« von Helmut Fleischer, der zu Recht davon ausgeht, daß die Begriffe Sozialismus und Marxismus *»auf einen real- und sozialgeschichtlichen Nenner zu bringen«* sind, statt sie weiterhin, in welcher Absicht auch immer, als bloße Ideologeme zu (miß)brauchen. Was Karl Korsch – Fleischer verweist darauf – vor langer Zeit bereits eingefordert hatte, steht in weiten Bereichen immer noch aus: *»eine ›Historisierung‹ des Arbeitersozialismus und des Sowjetsozialismus«.* Das aber setzt voraus, daß man sich nicht der irrigen Meinung hingibt, derzufolge nach dem Untergang der realsozialistischen Systeme die Geschichte an ihrem Ende angelangt sei, sondern davon ausgeht, daß *»am Ausgang der proletarischen Revolution... der Wiedereintritt in die Großepoche der bürgerlichen Revolution«* im Sinne einer noch längst nicht abgeschlossenen *»zivile*(n) *Vergesellschaftung«* ansteht.

Archiv für alternatives Schrifttum in NRW (afas)

In den sechziger Jahren ist in der Bundesrepublik einiges in Bewegung geraten; die Studentenbewegung war nur die Spitze eines Eisbergs. Seitdem bildeten sich an vielen Orten Bürgerinitiativen, Stadtteil- und Betriebsgruppen, Frauenprojekte, Selbsthilfegruppen im sozialen und kulturellen Bereich, Studenten-, Schüler und Lehrlingsgruppen, Parteiansätze etc. Fast alle diese Gruppen erstellten oder erstellen Zeitungen, Dokumentationen, Protokolle, Flugblätter, Plakate, Arbeits- und Diskussionspapiere. Da viele dieser Initiativen recht kurzlebig sind oder waren, verschwinden mit ihnen häufig auch die Dokumente, die sie erarbeitet haben. Damit geht auch ein Teil der dezentralen, alternativen Kulturgeschichte verloren.
Das »Archiv für alternatives Schrifttum in NRW« versucht, diesem Mißstand abzuhelfen. Mit dem Sammeln und Erschließen der oben aufgezählten Materialien wird ein Stück dezentraler, lokaler und alternativer Geschichte bewahrt und öffentlich zugänglich gemacht. Das afas trägt damit dazu bei, daß die Geschichte der linken und alternativen Bewegungen nicht zu einer Geschichte der verschollenen Dokumente wird. Schwerpunkt der Sammlung ist Nordrhein-Westfalen, doch im Laufe der Jahre hat sich auch der Bestand an Materialien aus der gesamten Bundesrepublik zu einem eigen-

ständigen und umfangreichen Sammelgebiet erweitert. Auch wichtige Dokumente von Bürgerinitiativen und Basisbewegungen der ehemaligen DDR werden gesammelt.
Einige Zahlen und Fakten:
Das afas ist 1985 gegründet worden. Die erschlossenen Bestände, rund 300 Regalmeter, erfassen zur Zeit 1.700 katalogisierte Periodika mit zusammen ca. 45.000 Einzelheften sowie ca. 15.000 Flugblätter. 1993 konnten wir dank der Hilfe des nordrhein-westfälischen Kultusministeriums damit beginnen, die ca. 3.000 Broschüren und Dokumentationen zu erschließen. Größere unerschlossene Bestände, auch Plakate, warten auf die Bearbeitung. Erste Hilfe dabei leistet 1993 die Ökologie-Stiftung NRW. Der Normalbetrieb läuft nach wie vor über ehrenamtliche Arbeit und wird durch Mitgliedsbeiträge und Spenden finanziert.
Viele Projekte unterstützen uns dadurch, daß sie uns ihre Publikationen kostenlos zur Verfügung stellen. So beziehen wir zur Zeit rund 350 Freiabos. Ohne diese Hilfe wäre das Archiv nicht zu betreiben.
Der Trägerverein des Archivs ist gemeinnützig. Dies bietet u.a. die Gewähr, daß einmal in die Sammlung aufgenommene Materialien nicht mehr privatisiert werden können (Leihgaben sind davon natürlich ausgenommen).
Bitte um Mithilfe:
Das Zusammentragen der aufgezählten Materialien ist sehr aufwendig und hängt von vielen Zufällen ab. Deshalb sind wir sehr auf Hilfe angewiesen. Wer hat noch Zeitschriften, Stadtblätter, Broschüren, Dokumentationen, Flugblätter, Protokolle, Studentenzeitungen, Zentralorgane von Parteiaufbauorganisationen etc. aus der Nachkriegszeit bis heute? Wer kennt noch Leute, die derartige Materialien besitzen? Wir sind auch an Leihgaben interessiert.
Hinweise sowie nähere Informationen:

Archiv für alternatives Schrifttum (afas)
Schwarzenberger Str. 147
47226 Duisburg
Tel.: 02065/74715 (auch Anrufbeantworter)

Besetzt ist das Archiv immer mittwochs von 17.00 bis 20.00 Uhr; darüber hinaus häufig, aber unregelmäßig.

Berliner Gesellschaft zum Studium sozialer Fragen e.V. (BGSSF e.V.)

Seit Anfang 1989 existiert die gemeinnützige Berliner Gesellschaft zum Studium sozialer Fragen e.V. (BGSSF e.V.). Wir haben uns folgende Aufgaben gestellt:
- Einrichtung einer Bibliothek zur Geschichte und Gegenwart sozialer Bewegungen mit den Schwerpunkten Anarchismus, Syndikalismus, Antimilitarismus und anderen freiheitlich-sozialistischen Strömungen.
- Aufbau einer Datenbank des deutschsprachigen Anarchismus (DadA).
- Organisierung von Bildungsveranstaltungen und Herausgabe einer wissenschaftlichen Schriftenreihe.

Im Dezember 1993 hat die BGSSF e.V. ihre libertäre Bibliothek »Barbata« in den Räumen des Info- und Medien-Cafés »El Locco« (Kreuzbergsstr. 43, 10965 Berlin) er-

öffnet (Öffnungszeiten: Mittwochs 11 – 20 Uhr; Freitags 17 – 20 Uhr; Samstags 17 – 19 Uhr).
Damit wurden große Teile des seit 1989 existierenden Archivs der BGSSF e.V. der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Zu den genannten Schwerpunkten sammelt die BGSSF e.V. alle Bücher, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und andere Materialien ohne zeitliche Begrenzung. Durch Schenkungen und Spenden konnte der Bibliotheksbestand bisher auf etwa 4.000 Buch- und Broschürentitel aufgestockt werden, ein weiterer Ausbau ist geplant.
Desweiteren strebt die BGSSF e.V. die Funktion einer Informationsstelle für die libertäre Forschung an, um beratende und/oder vermittelnde Hilfestellung bei der Materialsuche, Erstellung von Bibliographien u.ä. zu leisten. Hierbei wurden besonders im Bereich der EDV-gestützten Dokumentation der deutschsprachigen libertären Publizistik bereits deutliche Fortschritte erzielt. So können über die »Datenbank des deutschsprachigen Anarchismus« (DadA) gegenwärtig die Daten von über 1.400 Periodika und ca. 3.000 Monographien für vielfältige Recherchen genutzt werden. (Nähere Informationen zum Stand und zu den Nutzungsmöglichkeiten der Datenbanken können dem DadA-Info 1/1993 entnommen werden.)
Schließlich will die BGSSF e.V. Seminare und Tagungen anbieten, um einer interessierten Öffentlichkeit die Geschichte und Gegenwart freiheitlicher Ideen nahezubringen und deren Weiterentwicklung zu fördern. Eine wissenschaftliche Schriftenreihe wird die Ergebnisse dieser Seminare und Tagungen einem größeren Publikum bekannt machen. Zu diesem Zweck haben wir auf der Mitgliederversammlung im Januar 1993 die inhaltliche und organisatorische Zusammenarbeit mit dem »Libertären Forum Berlin« beschlossen. Das »Libertäre Forum Berlin« bereichert die BGSSF e.V. mit den Erfahrungen einer langjährigen Praxis von öffentlich durchgeführten Veranstaltungen zu den unterschiedlichsten libertären Themengebieten. Außerdem existiert auch die Schriftenreihe des »Libertären Forums Berlin« (früher im Eigenverlag, zuletzt im OPPO-Verlag).
Die BGSSF e.V. verfügt als Verein nur über sehr bescheidene Mittel. Zur Zeit ist die Fortsetzung unserer Arbeit besonders durch eine gravierende Mieterhöhung für die Archivräume gefährdet, die wir aus eigenen Mitteln nicht mehr bestreiten können. Daher ist die BGSSF e.V. dringend auf die finanzielle Unterstützung durch FreundInnen, SympathisantInnen und InteressentInnen angewiesen.
Eine weitere Möglichkeit der Förderung unserer Arbeit sind Sachspenden (wie Bücher, Zeitschriften u.a. Materialien). Laut Satzung ist garantiert, daß alle dem Verein überlassenen Materialien nicht privatisiert werden können. Das heißt, selbst im Falle einer Auflösung des Vereins würden die Archivalien immer in eine öffentliche, gemeinnützige Institution eingehen. Finanzielle Zuwendungen können selbstverständlich zweckbestimmt werden und sind aufgrund der vom Berliner Finanzamt anerkannten Gemeinnützigkeit der BGSSF e.V. in voller Höhe steuerlich absetzbar.
Für weitergehende Informationen wendet Euch bitte an folgende Postanschrift:
BGSSF e.V., c/o Markus Henning, Kantstr. 23, 10623 Berlin. Bankverbindung: Postgirokonto Berlin 29 82 61-103 (BLZ 100 100 10).

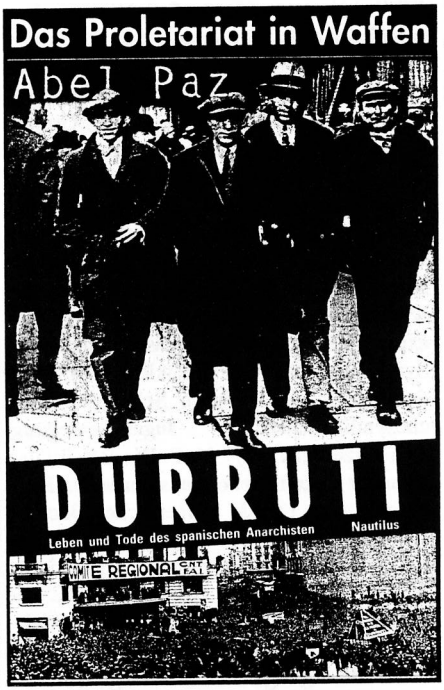
Im August 1989 starb Jean Barrué, eine der bedeutendsten Gestalten der anarcho-syndikalistischen Bewegung in Frankreich. Zwei seiner Freunde planen, Dokumente von und über ihn (Artikel, Briefe, Zeugnisse und Erinnerungen) in französischer und deutscher Sprache zu sammeln, um sie zu veröffentlichen. Der Sammelband soll das Wirken Jean Barrués, sein Leben, seine Ideen und seine Kämpfe veranschaulichen.
Wer das Projekt unterstützen möchte wird gebeten, geeignete Materialien an das CIRA zu schicken.

CIRA (Centre International de Recherches zur l'Anarchisme)
avenue de Beaumont 24
CH-1012 Lausanne

Abel Paz

DURRUTI. LEBEN UND TODE DES SPANISCHEN ANARCHISTEN

Die Lebensgeschichte dieses *El Cid des Anarchismus* dokumentiert über Durrutis persönlichen Werdegang hinaus die wichtigen Ideen und sozialen Bewegungen einer ganzen Epoche. Die Biographie von Abel Paz präsentiert die Innenansicht der sozialen Gärung und politischen Kämpfe, führt in Fabriken, Gefängnisse, abgelegene Dörfer und Verbannungsorte, zeigt das Alltagsleben Durrutis und seiner Kampfgefährten, der Autor schildert ihre Vorstellungen und Diskussionen, läßt die ganze dramatische Atmosphäre von Streiks, Aufständen und heroischen Aktionen intensiv vor dem Leser erstehen. Abel Paz, der aktiv am Bürgerkrieg teilnahm und mehr als zehn Jahre in Francos KZs und Gefängnissen inhaftiert war, schreibt von Durrutis Fluchten, von seinem Leben im Untergrund und von seinen Zeiten des Exils. Wir sehen ihn mit seinen Weggefährten in Frankreich und in Belgien, als Guerillero in Lateinamerika und auf Kuba. Schließlich beschreibt und analysiert der Autor die soziale Revolution innerhalb des spanischen Bürgerkriegs, als der libertäre Sozialismus in den Fabriken und landwirtschaftlichen Kollektiven 1936 für einen historischen Augenblick lang sein konstruktives Gesicht zeigen konnte.



Aus dem Spanischen übersetzt von Luis Bredlow. 820 Seiten, 180 Fotografien, Großformat, geb. mit Schutzumschlag. DM 68,- / öS 530 / sFr 69,-.

DIE AKTION

Zeitschrift für Politik, Literatur, Kunst. Heft 109/112 = »USA. Bewohnbar wie der Mond.« Sylvie Deneuve / Charles Reeve: Reise durch ein krisengeschütteltes Amerika 64 Seiten, 8,- DM. Im März erscheint Heft 113/119 = Im Inneren der Festung. Momentaufnahmen aus Europa. Internationale Beiträge zur politischen und sozialen Situation. 116 Seiten, 14,- DM. Heft 120/122 = Italien Dossier (II). Martin Rheinländer: Integration und Klassenkampf (I) u.a.m. 52 Seiten, 6,- DM

verlegt bei Edition Nautilus

Fordert unseren Gesamtkatalog an! Am Brink 10 / 21029 Hamburg

NEUERSCHEINUNG IM LIBERTAD VERLAG BERLIN

Hartmut Rübner

Freiheit und Brot

Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands
Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus

Archiv für Sozial- u. Kulturgeschichte, Bd. 5 / Originalausgabe / 320 Seiten, Hardcover / erscheint im Juli 1994. Subskriptionspreis bei Direktbestellung beim Verlag bis zum 31. 7. 1994: DM 45,00 – **Best-Nr. 505/S**; ab August 1994 regulärer Ladenpreis: DM 52,00 – **Best-Nr. 505**

INHALT: 1. Die Entwicklung des organisierten Anarchismus im Kaiserreich / 2. Von der gewerkschaftlichen Opposition zur syndikalistischen 'Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften (FVdG)' / 3. Die Entwicklung der FAUD: Der Anspruch einer Gesellschaftstransformation und die Realität der gewerkschaftlichen Praxis / 3. 1. Die Rekonstituierung der 'Freien Vereinigung' / 3. 2. Das anarchosyndikalistische Gewerkschaftsverständnis / 3. 3. Die rheinisch-westfälische FAU / 3. 4. Die FAUD und die Rätebewegung / 3. 5. Zur Bedeutung anarchistischer Einflüsse / 4. Der organisatorische Aufbau der FAUD / 5. Die Sozialstruktur der FAUD / 5. 1. Die Bedeutung der handwerklichen Traditionen in der Endphase der Industrialisierung / 5. 2. Der Anarchosyndikalismus als eine Organisation der Industriearbeiterschaft / 6. Die oppositionellen Strömungen und das Verhältnis zum organisierten »Linkskommunismus« / 7. Der anarchosyndikalistische Einfluß in der Seeleute- und Schifferbewegung ('Seemannsbund' u. 'Schiffahrtsbund') / 7. 2. Anarchosyndikalismus und Unionismus in internationalen Zusammenhängen: Die 'Industrial Workers of the World (IWW)' in Deutschland / 7. 3. Die anarchosyndikalistische Binnenschifferorganisation / 8. Die »direkte Aktion« im Wechsel tagespolitischer Ereignisse: Revolution oder Tarifvertrag / 9. Die ideologischen Grundlagen und die ideengeschichtliche Entwicklung des Anarchosyndikalismus in Deutschland / 10. Die FAUD zwischen Kulturbewegung und Gewerkschaftsorganisation / 11. Der Anarchosyndikalismus als soziokulturelle Bewegung abseits gewerkschaftlicher Zusammenhänge / (Siedlungsexperimente und Genossenschaftsprojekte, Syndikalistische Frauenbünde, »freie Kindergruppen« und »freien Schulen«, anarchosyndikalistische Jugendbewegung, 'Schwarze Scharen') / 11. 2. Die Beteiligung an außer- und nebenorganisatorischen Kulturinitiativen ('Gilde freiheitlicher Bücherfreunde', 'Reichsverband für Geburtenregelung und Sexualhygiene', organisierter Antiklerikalismus und Atheismus) / 12. Die Entstehungsbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten anarchosyndikalistischer Bewegungen in der vergleichenden Perspektive / ANHANG: Quellen- und Literaturverzeichnis / Bibliographie: Die Periodika des Anarchosyndikalismus in Deutschland (1914–1939) / Register der Personen, Organisationen und geographischen Namen / Bilddokumentation.

Erhältlich ist das Buch beim:

LIBERTAD VERLAG BERLIN
Jochen Schmück
Postfach 440 349 – 12003 Berlin

Heft 1

Jacques Rancière/ Patrice Vauday:
Auf dem Weg zur Weltausstellung: Der Arbeiter, seine Frau und die Maschinen
Alexander Brandenburg/Johannes Materna:
Zum Aufbruch in die Fabrikgesellschaft: Arbeitersiedlungen
Kajo Burkhard:
Erkundung der Lebenswirklichkeit der "arbeitenden Klassen" - Thomas Hodgskins "Travels in the North of Germany" (1820)
Alexander Brandenburg:
Zur Geschichte des Londoner Arbeiterbildungsvereins
Gareth Stedman Jones:
Die Grenzen einer proletarischen Theorie in England vor 1850
Gottfried Mergner:
Johannes Knief und seine Region. Teil I

ISBN 3-87956-131-1 120 S. DM 12,-

Heft 2/3

Kajo Burkhard:
Zwischen Autonomie und Philantropie. Zu den Anfängen der Arbeiterbildung in England
Gottfried Mergner:
Johannes Knief und seine Region. Teil II
Marcel van der Linden:
Der "wilde" Rotterdamer Hafenstreik 1979
Detlef Roßmann:
Statische Repräsentanz: Kommunistische Öffentlichkeit in einer Kleinstadt der Weimarer Republik

ISBN 3-87956-133-8 160 S. DM 16,-

Heft 4

Anneliese Bergmann:
Geburtenrückgang - Gebärstreik. Zur Gebärstreikdebatte 1913 in Berlin
Alexander Brandenburg/Wolfgang Braunschädel/ Jörg Hausmann/Johannes Materna:
Ruhr - Universität Bochum
Dominique Vanoli:
Die Seidenklöster
Gareth Stedman Jones:
Die Grenzen proletarischer Theoriebildung in England vor 1850

ISBN 3-87956-138-9 128 S. DM 12,-

Heft 5

Erhard Lucas-Busemann:
Hat Friedrich Ebert dem Mechterstädter Arbeitermord vom 25. März 1920
nachträglich eine legale Grundlage zu geben versucht?
James Wickham:
Sozialfaschismus und Spaltung der Arbeiterbewegung: Arbeiter und politische Parteien im Raum Frankfurt 1929/30
Joachim Bruhn:
Thesen zum nationalsozialistischen Arbeitsbegriff, seinem historischen Umfeld und seinen Konsequenzen
Martin Chalmers:
Notizen zur Nazi-Propaganda
Paul Avrich:
Die Pariser Kommune und ihr Erbe
Helga Grubitzsch:
Mutterschaft und Mutterideologie in der Geschichte der Frauenbewegung
Gottfried Mergner:
Anmerkungen zu Henry Jacoby, Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus
Ojars J. Rozitis:
Beobachtungen zu zwei Vorträgen: Richard Johnson und Jürgen Kuczynski

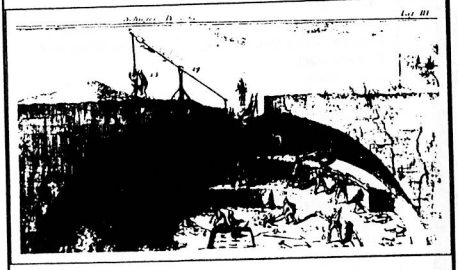
ISBN 3-87956-146-X 128 S. DM 12,-

Heft 6

Bernd Nitzschke:
Die nationalsozialistischen "medizinischen" Experimente oder
Die Vernunft empört sich über ihr Spiegelbild, in dem sie nicht sich, sondern das Andere erblickt
Jürgen Langenbach:
Die Dialektik der Arbeit und ihr Ende. Bemerkungen zum Maschinensturm
Angela McRobbie:
Die Furcht vor dem Faschismus: alte Geschichten neu erzählt
Ulrich Wyrwa:
Der Alkoholgenuß der Hamburgischen Unterschichten (1750 - 1850)
Manfred Liebel:
Die Arbeit kann uns gestohlen bleiben! Historische Skizzen zur Arbeitslust bei Jugendlichen
Bernd Klemm:
Gottfried Mergners "Anmerkungen zu Henry Jacoby" oder
Die Demontage einer politischen Vaterfigur
Wolf Raul:
Thesen zum intellektuellen Gebrauch
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-400-0 128 S. DM 14,-

Bochumer **Archiv**
für die Geschichte des
Widerstandes und der Arbeit



No. 7
Germinal

Aus dem Inhalt:
Schieferdörfer im Linksrheingebiet
Die blutigen Marktunruhen vom 2. Juli 1919 in Dortmund
Arbeiterbewegung und Widerstand in Wetzlar 1933
Intelligencija: Frauen und Arbeiterinnen in städtischen Zirkeln Rußlands, 1870 - 1900
Ein Streik in Sowjetrußland, 1918 - 1920

Heft 7

Christoph Bartels:
Schieferdörfer im Linksrheingebiet: Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeit
in ländlichen Mittelgebirgsregionen seit dem Ende der Feudalzeit
Martin Chalmers:
Von Kirschen, Erdbeeren und einer Ente. Die blutigen Marktunruhen vom 2. Juli 1919. Ein Beitrag zur unruhigen Geschichte Dortmunds und der Dortmunder
Dieter Gündisch:
Arbeiterbewegung und Widerstand in Wetzlar 1933
Beate Fieseler:
'Dienst am Volk' oder revolutionäre Massenbewegung?
Intelligencija-Frauen
und Arbeiterinnen in städtischen Zirkeln Rußlands, 1870 - 1900
Vladimir Brovkin/Beate Fieseler:
Ein Streik in Sowjetrußland. Arbeiterprotest und bol'sevistische Reaktion:
Elemente von Kontinuität und Wandel im Zeitraum 1918 - 1920
Petra Weber:
Der Assoziationsgedanke der Anarchisten zwischen frühsozialistischem
Erbe und Praxis der Arbeiterbewegung
Wolfgang Dengel:
Stadtsanierung in Bochum: Das Heusnerviertel
Wolfgang Braunschädel/Alexander Brandenburg:
Anmerkungen zur Auferstehung alter Mythen in neuem Gewand
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-407-8 192 S. DM 22,-

Bochumer **Archiv**
für die Geschichte des
Widerstandes und der Arbeit

No. 8
Germinal

Aus dem Inhalt:
Zur Geschichte der »Amigos de Durruti«
Mujeres Libres - anarchistische Frauen in Revolution und Widerstand
Zeitungsinterview mit Carl Einstein aus dem Jahre 1938
Das Buch der Abschaffungen. Bericht über nachgelassene Aufzeichnungen von Karl Korsch
Der Mann, der nicht B. Traven war
Zur Biographie Robert Bek-grans
Anarchosyndikalisten und Nationalsozialisten in Mengede

Heft 8

Walther L. Bernecker:
"Reiner" oder "syndikalistischer" Anarchismus? Zum Spannungsverhältnis libertärer Organisationen in Spanien
Hans Schafranek/Werner Wögerbauer:
Anmerkungen zur Geschichte der "Amigos de Durruti"
Sabine Behn/Monika Mommertz:
Mujeres Libres - anarchistische Frauen in Revolution und Widerstand
Reinhold Görling:
Vorbemerkungen zu einem Zeitungsinterview mit Carl Einstein aus dem Jahre 1938
Sebastià Gasch:
Einige sensationelle Erklärungen von Carl Einstein
Ulrich Linse/Michael Rohrwasser:
Der Mann, der *nicht* B. Traven war. Zur Biographie Robert Bek-grans
Michael Buckmiller:
Anmerkungen zu Heinz Langerhans und seinem Bericht über das "Buch der Abschaffungen" von Karl Korsch
Heinz Langerhans:
Das Buch der Abschaffungen. Bericht über nachgelassene Aufzeichnungen von Karl Korsch
Andreas Müller:
Aufbruch in neue Zeiten. Anarchosyndikalisten und Nationalsozialisten in Mengede in der Frühphase der Weimarer Republik
Manfred Grieger:
Die Bochumer Bevölkerung und die ausländischen Arbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge 1939 - 1945
Willy Buschak:
Kellner im Widerstand
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-408-6 208 S. DM 22,-

Heft 9

Hans Schafranek:
Hakenkreuz und rote Fahne. Die verdrängte Kooperation von Nationalsozialisten und Linken im illegalen Kampf gegen die Diktatur des 'Austrofaschismus'
Ulrich Linse:
Die "Schwarzen Scharen" - eine antifaschistische Kampforganisation deutscher Anarchisten
Ute Daniel:
Frauen in der Kriegsgesellschaft 1914 - 1918: Staatliche Bewirtschaftungspolitik und die Überlebensstrategien der Arbeiterfrauen
Sabine Behn:
"...und die Mädels verbengeln und verwildern!" Mädchen in der Jugendbewegung - Tradierungen und Abgrenzungen von weiblichen Rollenzuweisungen
Michael Buckmiller:
Sozialer Mythos und Massenbewegung. Zur Problematik der Sorel-Rezeption in Deutschland
Martin Henkel:
Jürgen Kocka - ein Historiker der Nationalen Identitäts-Stiftung
Peter Kröger:
Die Zweite Reichsgründung zu Worms und ihr Sendbote Bahro
Ulrich Linse:
Robert Bek-gran - ein Nachtrag
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-409-4 168 S. DM 22,-

Heft 10

Reinhart Kößler:
Überstunden für die "Aurora". Betriebskomitees in der Petrograder Rüstungsindustrie 1917 zwischen Betriebsräson und Selbstbestimmung
Otto Langels:
Die Revolutionären Industrieverbände. Gewerkschaftspolitik in der Weimarer Republik zwischen Freien Gewerkschaften und KPD
Hans Schafranek:
"Unpersonen": Spanienkämpfer zwischen Verrat und Widerstand in Österreich 1938 - 1944
Willy Buschak:
Schwalben der Arbeit - ein Beitrag zur Geschichte der Bäckereiarbeiter und des Anarchismus in Argentinien
Gernot Volger:
Max Hoelz - Kämpfer, Rebell, Revolutionär
Joachim Bruhn:
Abschaffung des Staates. Thesen zum Verhältnis von anarchistischer und marxistischer Staatskritik
Bodo Schulze:
Autonomia - Vom Neoleninismus zur Lebensphilosophie. Über den Verfall einer Revolutionstheorie
Raniero Panzieri:
Sieben Thesen zur Frage der Arbeiterkontrolle (mit einer Vorbemerkung von Bodo Schulze)
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-410-8 224 S. DM 22,-

Ich werde niemals arbeiten,
meine Hände sind rein.

Louis Aragon

DM 26,-

Heft 11

Robert Laube:
"...der Zeitpunkt, wo die Ehre es nicht mehr zuläßt, das Bremsen weiter zu betreiben!"
Binnendifferenzierung und Konfliktrationalität in der Bochumer und Langendreerer Bergarbeiterschaft 1860 bis 1914
Siegbert Wolf:
"...bis die Bestie Kapitalismus niedergerungen und der Moloch Staat zertrümmert ist."
Der erste Prozeß des Volksgerichtshofs gegen die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) im Sommer 1936
Willy Buschak:
Das Leben des Emilio Lopez Arango
Rolf Wörsdörfer:
Trotzki und die nationale Frage auf der Balkanhalbinsel (1908 - 1914)
Aleksandr J. Watlin:
Die Geburt der Einheitsfronttaktik: Die russische Dimension
Jacques Wajnsztejn:
Gewalt und Revolution
Sozialismus als Realfiktion.
Frühe linkskommunistische Kritik am sowjetischen Staatskapitalismus. Eine Dokumentation (mit einer Vorbemerkung von Wolf Raul)
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-411-6 304 S. DM 26,-

Heft 12

Fritz Keller:
Von Lenin zu Stalin. Kontinuität und Bruch in der russischen Deutschlandpolitik
Dirk Heißerer:
Einsteins Verhaftung. Materialien zum Scheitern eines revolutionären Programms in Berlin und Bayern 1919
Marianne Kröger:
Carl Einstein im Spanischen Bürgerkrieg: Gratwanderungen zwischen Engagement und Desillusionierung. Die Jahre 1937 und 1938 anhand von Briefen und des Interviews in "La Vanguardia" vom 24. Mai 1938
Carl Einstein erläutert den Mehrfrontenkrieg und die Kriegspläne des Nazifaschismus
Václav Tomek:
Tschechischer Anarchismus um die Jahrhundertwende
Wolf Raul:
Vorschein und Nachwehen. Hugo Sonnenschein. Ein Dichter gerät in die Politik
Hugo Sonnenschein:
Närrisches Büchel
Jochen Schmück:
Der deutschsprachige Anarchismus und seine Presse. Ein Forschungsbericht
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-412-4 288 S. DM 26,-